

# **Wahrheit. Urteilen. Behaupten**

**Der Begriff des Urteils in der Philosophie Gottlob Freges**

ABHANDLUNG

zur Erlangung der Doktorwürde  
der Philosophischen Fakultät  
der Universität Zürich

vorgelegt von

Christoph C. Pfisterer

von Basel (BS)

Angenommen im Herbstsemester 2009 auf Antrag von

Prof. Dr. Katia Saporiti (Zürich)  
a.O. Univ. Prof. Dr. Gabriele Mras (Wien)

Zürich, 2013



# Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung</b>	<b>6</b>
<b>1 Der Urteilsstrich</b>	<b>12</b>
1.1 Befürworter und Gegner des Urteilsstrichs . . . . .	12
1.2 Der Urteilsstrich in der <i>Begriffsschrift</i> . . . . .	19
1.3 Der Urteilsstrich in den <i>Grundgesetzen</i> . . . . .	29
1.4 Bezeichnungssurteile . . . . .	38
<b>2 Schliessen und Erkennen</b>	<b>44</b>
2.1 Keine Schlüsse aus falschen Prämissen . . . . .	44
2.2 Schlüsse als Urteilsfällungen . . . . .	50
2.3 Schlussregel . . . . .	52
2.4 Schlussketten . . . . .	58
2.5 Indirekte Beweise . . . . .	66
<b>3 Isoliertes Urteilen</b>	<b>72</b>
3.1 Urteilen und Fürwahrhalten . . . . .	72
3.2 Urteilen als Fortschreiten . . . . .	79
3.3 Urteilen als Unterscheiden . . . . .	90
3.4 Urteilen als Wählen . . . . .	93
<b>4 Urteilen als Anerkennen</b>	<b>102</b>
4.1 Zur Bedeutung von <i>anerkennen</i> . . . . .	102
4.2 Juristisches Anerkennen . . . . .	105
4.3 Ontisches Anerkennen . . . . .	109
4.4 Epistemisches Anerkennen . . . . .	114
4.5 Die Adverbialtheorie des Urteilens . . . . .	121
<b>5 Behaupten</b>	<b>132</b>
5.1 Behauptende Kraft . . . . .	132
5.2 Mehr als laute Urteile . . . . .	143
<b>6 Moores Paradox</b>	<b>152</b>
6.1 Moores Analyse des Implizierens . . . . .	153

## *Inhaltsverzeichnis*

---

6.2	Die Absurdität Moore'scher Überzeugungen . . . . .	158
6.3	Auf die Wahrheit zielen . . . . .	167
<b>7</b>	<b>Die Einheit des Urteils</b>	<b>172</b>
7.1	Das Problem der Prädikation . . . . .	172
7.2	Die Heteronomie von Begriffen . . . . .	177
7.3	Multiple Dekomponierbarkeit und Beleuchtung . . . . .	184
<b>8</b>	<b>Schluss</b>	<b>190</b>
	<b>Siglen</b>	<b>193</b>
	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>195</b>

## Danksagung

Für meine Doktorarbeit bin ich vielen Menschen zu Dank verpflichtet. Besonders herzlich danke ich meinen beiden Referentinnen Katia Saporiti und Gabriele Mras für ihre Unterstützung und Geduld. Sie haben mir viele Anregungen gegeben und wesentlich dazu beigetragen, dass mir die Beschäftigung mit Freges Philosophie Freude bereitet hat. Die vielen konstruktiven Kommentare von Katia Saporiti zu einer früheren Fassung waren von unschätzbarem Wert. Ich danke auch den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des „Kolloquiums für Theoretische Philosophie“ von Peter Schulthess und Hanjo Glock sowie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des „Ideenkolloquiums“ von Katia Saporiti am Philosophischen Seminar der Universität Zürich. Des Weiteren danke ich den Veranstaltern der GAP-Doktorandentagung 2008 an der Universität Regensburg. Die Einladung nach Regensburg gab mir die Gelegenheit, meine Arbeit in einem fortgeschrittenen Stadium zu präsentieren. Die Rückmeldungen von Hans Rott, Alex Burri, Uwe Meixner, Ralf Busse und Hanjo Glock sowie von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Tagung waren sehr hilfreich und haben mir ein Gefühl dafür gegeben, wie ich meine Gedanken präzisieren muss. Ein weiterer Dank geht an Klaus Petrus, Sarah-Jane Conrad und Silvan Imhof, die mich zweimal nach Bern eingeladen haben, wo ich meine Arbeit im Rahmen von meaning.ch einem Fachpublikum vorstellen durfte. In diesem Zusammenhang habe ich auch Mark Textor und Markus Stepanians kennengelernt, die mir zahlreiche wertvolle Hinweise gegeben haben. Insbesondere der Austausch mit Mark während seines Gastsemesters in Zürich war für mich eine grosse Bereicherung. Matt Moss, Daniel Harris und Daniel Fogal danke ich für die Einladung, meine Arbeit im Rahmen des „New York Philosophy of Language Workshops“ an der NYU zu präsentieren. Ferner danke ich allen, die Teile dieser Arbeit gelesen haben und/oder geduldig mit mir über Frege diskutiert haben: Christoph Baumberger, Christoph Buchs, David Dolby, Adrian Frey, Tim Henning, Ulf Hlobil, Dominique Küenzle, Rainer Lambrecht, Julia Langkau, Christian Nimtz, Bernhard Ritter, Joachim Schulte, Marc Staudacher, Rebekka Studler und Stefan Tolksdorf. Dem Schweizerischen Nationalfonds (SNF) danke ich für die Förderung des Projekts, in dessen Rahmen diese Arbeit entstanden ist.

Ein herzlicher Dank geht an meine Eltern, Geschwister, Schwiegereltern und Freunde, die alle auf ihre Weise zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben. Am meisten danke ich Rebekka – sie hat *alles* getan, um mich bei meiner Arbeit zu unterstützen.

Berkeley, Halloween 2013

*Für Rebekka*

## Einleitung

Gottlob Frege (1848-1925) gebührt fraglos ein fester Platz im Stammbaum der analytischen Philosophie. Die Verdienste reichen weit über die substanziellen Beiträge zur Modernisierung der Logik und zur Philosophie der Mathematik hinaus, die dieser eigenwillige Mathematiker und Philosoph aus Wismar geleistet hat. Sein lebenslanges Vorhaben, die Gesetze der Arithmetik auf ein logisches Fundament zu stellen, wird heute von den meisten zwar als gescheitert betrachtet, aber mit seinem Schaffen hat Frege viele namhafte Denker wie Russell, Wittgenstein und Carnap massgeblich beeinflusst, sodass er aus der heutigen philosophischen Landschaft kaum wegzudenken ist. In Anbetracht der Tatsache, dass Frege zunehmend auch eine historische Figur geworden ist, deren Denken zu ergründen längst zu den Aufgaben der Geschichte der analytischen Philosophie gehört, ist es erstaunlich, dass zentrale Begriffe aus Freges Philosophie bisher kaum erforscht sind. Zu diesen Begriffen gehört der Begriff des *Urteils*.

Die Ausdrücke „Urteil“ und „urteilen“ sind mit wenigen Ausnahmen aus dem philosophischen Aktivwortschatz verschwunden und zum Teil anderen Formulierungen gewichen. In der Alltagssprache werden diese Wörter ebenfalls sehr selten verwendet, und wenn, dann meist mit Präfixen wie in „beurteilen“, „verurteilen“, „aburteilen“ oder „Vorurteil“ oder in spezialisierten Kontexten wie in der Jurisprudenz. Man kann sich leicht davon überzeugen, dass dies zu Zeiten Freges anders war, indem man ein beliebiges Buch seiner intellektuellen Vordenker und Zeitgenossen zu Erkenntnistheorie oder Logik aufschlägt.

Für Frege war *Urteil* oder *urteilen* ein Grundbegriff – er nennt das Urteilen eine „logische Urtätigkeit“ (NS 16). Doch während die analytische Philosophie ihren Gründervater mit zahlreichen Beiträgen zu Wahrheit, Gedanken und Propositionen feiert, wird dem Begriff des Urteilens nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Es gehört zu Freges Vermächtnis, die Logik von den traditionellen Urteilsformen befreit zu haben: Logische Verhältnisse wie die Verneinung, Bedingtheit und Allgemeinheit machen nach Frege nicht unterschiedliche Formen des Urteilens aus, sondern bestimmen den *Inhalt* von Urteilen. Diese Verschiebung zum Urteilsinhalt macht die Unterscheidung zwischen verschiedenen Urteilsformen überflüssig, aber nicht den Urteilsbegriff. Es ist daher angemessen, Frege eine *minimale* Urteilstheorie zuzuschreiben – ‚minimal‘ weil es für Frege nur *eine* Urteilsform gibt: Alle Urteile sind affirmativ.

Was aber heisst es, zu urteilen? – Auf diese Frage versucht die vorliegende Arbeit eine Antwort zu geben. Frege schreibt dazu: „Ein Urteil ist mir nicht das blosses Fassen eines Gedankens, sondern die Anerkennung seiner Wahrheit“ (SB 34). Und in einem nachgelassenen Fragment zur Philosophischen Logik erfahren wir: „Das Ziel des wissenschaftlichen Strebens ist *Wahrheit*. Indem wir etwas innerlich *als wahr anerkennen*, *urteilen* wir, und indem wir das Urteil äussern, behaupten wir“ (NS 2).<sup>1</sup> Frege betitelt diesen Fragmentabschnitt mit den Stichworten „Wahrheit. Urteilen. Behaupten“, welche ich als Titel für die vorliegende Arbeit gewählt habe. Freges Charakterisierungen für das Urteilen machen vor allem eines deutlich: Urteilen ist für Frege nicht blosses Denken, denn ein Urteil beinhaltet zusätzlich zum Fassen eines Gedankens das Anerkennen der Wahrheit dieses Gedankens. Die strikte Trennung zwischen Denken und Urteilen zieht sich durch Freges gesamtes Werk hindurch.

Mit dem Hinweis auf die Verschiedenheit von Urteilen und Denken ist die Ausgangsfrage, was es heisst, ein Urteil zu fällen, freilich nicht beantwortet, und der Begriff des Anerkennens wirft ebenfalls Rätsel auf. Ist die Grenze zwischen Denken und Urteilen so trennscharf, wie Frege behauptet? Oder vollzieht sich unser Denken nicht auch manchmal in Urteilen? Was heisst es, die Wahrheit eines Gedankens anzuerkennen? Kann man auch die Wahrheit falscher Gedanken anerkennen? Widerspricht gar Freges redundanztheoretischer Auffassung der Wahrheit, dass das Anerkennen der Wahrheit ist, was das Urteilen vom blossen Denken unterscheidet? Wir werden feststellen, dass Freges Beschreibungen für das Urteilen mit zahlreichen Schwierigkeiten behaftet sind. Doch die meisten Probleme, die sich im Zusammenhang mit Freges Urteilsbegriff stellen, lassen sich auflösen, wenn man sich von bestimmten Vorstellungen des Verhältnisses zwischen Urteilen und Denken löst. Ich werde auf die einfache Ausgangsfrage eine einfache Antwort geben: Urteilen *ist* Denken – nur anders. Die Arbeit ist wie folgt aufgebaut.

**1. Kapitel.** Für Frege war der Unterschied zwischen Denken und Urteilen so wichtig, dass er ihn in seinem formalen Symbolismus berücksichtigt. Im ersten Kapitel befasse ich mich daher mit der Frage, inwiefern Freges Erläuterungen zum *Urteilsstrich* diesbezüglich Aufschluss geben können. Weil Frege seine Begriffsschrift um 1890 revidiert, vergleiche ich die Rolle des Urteilsstrichs in der *Begriffsschrift* mit derjenigen in den *Grundgesetzen*. Mit diesem logisch-mathematischen Auftakt will ich Freges Werk von Beginn an ins richtige Licht rücken und anachronistische Bezugnahmen auf des-

---

<sup>1</sup>Die kursive Schrift markiert die Hervorhebungen Freges. Ich schliesse mich diesem Gebrauch an und verwende die Kursivschrift für Emphasen, fremdsprachige Fachbegriffe, Titel philosophischer Werke sowie für Begriffe im Sinne Freges. Anführungs- und Schlusszeichen werden für Zitate und Erwähnungen verwendet. Der Ausdruck „Begriffsschrift“ bezeichnet sowohl Freges 1879 erschienenes Werk als auch die darin entwickelte logische Notation. Obwohl die gemeinte Bedeutung meist aus dem Satzkontext hervorgeht, setze ich den Namen für das Werk kursiv, den Namen für die Notation hingegen *recte*.



sen sprachphilosophisches Spätwerk vermeiden. So lässt sich die Präsenz des Urteilsstrichs nicht etwa dadurch erklären, dass Sätze für Frege Namen von Wahrheitswerten sind und er daher ein Symbol einführt, um den Unterschied zwischen Namen und Behauptungen zu bewahren. Erstens vertritt Frege erst mit der Einführung der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung die Auffassung, dass Sätze Namen von Wahrheitswerten sind. Zweitens würde mit dieser Erklärung die Notwendigkeit eines ‚Behauptungszeichens‘ begründet, nicht aber die eines logischen Zeichens für Urteile. Am Ende des Kapitels zeige ich, dass Freges Versuche, die Rolle des Urteilsstrichs zu paraphrasieren, in ein *grammatisches Dilemma* führen. Eine direkte Behebung des Dilemmas, wie sie durch die revidierte Begriffsschrift der *Grundgesetze* möglich würde, kann nur um den Preis eines wenig überzeugenden Urteilsbegriff erreicht werden, dem zufolge Urteile immer Urteile über das Bezeichnen von Namen wären.

**2. Kapitel.** Die von Frege beanspruchte Differenz zwischen Denken und Urteilen kann auch dann bestehen, wenn es nicht gelingt, den Unterschied zwischen blossen Gedanken und Urteilen natursprachlich zu paraphrasieren. Im zweiten Kapitel gehe ich daher der Frage nach, weshalb Frege diesem Unterschied überhaupt *logische* Relevanz beimisst. Frege betrachtet den Übergang vom Gedanken zum Urteil, dass der Gedanke wahr sei, vornehmlich im Kontext von logischen Schlüssen. Das logische Schliessen ist für Frege *eine Art* zu urteilen. Der Urteilsstrich ist als Teil eines axiomatischen Systems logischer Schlüsse zu verstehen. Ein Schluss ist in diesem System der gerechtfertigte Übergang von bereits gefällten Urteilen zu einem neuen Urteil innerhalb einer Schlusskette. In einer Schlusskette ist jede Prämisse entweder die Konklusion eines anderen Glieds oder ein selbsteinleuchtendes Axiom. Die Logik wird somit zu einer Wissenschaft, deren Ziel im Begründen von Urteilen innerhalb von Schlussketten besteht. Vor dem Hintergrund von Freges Logizismus lässt sich sowohl die Forderung erklären, dass die Prämissen gültiger Schlüsse wahr sein müssen, als auch die Ablehnung indirekter Beweise. Der problematische *faktive* Charakter von „anerkennen“ in Freges Charakterisierung des Urteilens als ein Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens findet ebenfalls eine einfache Erklärung: Logische Schlüsse sind für Frege wie *Beweise* und falsche Beweise gibt es genau so wenig, wie es falsches Wissen gibt. Dadurch wird begreiflich, weshalb Frege die Möglichkeit falscher Urteile kaum thematisiert.

**3. Kapitel.** Frege schreibt nicht ausschliesslich im Kontext von logischen Schlüssen über das Urteilen, sondern auch im Zusammenhang mit Behauptungen und sinnlicher Wahrnehmung. Für isoliertes Urteilen wirft der faktive Charakter von „anerkennen“ grosse Schwierigkeiten auf; Irrtum und Lüge werden dadurch unerklärbar. Viele Interpreten weichen deshalb auf eine von Freges alternativen Charakterisierungen für das Urteilen aus oder dementieren, dass „urteilen“ ein faktives Verb ist. Im dritten

Kapitel weise ich nach, dass letztlich keine von Freges Alternativen annehmbar ist: Die Charakterisierungen des Urteilens als Fürwahrhalten, Fortschreiten von einem Gedanken zu einem Wahrheitswert, Unterscheiden von Teilen innerhalb des Wahrheitswerts und als Wählen zwischen entgegengesetzten Gedanken sind allesamt mit Problemen behaftet. Keine der Alternativen beschreibt sowohl die Urteile, die im Kontext von Schlüssen gefällt werden, als auch isolierte und spontane Urteile adäquat. Will man Frege darin folgen, dass alle Arten von Urteilen unter einen Hut gebracht werden können, so kommt man nicht darum herum, eine Interpretation für seine Standardcharakterisierung zu finden, die falsche Urteile nicht ausschliesst. Was heisst es, die Wahrheit eines Gedankens anzuerkennen?

**4. Kapitel.** Dem Wort „anerkennen“ wird in der Fregeliteratur zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. In diesem Kapitel diskutiere ich die verschiedenen Bedeutungen des Verbs „anerkennen“ und bringe sie mit je einem Interpretationsansatz zu Freges Urteilsbegriff in Verbindung. Dabei wird sich herausstellen, dass „anerkennen“ in Freges Standardcharakterisierung nicht im rein evaluativen, juristischen, ontischen oder epistemischen Sinn gemeint sein kann. Daher setze ich am Ende des Kapitels zu einer neuen Interpretation an. Genau genommen müssen wir zwischen zwei Ausprägungen von Freges Standardcharakterisierung unterscheiden: (1) Anerkennen *der Wahrheit* eines Gedankens und (2) Anerkennen eines Gedankens *als wahr*. Abgesehen davon, dass Frege (2) weit häufiger verwendet, weist diese Bestimmung mehrere Vorzüge gegenüber (1) auf. Anhand linguistischer Tests zur Überprüfung faktiver Verben lässt sich nachweisen, dass weder (1) noch (2) faktiv ist. Die bestimmte Kennzeichnung in (1) führt jedoch auf eine falsche Fährte, da sie präsupponiert, dass der als wahr anzuerkennende Gedanke wahr ist. Den Zusatz „als wahr“ in (2) interpretiere ich als adverbiale Bestimmung zu „anerkennen“: Urteilen ist eine bestimmte *Art und Weise* des Denkens; wenn ich urteile, dass  $p$ , dann denke ich  $p$  in einer bestimmten Art und Weise – nämlich so, wie man  $p$  nur dann denken soll, wenn  $p$  wahr ist. Urteilen ist somit kein faktiver, sondern ein *normativer* Begriff. Ich nenne diese neue Interpretation *Adverbialtheorie des Urteilens*. Die Adverbialtheorie vermeidet den weit verbreiteten Irrtum, dass Urteile zusammengesetzte Akte sind. Das Urteilen besteht weder im Zuschreiben der Wahrheit eines erst nur gefassten Gedankens, noch im Hinzudenken des Sinns von „wahr“, sondern Wahrheit ist vielmehr ein *inhärentes* Ziel von Urteilsakten. Wer das Urteil fällt, dass  $p$ , tut nicht zwei Sachen, sondern eine einzige Sache – er denkt  $p$  in einer bestimmten Art und Weise, so wie Walzertanzen eine bestimmte Art und Weise des Tanzens ist. Dieser Urteilsbegriff erfüllt Freges hohe Anforderungen und ist sowohl dem logischen Schliessen als auch dem isolierten Urteilen angemessen. Zudem lässt er sich mit dem Bejahen beurteilbarer Inhalte vereinbaren, wie wir es aus der *Begriffsschrift* kennen.

**5. Kapitel.** Dass Behauptungen auf die Wahrheit zielen, ist in der Sprechakttheorie ein Gemeinplatz. Weil die Praxis des Behauptens vertrauter und somit philosophisch greifbarer ist als die des Urteilens, wende ich mich im fünften Kapitel Behauptungen zu. Im ersten Teil diskutiere ich Freges Begriff der behauptenden Kraft und die damit verbundene Inhalt/Kraft-Unterscheidung. Es zeigt sich, dass Frege ein recht kümmerliches Bild von Behauptungen zeichnet: Behauptungen sind nichts anderes als laute Urteile. Dummett hat Frege in diesem Punkt widersprochen und geltend gemacht, dass Behauptungen nicht als laute Urteile zu begreifen sind, sondern Urteile als stille Behauptungen. In groben Zügen skizziere ich, wie Dummett Freges Behauptungsbegriff zu reparieren versucht, und stelle den daraus resultierenden Konventionalismus Davidsons parataktischer Analyse von Sprechakten gegenüber. Davidson wendet gegen Dummett berechtigterweise ein, dass es kein konventionell festgelegtes sprachliches Zeichen für Behauptungen gibt. Davidsons wahrheitsfunktionale Analyse von Sprechakten, in welcher der Sprechakt des Behauptens einen zentralen Stellenwert einnimmt, vermag jedoch ebenfalls nicht zu überzeugen, da sie ein Verständnis von Behauptungen voraussetzt. Für die Umkehrung der Erklärungsrichtung – Urteile durch Behauptungen erklären, nicht Behauptungen durch Urteile – ist damit wenig erreicht. Die Begriffe des Urteilens und Behauptens sind so eng verflochten, dass es Schwierigkeiten bereitet, den einen durch den anderen zu erklären. Aus diesem Grund schlage ich im sechsten Kapitel einen neuen Weg ein.

**6. Kapitel.** Mit Moores Paradox lässt sich zeigen, dass es sowohl für das Behaupten als auch für das Urteilen konstitutiv ist, auf die Wahrheit zu zielen. Moores Feststellung, dass Sätze wie „Es regnet, aber ich glaube es nicht“ nicht aufrichtig und mit Bedacht behauptet werden können, obwohl sie wahr sein können, gilt gleichermassen für Urteile und Überzeugungen dieser Form. In diesem Kapitel gehe ich auf Autoren ein, die versucht haben, die Absurdität Moore'scher Urteile und Überzeugungen zu erklären. Dabei werden häufig Überzeugungen höherer Stufe – das sind Überzeugungen über Überzeugungen – in Anschlag gebracht. Die Absurdität Moore'scher Behauptungen wird durch einen Widerspruch zwischen Überzeugungen höherer Stufe erklärt. Abgesehen davon, dass diesem Vorgehen die falsche Annahme zugrunde liegt, dass Behauptung nur laute Urteile sind, lässt sich einwenden, dass Moores Paradox nicht auf einen bloss formalen Widerspruch zwischen höherstufigen Überzeugungen reduziert werden kann. Die Pointe von Moores Paradox besteht darin, dass Akt und Inhalt nicht zueinander passen – und das gilt gleichermassen für Akte des Urteilens und Akte des Behauptens. Anhand dieses Paradoxes kann ohne Rekurs auf die geltenden Konventionen und unabhängig von einem Szenario mit Sprecher und Hörer gezeigt werden, inwiefern der Urteilsbegriff normativ ist: Aus der Perspektive der ersten Person lässt sich zwischen den Akt des Urteilens und das diesem Akt inhärente Ziel, die Wahr-

heit zu treffen, keinen Keil treiben. Die Überlegungen zu der Absurdität Moore'scher Urteile schliessen die Untersuchung zu Freges Urteilsbegriff ab.

**7. Kapitel.** Im letzten Kapitel wende ich mich dem Problem der Einheit des Urteils bzw. der Proposition zu. Für Frege drücken Urteile Gedanken aus, die wahr oder falsch sind. Die Einheit des ausgedrückten Gedankens wird nicht durch den Urteilsakt gestiftet, sondern durch die unterschiedliche Beschaffenheit der Gedankenteile. Frege ist der Auffassung, dass ein einfacher Aussagesatz wie „Theaetetos sitzt“ aus einem Eigennamen und einem Begriffswort zusammengesetzt ist, und dass beide Ausdrücke sowohl einen Sinn als auch eine Bedeutung haben. Die Einheit der Proposition kommt nach Frege dadurch zustande, dass der Sinn und die Bedeutung von Begriffswörtern „ungesättigt“ bzw. „unvollständig“ sind. In *Truth and Predication* wendet Davidson ein, Freges Annahme eines Bezugs für Prädikatsausdrücke könne das Problem der Einheit der Proposition nicht lösen, da sie unweigerlich in einen infiniten Regress führe. In diesem Kapitel versuche ich nachzuweisen, dass Davidsons Einwand Frege nur bedingt trifft. Erstens setzt Frege die Einheit von Gedanken voraus und zweitens sind Prädikate für Frege die Resultate von *Zerfällungen* von Gedanken. Davidson unterschlägt diesen interessanten Gesichtspunkt von Freges Begriffslehre. Frege verfügt über eine attraktive Theorie des Zerfallens von Gedanken, die auch pragmatische Aspekte wie die Betonung in Sätzen berücksichtigt. Eine Lösung für das Problem der Urteileinheit ist damit nur insofern gefunden, als sich Frege das Problem in dieser Form gar nicht stellt. Vor allem aber eröffnet die Theorie des Zerfallens von Gedanken interessante pragmatische Perspektiven auf Freges Sprachphilosophie.

# 1 Der Urteilsstrich

Frege wird häufig die Rolle einer Gründerfigur für die analytische Philosophie zugeschrieben (Sluga, 1980; Kenny, 1995). Michael Dummett hält Frege sogar für den geistigen Vater der Sprachphilosophie (1973, 683) und für den Grossvater der analytischen Philosophie (1981, 61; 1991a, 286). Andere Autoren heben Freges Verdienste für die Erkenntnistheorie und Ontologie hervor.<sup>1</sup> Einem Denker, der in erster Linie um den Nachweis bemüht war, dass die Arithmetik vollständig auf logischen Gesetzen beruht, müssten diese Würdigungen aus vielen Teildisziplinen der Gegenwartsphilosophie schmeicheln. Doch diese breite Resonanz steht in einem bemerkenswerten Kontrast zu Freges eigener Einschätzung seiner Arbeit. In einer Skizze mit dem Titel *Was kann ich als Ergebnis meiner Arbeit ansehen?* schreibt Frege, dass vor allem der *Urteilsstrich* zu erwähnen sei (NS 200). Das legt nahe, dass Frege mit diesem Zeichen eine wichtige Einsicht verbindet. Diesem ersten Kapitel liegt die Hypothese zu Grunde, dass die Funktion des Urteilsstrichs Rückschlüsse auf die Unterscheidung zwischen Urteilen und Gedanken ziehen lässt. Weil Frege seine Begriffsschrift um 1890 grundlegend revidiert, wird zuerst die Funktion des Urteilsstrichs in der *Begriffsschrift* untersucht, um sie anschliessend mit jener in den *Grundgesetzen* zu vergleichen. Um dem exegetisch ausgerichteten Kapitel einen systematischen Auftakt zu verleihen, wenden wir uns zu Beginn einigen Argumenten für und wider die Notwendigkeit des Urteilsstrichs zu.

## 1.1 Befürworter und Gegner des Urteilsstrichs

Die Unterscheidung zwischen Urteil und Gedanke stellt für Frege nicht nur eine erkenntnistheoretische Nuance dar, sondern eine *logische* Differenz, die er auch in seiner logischen Notation berücksichtigt. Urteile werden dort mit einem senkrechten „Urteilsstrich“ ausgezeichnet. Über die genaue Funktion dieses Zeichens streiten sich Frege-Experten bis heute. In modernen Darstellungen der Logik allerdings wird dem Urteilsstrich kein Platz eingeräumt und nur wenige Autoren scheinen diesen

---

<sup>1</sup>Freges Leistungen für die Erkenntnistheorie würdigen u.a. Kitcher (1979); Carl (1982); Carl (1994); Currie (1982); Lotter (2004); Burge (2005) und Weiner (1990). Die Wichtigkeit Freges für die Ontologie wird insbes. von Church (1951) sowie in den ersten zehn Aufsätzen im Sammelband von Klemke (1968) betont. Mras (2001) erinnert zu Recht daran, dass alle sprachphilosophischen und erkenntnistheoretischen Überlegungen Freges im Verhältnis zu seiner Philosophie der Mathematik stehen und es daher verkehrt ist, Frege als *den* Philosophen irgendeiner philosophischen Hauptdisziplin zu feiern.

Umstand zu bedauern. Es besteht zwar eine Ähnlichkeit zum Zeichen für syntaktische Herleitbarkeit ( $\vdash$ ), doch beschränkt sich diese auf die Zeichengestalt, da das Ableitbarkeitszeichen im Gegensatz zum Urteilsstrich ein metasprachliches Zeichen ist.<sup>2</sup> Es erstaunt nicht, dass einschlägige Nachschlagewerke Freges Notation lediglich historisch würdigen. Im umfassenden Standardwerk zur geschichtlichen Entwicklung der Logik von William und Martha Kneale findet man einen knappen Hinweis auf die Präsenz dieses Zeichens, Erläuterungen zu dessen Rolle in Freges Logik fehlen (Kneale, 1962, 511). Im *Historischen Wörterbuch zur Philosophie* steht immerhin Folgendes: „Ein besonderes Zeichen für die Anerkennung [von Gedanken] hat Frege mit seinem ‚Urteilsstrich‘ eingeführt und damit auch im logischen Symbolismus eine Trennung zwischen Urteilsinhalt und Urteilsakt vollzogen“ (Gabriel, 2001b, 451). In der *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie* von Mittelstrass steht, dass der Urteilsstrich als Symbol für den „Akt des Urteilens“ heute nicht als „semantisches sondern [als] ein pragmatisches Symbol“ (Mittelstrass, 2004) interpretiert wird.

Ein Grund für die mangelnde Reputation des Urteilsstrichs könnte darin bestehen, dass es nur schwer nachvollziehbar ist, inwiefern es *logisch* relevant sein soll, ob jemand einen Gedanken bloss fasst oder als wahr anerkennt. In diesem Sinn hinterfragt Wittgenstein im *Tractatus* den Urteilsstrich, und nicht wenige haben sich seiner Kritik angeschlossen:

Freges ‚Urteilsstrich‘ ist logisch ganz bedeutungslos; er zeigt bei Frege (und Russell) nur an, dass diese Autoren die so bezeichneten Sätze für wahr halten.  $\vdash$  gehört daher ebensowenig zum Satzgefüge, wie etwa die Nummer des Satzes. Ein Satz kann unmöglich von sich selbst aussagen, dass er wahr ist. (Wittgenstein, 1963, 4.442)

Eine Berichtigung vorweg: Wittgenstein bezieht sich irrtümlich auf das komplexe Zeichen  $\vdash$  mit dem Ausdruck „Urteilsstrich“, bei Frege trägt aber der senkrechte Strich allein diesen Namen. Diese kleine Unachtsamkeit ist wohl darauf zurückzuführen, dass sich Wittgenstein in einem Atemzug auf Frege und Russell bezieht. Russell diskutiert Freges zusammengesetztes Zeichen unter dem Namen *assertion-sign* (Russell, 1903, §38) und verwendet es seinerseits in den *Principia Mathematica*, im Unterschied zu Frege jedoch nie als komplexes Zeichen.<sup>3</sup> Da ein Satz von sich nicht sagen kann,

---

<sup>2</sup>Für die historische Entwicklung vom Behauptungszeichen der Väter der modernen Logik zum heute gebräuchlichen Ableitbarkeitszeichen siehe Stepanians (1998, 16-18).

<sup>3</sup>Ob sich Wittgenstein Russells Zeichengebrauch aneignet, wie Hoche (1976, 91, Fn.7) mutmasst, wissen wir nicht. In den *Philosophischen Untersuchungen* bezieht er sich korrekt mit dem Ausdruck „Behauptungszeichen“ auf Freges komplexes Zeichen (Wittgenstein, 1984, §22). In der englischsprachigen *Tractatus* Übersetzung von Ogden ist der Fehler insofern korrigiert, als das zusammengesetzte Zeichen, auf das sich Wittgenstein bezieht, als „assertion-sign“ wiedergegeben wird. Pears und McGuinness haben sich bei ihrer Übersetzung dafür entschieden, Wittgensteins fehlerhafte Bezeichnung wortgetreu zu übersetzen. Für Wittgensteins Einwand ist diese Ungenauigkeit unerheblich, erwähnt sei sie einzig

dass er wahr ist, so Wittgenstein, bleibt dem Urteilsstrich einzig, anzuzeigen, dass der Autor den Satz für wahr hält – doch das ist logisch nicht relevant.<sup>4</sup>

Im Anschluss an Wittgenstein parodiert Elizabeth Anscombe den Urteilsstrich als Marke für behauptete Sätze mit folgendem Vergleich: Ziffern werden oft dazu verwendet, um eine Anzahl von Dingen zu bezeichnen. Aber nicht jeder Gebrauch von Ziffern hat diesen Zweck, manchmal dienen Ziffern bspw. einfach nur dazu, eine arithmetische Rechnung auszuführen. Doch es wäre absurd, diese beiden Verwendungsweisen zusätzlich durch ein Symbol auseinanderhalten zu wollen, und bspw. vor Ziffern stets den Buchstaben *P* zu schreiben, sofern sie eine Anzahl von Dingen bezeichnen:

Some extra feature therefore attaches to the use of the numeral in “I had 7 apples”, but not in “I had  $7 - 3$  apples”. By this argument, we might propose to symbolize that “extra feature” by prefixing the sign “*P*” [...] to certain occurrences of numerals, and think it necessary to write: “I had *P*7 apples” and “I had *P*( $7 - 3$ ) apples”. (Anscombe, 1959, 121)

Wenn ich sage, dass ich  $P(7 - 3)$  Äpfel gegessen habe, statt  $7 - 3$  Äpfel gegessen habe, bringt dies nicht zusätzlich Klarheit in meinen Gebrauch von Zahlzeichen, sondern macht alles nur umständlicher. Aus demselben Grund sei es überflüssig, behauptete Propositionen mit einem Urteilsstrich zu kennzeichnen. Anthony Kenny schliesst sich Wittgensteins Einwand ebenfalls an, dem zufolge der Urteilsstrich ein unnützes Zeichen ist, sofern damit angezeigt werden soll, dass es der Autor ernst meint mit dem, was auf den Urteilsstrich folgt. Der Urteilsstrich sei wie ein Violinschlüssel, der anzeige, wie die folgenden Noten zu interpretieren seien. Kenny räumt ein, dass ein solches Zeichen seine Berechtigung hätte, wenn auch andere Notenschlüssel verwendet würden. Da in Freges System jedoch ausschliesslich Urteile gefällt werden, sei der Urteilsstrich genauso überflüssig wie der Violinschlüssel für einen Komponisten, der nie einen Alt-, Tenor-, oder Bassschlüssel verwende (Kenny, 1995, 132-3).

Der Urteilsstrich hat aber auch Befürworter und das aus gutem Grund – schliesslich verhilft dieses einfache Zeichen zwei logischen Grundproblemen zu einer Lösung. Lewis Carroll (1895) konfrontiert Achilles mit einer lästigen Schildkröte, die ihn auffordert, jede Annahme aufzuschreiben, die für den Schluss von  $\phi$  und  $\phi \rightarrow \psi$  auf  $\psi$  erforderlich ist. Auf Achilles’ Antwort, es handle sich hierbei um einen *Modus Ponens*, und er sei daher berechtigt, auf  $\psi$  zu schliessen, reagiert die Schildkröte mit der Bitte, diese Regel ebenfalls in die Liste der Prämissen aufzunehmen, sonst sei sie nicht dazu bereit, die Konklusion zu akzeptieren. Doch die drei Prämissen  $\phi$ ,  $\phi \rightarrow \psi$  und

---

deshalb, weil in der Literatur nicht immer zwischen dem Urteilsstrich und dem Behauptungszeichen unterschieden wird. Dies führt zu Missverständnissen; so verwendet etwa Klement (2002) „judgment-stroke“ für das komplexe Zeichen.

<sup>4</sup>Jacquette (1985) versucht Wittgensteins Einwand zu entkräften, da der Urteilsstrich nie die Funktion hat, die Wahrheit eines Satzes zu signalisieren.

$\phi \wedge (\phi \rightarrow \psi) \rightarrow \psi$  lassen den Schluss auf  $\psi$  wiederum nur unter Hinzunahme einer weiteren Prämisse zu. Die Schildkröte kann dieses Spiel immer weiter treiben, offensichtlich haben wir es mit einem infiniten Regress zu tun. Von diesem „very difficult logical problem“ sagt Russell in den *Principles*, dass es auf eine mangelnde Unterscheidung zwischen der materialen Implikation und der Folgerungsbeziehung zurückzuführen ist: „We need, in fact, the notion of *therefore*, which is quite different from the notion of *implies*, and holds between different entities“ (Russell, 1903, §38). Die beiden Entitäten nennt er „asserted“ und „unasserted propositions“ und verweist auf Frege, dessen Behauptungszeichen zwischen diesen beiden Entitäten unterscheidet. Das Wort *therefore*, so Russells Überlegung, steht nur zwischen behaupteten Propositionen, wobei er grossen Wert darauf legt, dass *asserted* nicht psychologisch verstanden wird. „This seems to be the first step in answering Lewis Carroll’s puzzle“ (Russell, 1903, §38).

Seit Geachs Aufsatz *Assertion* ist der Unterschied zwischen behaupteten und nicht-behaupteten Propositionen als *Frege-Point* bekannt: „A thought may have just the same content whether you assent to its truth or not; a proposition may occur in discourse now asserted, now unasserted, and yet be recognizably the same proposition“ (Geach, 1965, 449). Genau genommen sind dies zwei verschiedene Punkte: Erstens ist der Gedanke unabhängig vom Anerkennen seiner Wahrheit (*assent*), und zweitens spielt es für die Identität von Gedanken keine Rolle, ob sie behauptet werden oder nicht (*assert*). Für die Verteidigung des Urteilsstrichs ist dies jedoch unerheblich. Mit dem *Frege-Point* können wir präzisieren, was Russell meint, wenn er sagt, der Begriff der logischen Behauptung trage zur Lösung für Carrolls Regress bei: Achilles ist nicht gezwungen, weitere Prämissen in die Liste aufzunehmen, da der Schluss auf  $\psi$  keine neue Prämisse beinhaltet, sondern im Übergang von einer *nichtbehaupteten* zu einer *behaupteten* Proposition besteht:

$$\begin{array}{c} \vdash (\phi \rightarrow \psi) \\ \vdash \phi \\ \hline \vdash \psi \end{array}$$

In der ersten Zeile dieses Schlusses wird die Proposition  $\psi$  nicht behauptet, sondern erst in der letzten Zeile. Der Übergang vom bedingten  $\psi$  zu  $\vdash \psi$ , der in diesem logischen Schluss steckt, bedarf keiner neuen Prämisse, da es zweimal *dieselbe* Proposition ist – einmal als Gedanke, einmal als Urteil oder Behauptung.<sup>5</sup>

---

<sup>5</sup>Geach hat in verschiedenen Zusammenhängen auf diesen Vorteil des Urteilsstrich hingewiesen (vgl. 1961, 133, 1965, 451 und 1976, 63); für eine Kritik an dieser Darstellung siehe Harris (1967).



Das zweite logische Grundproblem, zu dessen Lösung der Urteilsstrich etwas beitragen kann, ist ein Dilemma, das vermutlich auf Sextus Empiricus (1985, II, 165) zurückgeht. Sextus hat darauf hingewiesen, dass die Allaussage im folgenden logisch gültigen Schluss überflüssig ist:

Alle Menschen sind Lebewesen.

Sokrates ist ein Mensch.

∴ Sokrates ist ein Lebewesen.

Würde man nicht bereits mit der zweiten Prämisse akzeptieren, dass Sokrates ein Lebewesen ist, insofern er ein Mensch ist, dann wäre man auch nicht dazu bereit, dies in der Argumentation zuzugeben. Man könne daher mit gutem Recht von der ersten Prämisse absehen und direkt von der zweiten Prämisse zur Konklusion übergehen. Zugespitzt heisst dies, dass logisch gültige Schlüsse eine Zirkularität (*petitio principii*) aufweisen, insofern mit der Konklusion nichts bewiesen wird, was nicht bereits in den Prämissen steckt. Denn in einem gewissen Sinn wird in den Prämissen vorausgesetzt, was mit der Konklusion erst bewiesen werden soll.<sup>6</sup>

Die grundlegenden Überlegungen zum logischen Schlussbegriff von Russell, Cook Wilson und Ryle nehmen ihren Ausgang bei der von Sextus aufgeworfenen Frage, inwiefern die Allaussage im obigem Syllogismus erforderlich ist. Denn logisch gültige Schlüsse scheinen ganz allgemein mit einem Dilemma konfrontiert zu sein: Entweder ist die Konklusion in den Prämissen bereits enthalten, dann ist der Schluss zirkulär, oder die Konklusion ist nicht in den Prämissen enthalten, dann beruht der Schluss auf einer Äquivokation.<sup>7</sup> Kehren wir hierzu noch einmal zum *Modus Ponens* zurück. Wenn „ $\psi$ “ in „ $\phi \rightarrow \psi$ “ genau dasselbe bedeutet wie in der Konklusion, dann ist die Konklusion bereits in den Prämissen enthalten und der Schluss wäre zirkulär. Wenn andererseits „ $\psi$ “ in der Prämisse etwas anderes bedeutet als in der Konklusion, dann beruht der Schluss auf „ $\psi$ “ auf einer Äquivokation

Auch hier kann der Urteilsstrich Abhilfe verschaffen. Der obigen Darstellung können wir entnehmen, dass der Schluss auf  $\vdash \psi$  keine Äquivokation ausbeutet, da „ $\psi$ “ in der Prämisse und in der Konklusion jeweils dasselbe bedeutet. Der Schluss ist dennoch nicht zirkulär, da sich das Konsequens ( $\psi$ ) von der Konklusion ( $\vdash \psi$ ) deutlich unterscheidet. Die Zugabe des „inhaltsleeren“ Urteilsstrichs stellt somit einen attraktiven Ausweg aus dem Dilemma zwischen Zirkel und Äquivokation dar (vgl. Geach 1961, 133).

---

<sup>6</sup>Auf diese Weise problematisiert Mill die Beweiskraft logisch gültiger Schlüsse Mill (1891, II, iii, §§1-2).

<sup>7</sup>Russell (1903, §38), Wilson (1926, Vol. II, 6), Ryle (1950); vgl. hierzu Green (2002, 201).

Überraschenderweise kann Freges Urteilsstrich auch in einem ganz anderen Bereich als in der Logik Erfolge verbuchen. In der Sprechakttheorie wird oft auf Frege verwiesen, da dieser mit der Unterscheidung zwischen der *Kraft* und dem Inhalt von Äusserungen die systematische Untersuchung von Sprechhandlungen erst möglich gemacht habe (Vanderveken/Kubo, 2002, 2). Freges Unterscheidung zwischen Gedanken oder propositionalem Gehalt einerseits und Urteilen oder Kraft andererseits, lässt es zu, davon zu sprechen, dass verschiedene Äusserungen einen isolierbaren Gehalt ausdrücken, der über verschiedene performative Modi hinweg konstant bleibt. Der Urteilsstrich wird in diesem Zusammenhang als Symbol für den Sprechakt des Behauptens verwendet (Searle, 1969, 31) oder zumindest als Vorbild für ein solches Sprechakt-symbol interpretiert (Hare, 1989, 23). Frege behandelt zwar nur assertorische Sprechhandlungen, aber Dummett (1973, Kap. 10) entwickelt auf dieser Grundlage eine ganze Sprechakttheorie, die neben Behauptungen auch imperative, interrogative und optative Äusserungen berücksichtigt. Nach dem Vorbild des *Behauptungszeichens* ( $\vdash p$ ) können Zeichen für Fragen ( $?-p$ ), Befehle ( $!-p$ ) usw. eingeführt werden.

Die mittlerweile gängige Rede vom Behauptungszeichen ist für die Interpretation des Urteilsstrichs kein Vorteil, da sie sich darüber hinwegsetzt, dass allein der senkrechte Urteilsstrich der Träger der behauptenden Kraft ist: „Von den beiden Zeichen, aus denen  $\vdash$  zusammengesetzt ist, enthält nur der Urteilsstrich die Behauptung“ (GGA §5). Zudem verwischt die sprechakttheoretische Interpretation des Urteilsstrichs den Unterschied zwischen Urteilen und Behauptungen.<sup>8</sup> Letztlich sollte das positive Echo seitens der Sprechakttheorie nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich Frege, wenn überhaupt, nur für den Sprechakt des Behauptens und möglicherweise für den des Fragens interessiert. Frege hatte nie die Absicht, eine Symbolschrift zur Unterscheidung verschiedener Sprechakte zu entwickeln. Er begreift den Urteilsstrich vielmehr als ein Zeichen der formalen Logik. Eine adäquate Analyse des Urteilsstrichs muss beantworten, inwiefern der durch den Urteilsstrich symbolisierte Unterschied für Freges Logik relevant ist; der Rekurs auf Sprechakte leistet dies nicht.

Eine scheinbar nahe liegende Erklärung für die Präsenz des Urteilsstrichs in Freges Logik muss aus historischen Gründen zurückgewiesen werden. Frege vertritt die Auffassung, dass Aussagesätze wie „Die Erde ist grösser als die Sonne“ Namen für Wahrheitswerte sind. Seine Theorie von Sinn und Bedeutung erlaubt zwar, zwischen dem Gedanken, den der Satz ausdrückt, und dem Wahrheitswert, den er bezeichnet, zu unterscheiden. Aber Freges umstrittene These, dass Sätze Wahrheitswerte bezeichnen, scheint gegen die geläufige Vorstellung von Sätzen zu sprechen, der zufolge mit Sätzen

---

<sup>8</sup>Frege selbst dürfte dieser Unterschied auch nicht immer so klar gewesen sein – er hält Urteile und die Kundgabe von Urteilen (vgl. G 62, NS 150) oft nicht auseinander (vgl. V 145, 148f.; G 63f. G 67; GG 37f.; NS 200, 211, 252, 271f., 281; WB 34, 126f.). Auf den Zusammenhang zwischen Urteil und Behauptung werde ich im fünften Kapitel eingehen.

etwas ausgesagt oder behauptet, aber nichts bezeichnet wird. Auch hier könnte der Urteilsstrich Abhilfe verschaffen: „Frege needs the sign-post [...] in order to pass from a sentence that designates the True or the False to a recognition of the truth of a thought – i.e. from a designation to what he calls a *judgement*“ (Black, 1964, 227). Der Urteilsstrich transformiere einen Namen für einen Wahrheitswert in eine Behauptung. Auf diese Weise versucht Black Wittgensteins Einwand zu entkräften, dass der Urteilsstrich ein nutzloses Zeichen sei, weil es nur anzeige, dass sein Autor den ausgedrückten Gedanken für wahr halte. Nun stimmt es zwar, dass der Urteilsstrich Behauptungen oder Urteile kennzeichnet, und somit komplexe Ausdrücke mit einem vorstehenden Urteilsstrich nicht nur Namen von Wahrheitswerten sind. Doch eine Begründung für die Präsenz des Urteilsstrichs in Freges Logik wird auf diesem Weg nicht erreicht. Die Auffassung, dass Sätze Wahrheitswerte bezeichnen, vertritt Frege erst mit der Einführung der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung, aber der Urteilsstrich kommt bereits in der *Begriffsschrift* vor.<sup>9</sup>

Black's Ansatz weist auch eine theoretische Erklärungslücke auf. Selbst wenn sich die Interpretation des Urteilsstrichs als Symbol für eine Funktion, die Namen in Behauptungen konvertiert, für Freges revidierte Begriffsschrift verteidigen liesse, bleibt die zentrale Frage offen, weshalb der Urteilsstrich für Frege ein *logisches* Zeichen ist. In Freges Begriffsschrift soll *alles* ausgedrückt werden können, das logisch relevant ist: „Alles, was für eine richtige Schlussfolge nöthig ist, wird voll ausgedrückt [...] nichts wird dem Errathen überlassen“ (BS §3). So verteidigt Frege seinen Urteilsstrich auch gegen Peano:

Ich habe z.B. das Zeichen |, den Urteilsstrich, der dazu dient, etwas als wahr zu behaupten. Sie haben kein entsprechendes Zeichen, aber Sie erkennen den Unterschied an zwischen dem Falle, dass man einen Gedanken ausdrückt, ohne ihn als wahr hinzustellen, und dem, wo man ihn behauptet. (KS 239)<sup>10</sup>

Weshalb hält Frege es für falsch, bei einem Zeichen für den Unterschied zwischen Gedanken und Urteilen zu sparen? Weshalb ist es so wichtig, diesen Unterschied in der Logik auszudrücken? Einigen Autoren ist es zwar gelungen, den engen Zusammenhang zwischen Freges Logik und seiner semantischen Theorie über Sinn und Be-

---

<sup>9</sup>Vgl. Dudman (1970).

<sup>10</sup>Ähnlich musste Frege den Urteilsstrich bereits gegen Rabus verteidigen. Dieser widmet in einer Abhandlung über *Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen und die logische Frage* der Besprechung von Freges *Begriffsschrift* zwei Seiten, auf welchen er sein Erstaunen darüber ausdrückt, dass Frege nicht zwischen kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Urteilen unterscheidet: „So wird die Eigentümlichkeit des Urteils und seiner Formen um der Begriffsschrift willen von vornherein verkannt und der Unterschied zwischen dem Urteil und seinem Inhalt verwischt“ (Rabus, 1880, 131). Frege reagiert mit gutem Grund verärgert: „Wie gründlich man doch zuweilen missverstanden wird! Ich meinte die That des Urtheilens von der Bildung des beurtheilbaren Inhalts durch diese Bezeichnungsweise recht deutlich unterschieden zu haben, und Rabus beschuldigt mich in einer Vermischung beider!“ (ÜZBS 5).

deutung aufzuzeigen.<sup>11</sup> Doch wenn man dabei nicht zwischen dem Symbolismus der *Begriffsschrift* und der *Grundgesetze* unterscheidet, läuft man Gefahr, die ursprünglich pragmatische Funktion des Urteilsstrichs *tel-quel* auf die semantisch durchkonzipierten *Grundgesetze* anzuwenden, bzw. umgekehrt, Elemente aus Freges Semantik in seine frühen Arbeiten hineinzulesen.<sup>12</sup> Beaney meint sogar, dass Freges „essential system of strokes“ von der Begriffsschrift-Revision gar nicht berührt werde (Beaney, 1996, 285). Diese Behauptung ist nicht haltbar, wie die folgende Gegenüberstellung zeigen wird. Eine überzeugende Erklärung für die Präsenz des Urteilsstrichs als Symbol für die Unterscheidung zwischen Gedanken und Urteilen muss deutlich machen, weshalb Frege den Urteilsstrich in *beiden* Notationen als logisches Zeichen verankert.

### 1.2 Der Urteilsstrich in der *Begriffsschrift*

Der Urteilsstrich ist das erste logische Zeichen, das Frege in der *Begriffsschrift* einführt:

Ein Urtheil werde immer mit der Hilfe des Zeichens



ausgedrückt, welches links von dem Zeichen oder der Zeichenverbindung steht, die den Inhalt des Urtheils angiebt. Wenn man den kleinen senkrechten Strich am linken Ende des wagerechten *fortlässt*, so soll dies das Urtheil in eine *blosse Vorstellungsverbindung* verwandeln, von welcher der Schreibende nicht ausdrückt, ob er ihr Wahrheit zuerkenne oder nicht. (BS §2)<sup>13</sup>

Um Missverständnissen vorzubeugen, halten wir fest, dass das zum Ausdrücken von Urteilen verwendete Zeichen ein aus zwei Teilen *zusammengesetztes* Zeichen ist. Frege nennt den waagrechten Strich „Inhaltsstrich“, der senkrechte Strich heisst „Urteilsstrich“ (BS §2); der Zusammensetzung der beiden Zeichen gibt Frege keinen eigenen Namen.<sup>14</sup>

---

<sup>11</sup>Das sind insbesondere Thiel (1965); Dummett (1973); Dummett (1981); Currie (1982); Weiner (1990); Carl (1994); Burge (2005).

<sup>12</sup>So ist bspw. die eigentlich interessante Frege-Kritik von Martin (2006, Kap. 3) just aus dem Grund nur wenig überzeugend, weil sie Freges redundanztheoretische Überlegungen zum Wahrheitsbegriff mit dem Urteilsstrich in der *Begriffsschrift* in Verbindung bringt.

<sup>13</sup>Unglücklicherweise hat sich bei dem 1964 im Olms-Verlag erschienenen „fotografischen Wiederabdruck“ (?) der *Begriffsschrift* ein Fehler eingeschlichen, denn in §2 fehlt ausgerechnet der erste Urteilsstrich. Heijenoort verweist in der Einleitung zu der von Bauer-Mengelberg besorgten Übersetzung auf diese Panne (Heijenoort, 1967a, 5), neue englischsprachige Übersetzungen gehen meist vom Originaltext aus oder setzen den Urteilsstrich kommentarlos (Bynum, 1972; Beaney, 1997). Eine vollständige Liste der Errata im reprographischen Nachdruck haben Angelelli und Bynum veröffentlicht (Angelelli/Bynum, 1966).

<sup>14</sup>Wie bereits erwähnt wird in der Literatur häufig von Freges Terminologie abgewichen und statt „Urteilsstrich“ der Ausdruck „Behauptungsstrich“ bzw. „assertion-stroke“ verwendet (so z.B. Hermes im Vorwort zu Freges *Nachgelassenen Schriften*, (NS XIV), Thiel (1965, 115), Geach (1965, 455), Dummett

In obigem Zitat fällt auf, dass der Urteilsstrich nur *indirekt* bestimmt wird, da Frege die Folgen von dessen Fehlen beschreibt. Das Weglassen des Urteilsstrichs soll ein Urteil in eine bloße Vorstellungsverbindung verwandeln, deren Wahrheit nicht zuerkannt wird. Diese indirekte Bestimmungsweise erzeugt eine kleine Ambiguität, die Frege nicht beabsichtigt haben kann. Was symbolisiert der Urteilsstrich nun denn genau? Die Zuerkennung der Wahrheit, die Verwandlung einer blossen Vorstellungsverbindung in einen beurteilbaren Inhalt, oder beides zugleich? Die letzte Lesart erhält man, wenn man den *appositiven* Relativsatz im ausführlichen Zitat oben *restriktiv* interpretiert.

Mit seinen Erläuterungen und Beispielen stellt Frege jedoch klar, dass der Urteilsstrich keine Transformations- oder Konvertierungsfunktion, sondern ausschliesslich eine Signalfunktion hat: Der senkrechte Strich signalisiert die Zuerkennung der Wahrheit oder die „Bejahung“ eines beurteilbaren Inhalts. Das Verb „verwandeln“ ist in diesem Zusammenhang unglücklich gewählt und möglicherweise mit Schuld an einer Debatte zur Funktion des Urteilsstrichs, auf die ich später eingehen werde (S. 41). Die Rede von „Vorstellungsverbindungen“ gibt Frege ohnehin sofort wieder auf (vgl. WB 119). Es ist denkbar, dass er sie von Lotze übernommen hat, für den „[j]edes Urteil [...] ein Verhältniß zwischen den Inhalten zweier Vorstellungen“ ausdrückt (Lotze, 1843, §36). Von Vorstellungen spricht Frege später ausschliesslich im Zusammenhang mit geistigen Bildern und anderen subjektiven Entitäten (GGA XVIII-XXV, G 66-75); Urteilsinhalte gehören mit Sicherheit nicht dazu.

Der Urteilsstrich kann nur an einem waagrechten Inhaltsstrich angebracht werden; seine Funktion ist daher nicht unabhängig von derjenigen des Inhaltsstrichs zu erklären:

Der wagerechte Strich [...] *verbindet* die darauf folgenden Zeichen zu einem Ganzen, und auf dies Ganze bezieht sich die Bejahung, welche durch den senkrechten Strich am linken Ende des wagerechten ausgedrückt wird. [...] Der Inhaltsstrich diene auch sonst dazu, irgendwelche Zeichen zu dem Ganzen der darauf folgenden Zeichen in Beziehung zu setzen. Was auf den Inhaltsstrich folgt, *muss* immer einen beurteilbaren Inhalt haben. (BS §2; *meine Hervorh.*)

Für den Inhaltsstrich ergibt sich somit die folgende Hypothese: Der Inhaltsstrich hat eine *syntaktische* und eine *semantische* Funktion. Syntaktisch dient er dem Anbringen weiterer logischer Zeichen; das sind namentlich der Urteilsstrich (BS §2), der Bedingungsstrich (BS §5), der Verneinungsstrich (BS §7) und die durch eine Höhlung

---

(1973, 305), Bell (1979) und Klement (2002). Das ist problematisch, weil unklar ist, ob sich der Name auf den senkrechten Strich oder auf das zusammengesetzte Zeichen bezieht. Ich werde daher durchgängig Freges Terminologie übernehmen; der Ausdruck „Behauptungszeichen“ soll als Name für das zusammengesetzte Zeichen reserviert bleiben (vgl. S. 17) – *cetero censeo*, dass Frege zwischen Urteilen und Behauptungen unterscheidet.

gekennzeichnete Allgemeinheit (BS §11). Diese Zeichen kommen nur in der Verbindung mit Inhaltsstrichen vor, wie wir gleich sehen werden. Der Inhaltsstrich vertritt den rechts von ihm stehenden Inhalt so, dass sich alle an ihm angebrachten Zeichen auf diesen Inhalt beziehen. Ähnlich wie bei der Polnischen Notation von Łukasiewicz sind die Formeln der Begriffsschrift streng von links her aufgebaut; jede neue logische Verknüpfung wird mit einem Inhaltsstrich eingeleitet – Klammern werden dadurch weitgehend entbehrlich (vgl. GGA §5). Zu den syntaktischen Eigenschaften des Inhaltsstrichs gehört ferner, dass er im Unterschied zum Urteilsstrich iteriert werden kann.

$$\vdash \vdash A$$

ist folglich kein wohlgeformter Ausdruck der Begriffsschrift.

Semantisch setzt der Inhaltsstrich die Beurteilbarkeit des Inhalts derjenigen Zeichen voraus, die auf ihn folgen. Dass nicht jeder Inhalt der Inhalt eines Urteils sein kann, geht aus dem zweiten Teil des eingerückten Zitats hervor. Frege wird diese Voraussetzung später fallen lassen, doch für die *Begriffsschrift* soll gelten, dass Inhalte wie „Haus“ oder „2“ unbeurteilbar sind.

$$\vdash 2$$

drückt demnach kein Urteil aus. Für die Unterscheidung zwischen beurteilbaren und unbeurteilbaren vertraut Frege allein der Aussagekraft seiner Beispiele, denn Kriterien gibt er keine an. Ich werde darlegen, dass die Unterscheidung *ad hoc* ist und nicht ohne die Angabe eines Merkmals getroffen werden sollte. Vorerst wollen wir jedoch die Hypothese überprüfen, dass der Inhaltsstrich sowohl eine syntaktische als auch eine semantische Funktion hat. Hierbei können wir uns den Umstand zu Nutze machen, dass Frege seinen Symbolismus nicht nur in der *Begriffsschrift*, sondern auch in verschiedenen nachgelassenen Schriften erläutert.

### Weitere Erläuterungen zum Urteilsstrich und zum Inhaltsstrich

Insgesamt sind es drei Arbeiten, in denen Frege den *begriffsschriftlichen* Symbolismus erläutert, spätere Kommentare beziehen sich bereits auf die Notation in den *Grundgesetzen*:<sup>15</sup>

[A] Vor den Ausdruck eines beurtheilbaren Inhalts wie  $2 + 3 = 5$  setze ich einen wagerechten Strich, den Inhaltsstrich, der sich durch grössere Länge vom Minuszeichen unterscheidet:

$$\vdash 2 + 3 = 5.$$

---

<sup>15</sup>Die alphanumerischen Angaben in eckigen Klammern dienen der vereinfachten Bezugnahme auf einzelne Stellen in *Über den Zweck der Begriffsschrift*, ÜZBS 5 (A); *Logik*, NS 11, Fn. (B), *Booles rechnende Logik und meine Begriffsschrift*, NS 44 (C) und NS 58 (D).

## 1 Der Urteilsstrich

---

[1] In diesem Striche denke ich mir den darauf folgenden Inhalt vereinigt, damit auf ihn andere Zeichen bezogen werden können. [2] Es wird in

$$\text{---} 2 + 3 = 5$$

noch gar kein Urtheil gefällt; man kann daher, ohne sich einer Unwahrheit schuldig zu machen, auch schreiben

$$\text{---} 4 + 2 = 7.$$

[3] Wenn ich einen Inhalt als richtig behaupten will, so setze ich an das linke Ende des Inhaltsstriches den Urteilsstrich:

$$\vdash \text{---} 2 + 3 = 5.$$

[B] Der *Inhaltsstrich* ist horizontal, [1] er steht immer vor dem Ausdrucke eines *beurteilbaren* Inhalts [2] und dient dazu, den Urteils-, und Verneinungsstrich auf diesen zu beziehen, sowie ihn mit andern beurteilbaren Inhalten mittels des Bedingungsstriches in Verbindung zu setzen [...]: z.B.

$$\text{---} (2 + 3 = 5).$$

Der *Urteilsstrich* wird senkrecht am linken Ende des Inhaltsstriches angebracht; [3] er verwandelt dessen beurteilbaren Inhalt in ein Urteil [...]: z.B.

$$\vdash \text{---} (2 + 3 = 5).$$

[C] Was auf den Inhaltsstrich folgt, muss einen beurteilbaren Inhalt haben.

[D] Durch alle diese Bezeichnungen [1] wird noch nichts behauptet, kein Urteil gefällt, sondern nur aus gegebenen beurteilbaren Inhalten ein neuer gebildet. [2] Um nun einen Inhalt als wahr hinzustellen, bediene ich mich eines kurzen senkrechten Striches, des Urteilsstriches, wie in

$$\vdash \text{---} 3^2 = 9$$

[3] wodurch die Richtigkeit der Gleichung  $3^2 = 9$  behauptet wird, während in

$$\text{---} 3^2 = 9$$

kein Urteil gefällt wird. [4] Es kann danach ohne Unwahrheit auch

$$\text{---} 3^2 = 4$$

geschrieben werden, weil der Urteilsstrich fehlt.

Frege führt seine Notation ausschliesslich im Kontext mathematischer Gleichungen ein; natursprachliche Sätze werden zwar dazu verwendet, den Symbolismus zu paraphrasieren, aber die Zeichen werden nie direkt auf solche Sätze angewendet. In A1 und B2 weist Frege auf die syntaktische Funktion des Inhaltsstrichs hin. In D fehlt dieser Hinweis deshalb, weil der zitierten Stelle Erläuterungen zu komplexen Urteilen mit Junktoren vorausgeht und die syntaktische Funktion des Inhaltsstrichs bereits

zum Tragen kommt. Ferner wird in allen Stellen eingeräumt, dass ein Ausdruck mit nur einem Inhaltsstrich hinsichtlich der Wahr- oder Falschheit der so ausgezeichneten Inhalte neutral ist (A3, D4), richtige und falsche Gleichungen sind, sofern sie nur mit einem Inhaltsstrich ausgezeichnet sind, gleichgestellt. Erst das Hinzukommen des Urteilsstrichs ändert diesen Zustand (A3, B3, D2 und D3). Die zitierten Stellen machen aber vor allem eines deutlich: Der Inhaltsstrich setzt die Beurteilbarkeit des Inhalts voraus. Die beiden Wörter „immer“ und „muss“ in B1 und C deuten an, dass Frege hier auf eine notwendige Bedingung abzielt; der Inhaltsstrich setzt voraus, dass das auf ihn Folgende einen beurteilbaren Inhalt ausdrückt. Am deutlichsten geht dies aus dem ersten Satz von A hervor, aber auch die Wahl des Genitivs in B3 kann nur so verstanden werden, dass auf den Inhaltsstrich stets ein beurteilbarer Inhalt folgen muss, weil er *dessen* Beurteilbarkeit voraussetzt.

Dieser kleine exegetische Exkurs bestätigt also die Hypothese, dass der Inhaltsstrich syntaktisch eine unifizierende Funktion hat und Klammern obsolet macht. Semantisch setzt er die Beurteilbarkeit des Inhalts jener Zeichen voraus, auf die er abgewendet wird. Die semantische Funktion des Inhaltsstrichs wird sich in den *Grundgesetzen* grundlegend ändern, die syntaktische Funktion bleibt dieselbe.

Für die Interpretation des Urteilsstrichs erweist sich der Exkurs allerdings als weniger aufschlussreich. Während Frege in der *Begriffsschrift* die Rolle des Urteilsstrichs als ein „Zuerkennen der Wahrheit“ oder als „Bejahung“ des beurteilbaren Inhalts charakterisiert, bringt er in den oben zitierten Passagen weitere Begriffe ins Spiel. In A3, D1 und D3 dient der Urteilsstrich dazu, etwas zu „behaupten“, nämlich die Richtigkeit des beurteilbaren Inhalts. In B3 wird seine Funktion dadurch charakterisiert, einen beurteilbaren Inhalt in ein Urteil zu „verwandeln“, bzw. „einen Inhalt als wahr hinzustellen“ in D2. Wer etwas behauptet, oder ein Urteil fällt, stellt (vor sich oder vor anderen) als wahr hin, was er behauptet bzw. beurteilt. Frege wird diese Formulierung später vermehrt verwenden (z.B. in den *Logischen Untersuchungen*) – ein Grund könnte sein, dass „als wahr hinstellen“ sowohl für das Urteilen als auch für das Behaupten passt. Zudem weist diese Charakterisierung Ähnlichkeiten sowohl mit Freges späterer Standardformulierung, dem „Anerkennen eines Gedankens als wahr“, als auch mit der frühen *Begriffsschrift*-Paraphrase „... ist eine Tatsache“ auf (BS §3).<sup>16</sup>

### Der Urteilsstrich im Kontext komplexer Urteile

Eine abschliessende Untersuchung zu Freges Urteilsstrich muss auch jene Stellen berücksichtigen, in denen das Hinzukommen des Urteilsstrichs im Kontext logisch *komplexer* Urteile erläutert wird. Im Gegensatz zu den meisten seiner Vorgängern

---

<sup>16</sup>Vgl. hierzu Stepanians (1998, 70-2); ich werde am Ende dieses Unterkapitels auf Freges Paraphrasierungen für den Urteilsstrich zurückkommen.



unterscheidet Frege bekanntlich nicht zwischen verschiedenen Urteilsformen. Was logisch relevant ist, rechnet Frege zum Urteilsinhalt, aber nicht zu der Form eines Urteils. Das kommt auch in seiner Notation zum Ausdruck: Sämtliche logischen Operatoren (Negation, Quantoren, Konditional) werden am Inhaltsstrich ausgedrückt. Für den Urteilsstrich ändert sich nichts, er symbolisiert stets die *Bejahung* oder *Zuerkennung* eines beurteilbaren Inhalts – gleichgültig welche logische Komplexität dieser aufweist. Weil Frege sozusagen nur *eine* Urteilsform kennt, dürfte zu erwarten sein, dass sich an den Charakterisierungen für den Urteilsstrich im Kontext komplexer Urteile nichts ändert. Doch bei genauerer Betrachtung erweist sich Freges Vokabular nahezu üppig; die jeweilige logische Grundoperation scheint die Paraphrasierung der Funktion des Urteilsstrichs zu beeinflussen.

Die Negation eines beurteilbaren Inhalts wird mit einem kleinen senkrechten Verneinungsstrich unterhalb des Inhaltsstrichs angedeutet:

$$\vdash \neg A$$

Mit diesem Zeichen soll der Umstand ausgedrückt werden, „dass der Inhalt nicht stattfindet“ (BS §7). Das ist keine glückliche Wortwahl, da Inhalte, ob verneint oder nicht, überhaupt nicht stattfinden, sondern Konzerte, Theatervorstellungen und andere Veranstaltungen. Weshalb sagt Frege nicht einfach, dass mit diesem Urteil *A* verneint wird? Vielleicht zieht er diese Ausdrucksweise nicht in Erwägung, weil sie nahelegen könnte, die Verneinung sei ein Pendant zum Urteilen. Die Unterscheidung zwischen Affirmation und Negation, wie sie etwa in der traditionellen Logik getroffen wird, lehnt Frege bekanntlich ab; die Negation muss am Inhalt ausgedrückt werden, da nach Frege *alle* Urteile affirmativ sind.

Verneinen ist Bejahen eines verneinten Inhalts. Daran hält Frege fest, auch wenn sich seine Auffassung des Urteilsinhalts ändert. Über dreissig Jahre nach dem Erscheinen der *Begriffsschrift* schreibt er an Philip Jourdain, der an einer englischsprachigen Darstellung von Freges logischer Lehre arbeitet: „Wenn man einen Gedanken als falsch hinstellen will, muss man ihn zunächst ohne Behauptung ausdrücken, dann die Verneinung hinzufügen und den so ausgedrückten neuen Gedanken als wahr hinstellen“ (WB 119). Dass es sich beim verneinten Inhalt um einen *neuen* Gedanken handelt, schlägt sich ebenfalls in Freges Notation nieder: Die Wiedergabe eines Urteils, das eine Negation enthält, erfordert nämlich mindestens *zwei* Inhaltsstriche: Der waagrechte Strich rechts vom Verneinungsstrich steht für den Inhalt *A*, derjenige links vom Verneinungsstrich für die Verneinung des Inhalts *A*. Lässt man den Urteilsstrich weg, so fordert obige Zeichenverbindung nur dazu auf, die Vorstellung zu bilden, dass *A* nicht stattfindet, ohne auszudrücken, ob diese Vorstellung wahr sei“, denn „[o]hne den Urteilsstrich wird hier so wenig wie anderswo in der Begriffsschrift

ein Urtheil gefällt“ (BS §7). Mit dem Urteilsstrich besagt die Zeichenverbindung, dass die Verneinung von  $A$  bejaht wird.

Der Allquantor wird mit Hilfe einer „Höhlung“ im Inhaltsstrich ausgedrückt, wobei in die Höhlung die Variable zu stehen kommt, mit Hilfe derer über den Argumentebereich quantifiziert wird:

$$\vdash \neg \Phi(a)$$

Dies bedeute „das Urtheil, dass jene Function eine Thatsache sei, was man auch als ihr Argument ansehen möge“ (BS §11). Wie bei der Negation haben wir es eigentlich mit zwei Inhaltsstrichen zu tun: „Der links von der Höhlung befindliche wagerechte Strich [...] ist der Inhaltsstrich dafür, dass  $\Phi(a)$  gelte, was man auch an die Stelle von  $a$  setzen möge, der rechts von der Höhlung befindliche ist der Inhaltsstrich von  $\Phi(a)$ , wobei an die Stelle von  $a$  etwas Bestimmtes eingesetzt gedacht werden muss“ (BS §11). Der Urteilsstrich wird links angebracht und besagt demnach, dass die Funktion  $\Phi(a)$  für alle  $a$  gilt. Die Rede davon, dass eine Funktion eine Tatsache sei, ist klärungsbedürftig und es hilft nicht, wenn Frege diese Paraphrase für die Funktion des Urteilsstrichs im Verlauf des Abschnitts wiederholt. Vermutlich soll die Rede von Tatsachen das allquantifizierte Urteil von der bloss vorgestellten Allgemeinheit abgrenzen.

Zwei beurteilbare Inhalte können durch einen senkrechten „Bedingungsstrich“ verbunden werden:

$$\vdash \begin{array}{l} \text{---} A \\ | \\ \text{---} B \end{array}$$

Die „Bedingtheit“ (modern:  $B \rightarrow A$ ) ist eine von zwei Möglichkeiten, wie zwei beurteilbare Inhalte verknüpft werden können; die zweite Möglichkeit ist die Inhaltsgleichheit ( $A \equiv B$ ; vgl. BS §8). Frege erläutert die Bedingtheit wie folgt:

Wenn  $A$  und  $B$  beurtheilbare Inhalte bedeuten, so giebt es folgende vier Möglichkeiten: 1)  $A$  wird bejaht und  $B$  wird bejaht; 2)  $A$  wird bejaht und  $B$  wird verneint; 3)  $A$  wird verneint und  $B$  wird bejaht; 4)  $A$  wird verneint und  $B$  wird verneint.

$$\vdash \begin{array}{l} \text{---} A \\ | \\ \text{---} B \end{array}$$

bedeutet nun das Urtheil, dass die dritte dieser Möglichkeiten nicht stattfindet. (BS §5)

Mit dem Bedingungsstrich wird demnach ausgedrückt, dass ein beurteilbarer Inhalt  $A$  eine notwendige Bedingung für den Inhalt  $B$  ist, bzw.  $B$  eine hinreichende Bedingung für  $A$  (daher der Name „Bedingtheit“). Die Bedeutung eines hypothetischen Ur-

teils ermittelt Frege anhand der vier *Möglichkeiten*, die sich ergeben, wenn zwei beurteilbare Inhalte verknüpft werden, die ihrerseits jeweils bejaht oder verneint werden können. Der Urteilsstrich im Kontext eines hypothetischen Urteils soll bedeuten, dass die Möglichkeit nicht besteht, das Antezedens zu bejahen und das Konsequens zu verneinen, denn streng gesprochen können Möglichkeiten weder stattfinden noch nicht stattfinden.

Freges Erläuterungen zur Bedingtheit erinnern an die semantische Explikation der materialen Implikation mittels Wahrheitswertetabelle. Dummett schreibt, dass Frege an der zitierten Stelle „very close to giving truth-tables“ sei (Dummett, 1981, 301). Weniger vorsichtig kommentiert Noonan dieselbe Stelle: „What Frege has in effect done here is define the material conditional of modern logic by its truth-table“ (Noonan, 2001, 46). Sollte Frege vor Wittgenstein die Wahrheitstabellen entdeckt haben? Bei genauerer Betrachtung stellt man fest, dass Freges Erläuterungen nur oberflächlich mit einer Wahrheitswertetabelle verwandt sind. Erstens kommen bei Frege keine Wahrheitswerte vor, sondern die Akte *Bejahen* und *Verneinen* und zweitens verwendet Frege nicht wie bei einer Wahrheitswertetabelle üblich dieselben Begriffe wie bei der wahrheitsfunktionalen Verteilung der Werte, sondern ein neues Begriffspaar „ausgeschlossen/nicht-ausgeschlossen“, wobei letzteres nur suggeriert wird. Es wäre falsch, das Bejahen und Verneinen als eine Art Vorreiter für Wahrheitswerte zu begreifen. Denn „bejahen“ ist ein Synonym für „urteilen“, wohingegen „die Verneinung als ein Merkmal eines beurtheilbaren Inhalts anzusehen“ ist (BS §4).<sup>17</sup>

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich Freges Umschreibungen für die Funktionsweise des Urteilsstrichs weitaus variantenreicher darstellt, als dies für ein Grundsymbol zu erwarten ist, das ungeachtet der logischen Komplexität des Urteils stets dieselbe signalisierende Funktion haben sollte: Der Urteilsstrich symbolisiert nicht nur das Bejahen, Behaupten, An- oder Zuerkennen der Wahrheit eines beurteilbaren Inhalts, sondern auch Ereignisse (stattfinden eines negierten Inhalts), Tatsachen (gelten einer Funktion für alle Argumente) sowie das Ausschliessen und Bestehen von Möglichkeiten (in denen beurteilbare Inhalte bejaht und verneint werden). Streng genommen sind diese Umschreibungen nicht synonym, aber im Kontrast zum blossen Vorstellen weisen sie so etwas wie einen gemeinsamen Kern auf: Sie bringen allesamt zum Ausdruck, dass mit dem Urteilsstrich etwas abgeschlossen oder vervollständigt wird. Hare (1989, 25) hat in einem anderen Zusammenhang Freges Urteilsstrich mit einer Unterschrift verglichen. Dieser Vergleich ist hilfreich, denn wie etwa ein Scheck ohne Unterschrift noch nicht dazu befugt, einen bestimmten Geldbetrag von der Bank

---

<sup>17</sup>Stepanians (1998, 76, Fn.) merkt an, dass Frege diese „Unstimmigkeiten bald darauf korrigiert“ und verweist auf dessen Auseinandersetzung mit *Booles rechnender Logik* (NS 40), wo „sich der Sache nach an gleicher Stelle eine Wahrheitswertetabelle“ befinde. Das ist falsch; in beiden Manuskripten zu Booles Logik erläutert Frege seinen Bedingungsstrich mit dem Bejahen und Verneinen von Fällen (NS 40, 57).

anzuheben, oder ein Vertrag ohne Unterschrift zwar alle Vertragsbedingungen enthält, aber nicht rechtskräftig ist, so bestimmt ein Ausdruck ohne Urteilsstrich erst den beurteilbaren Inhalt. Die Unterschrift auf einem Scheck dient nicht nur dazu, den Kontoeigentümer zu identifizieren, sondern sie schliesst die zuvor nur bedachte Befugnis ab – ein unterschriebener Scheck ist ein ausgestellter Scheck, mit der Unterschrift wird eine Befugnis *erteilt*. Wozu der Urteilsstrich befugt, wird Thema des nächsten Kapitels sein (Kap. 2). Zieht man die Möglichkeit in Betracht, jemandem einen Blankoscheck auszustellen, dann hinkt der Vergleich, da der Urteilsstrich nie vor das Zeichen eines unbestimmten beurteilbaren Inhalts gesetzt wird.

### Paraphrasierungen

So wie die Unterschrift auf einem Scheck oder auf einem Vertrag keinen inhaltlichen Beitrag leistet, so führt der Urteilsstrich dem beurteilbaren Inhalt nichts Neues hinzu. Der Urteilsstrich vervollständigt einen Inhalt zu einem Urteil, ohne einen inhaltlichen Beitrag zu leisten. Diesem Muster folgen auch die natursprachlichen Paraphrasierungen, die Frege in der *Begriffsschrift* für die Funktion des Urteilsstrichs angibt. Der Satz „Archimedes kam bei der Eroberung von Syrakus um“ soll mit dem Satz „der gewaltsame Tod des Archimedes bei der Eroberung von Syrakus ist eine Tatsache“ übersetzt werden können. Frege kommt es dabei auf den Vergleich zwischen „... ist eine Tatsache“ und dem Urteilsstrich an – das Zeichen  $\vdash$  steht für das „gemeinsame Prädikat für alle Urtheile“. Bringt man dies mit seinem Vorschlag zusammen, den Inhaltsstrich mit „der Umstand, dass...“ zu umschreiben (BS §2), so lässt sich Freges Beispiel in diesem Paragraphen wie folgt paraphrasieren: „Der Umstand, dass sich ungleichnamige Magnetpole anziehen“ ist der beurteilbare Inhalt des Urteils „Der Umstand, dass sich ungleichnamige Magnetpole anziehen, ist eine Tatsache“.

Verallgemeinert lautet Freges Vorschlag für die Lesart von Urteilsstrich und Inhaltsstrich wie folgt:

- |                    |   |
|--------------------|---|
| (1) $\text{---} A$ | (der Umstand, dass $A$ )                    |
| (2) $\vdash A$     | (der Umstand, dass $A$ , ist eine Tatsache) |

Selbst wenn Freges Paraphrasen den Unterschied zwischen dem Inhaltsstrich und dem Urteilsstrich verdeutlichen können, werfen sie ein schwerwiegendes Problem auf. (1) ist nur unter Vorbehalt ein Beispiel für einen beurteilbaren Inhalt, der wahr oder falsch ist, da „der Umstand dass...“ einen nominalisierten Ausdruck einleitet. Nominalisierte Ausdrücke, so liesse sich gegen Frege einwenden, haben in erster Linie wie der Ausdruck „Haus“ eine bezeichnende oder benennende Funktion und drücken keinen beurteilbaren Inhalt aus. Auf welcher Grundlage kann Frege den Ausdruck „Haus“ als

Ausdruck für einen beurteilbaren Inhalt ablehnen, den Ausdruck „der Umstand, dass sich ungleichnamige Magnetpole anziehen“ aber nicht?

Wenn diese Kritik berechtigt ist und sich beurteilbare Inhalte nicht als nominalisierte Hauptsätze wiedergeben lassen, dann offenbart sich das Problem der richtigen Paraphrasierung für die Rolle des Urteilsstrichs als *grammatisches Dilemma*. Denn wenn die durch „der Umstand, dass...“ eingeleitete Nominalisierung keine Paraphrase für einen beurteilbaren Inhalt sein kann, dann sind die Bedingungen für den Urteilsstrich nicht erfüllt. Dieser kann nur an einem Inhaltsstrich angebracht werden und der Inhaltsstrich setzt in einem semantischen Sinn die Beurteilbarkeit des Inhalts voraus, vor dessen Zeichen er gesetzt wird. Wenn auf der anderen Seite adäquate Paraphrasen für beurteilbare Inhalte das Kriterium für die Beurteilbarkeit von Inhalten erfüllen müssen, dann dürfen beurteilbare Inhalte nicht mit Nominalisierungen paraphrasiert werden, sondern müssen in einer grammatischen Form wiedergegeben werden, die den Inhalt beurteilbar lassen. Diese Bedingung ist jedoch nur dann erfüllt, wenn der Inhalt als Hauptsatz im Indikativ wiedergegeben wird. Da er dann assertorisch ist, wird die Rolle des Urteilsstrichs bereits vorweggenommen. In aller Kürze: Entweder wird der Inhalt eines Urteils nominalisiert paraphrasiert, dann ist er nicht beurteilbar, oder der Inhalt wird beurteilbar paraphrasiert, dann ist er assertorisch und nimmt vorweg, wofür der Urteilsstrich reserviert wurde.

Diesem Einwand könnte erstens mit dem Hinweis begegnet werden, dass aus der Unmöglichkeit einer geeigneten Paraphrase für den Unterschied zwischen Ausdrücken mit und ohne Urteilsstrich nicht folgt, dass es keinen solchen Unterschied gibt. Das ist im Grunde richtig, dennoch sollte man die Schwierigkeiten, die sich beim Ausbuchstabieren einer philosophisch so wichtigen Unterscheidung wie der zwischen Urteil und Gedanke ergeben, nicht auf die leichte Schulter nehmen. Dass sich der Übergang von (1) zu (2) nicht ohne Weiteres mit einer natursprachlichen Ergänzung wie „... ist eine Tatsache“ umschreiben lässt, könnte ein Indiz dafür sein, dass es sich beim beurteilbaren Inhalt um eine *Abstraktion* handelt; d.h. dass nicht der beurteilbare Inhalt zu einem Urteil ergänzt wird, sondern umgekehrt, der beurteilbare Inhalt von einem Urteil abstrahiert wird.

Zweitens liesse sich einwenden, dass eine nominalisierte Phrase wie „der Umstand, dass sich ungleichnamige Magnetpole anziehen“ im Gegensatz zum Ausdruck „Haus“ den für ein Urteil geeigneten semantischen Gehalt hat und daher nicht nur ein Name ohne beurteilbaren Inhalt ist. Diese Verteidigung nominalisierter Inhalte lässt sich jedoch nur für die *Grundgesetze* aufrecht halten, in welchen Frege eine ausgefeilte Namenstheorie entwickelt und Namen neben ihrem Bezug auch einen Sinn beimisst. Doch beim Abfassen der *Begriffsschrift* verfügt Frege noch über keine Theorie, wie nominalisierte Ausdrücke einen vollständigen und beurteilbaren Gedanken ausdrücken

können. Der frühe Frege bleibt somit eine Erklärung für die willkürlich anmutende Unterscheidung zwischen beurteilbaren und unbeurteilbaren Inhalten schuldig.

Freges späte Theorie rechnet sozusagen *alle* bedeutungsvollen Namen zu Ausdrücken mit einem beurteilbaren Inhalt, wie wir gleich sehen werden. Durch diese Neuerung wird das grammatische Dilemma vermieden, aber sie erfordert auch einige Neuerungen; u.a. löst die semantische Rede von Wahrheitswerten die metaphysische Rede von Tatsachen ab. Aus indirekten Quellen wissen wir jedoch, dass sich Frege auch Jahre nach der Abfassung des zweiten Bandes der *Grundgesetze* nicht vollends von den Paraphrasierungen (1) und (2) distanziert. In seiner Mitschrift zu den *Vorlesungen über Begriffsschrift* aus dem Wintersemester 1910/11 kommentiert Carnap den Inhaltsstrich mit den Worten „Ist nur der Gedanke, noch nicht als Tatsache“ (VBS 1).

### 1.3 Der Urteilsstrich in den *Grundgesetzen*

In den frühen Neunzigerjahren unterzieht Frege seine Begriffsschrift einer Revision. In einem Vortrag mit dem Titel *Funktion und Begriff* kündigt er „einige Ergänzungen und neue Fassungen“ an, deren Notwendigkeit sich für ihn seit dem Verfassen der *Begriffsschrift* ergeben haben (FB 1). Diese Revision wird in einer Reihe von Aufsätzen vorbereitet und kommt im Hauptwerk, den *Grundgesetzen*, zum Abschluss. Der Inhaltsstrich wird neu als Zeichen für eine Wahrheitsfunktion interpretiert. In diesem Unterkapitel soll überprüft werden, ob die Neukonzeption der Begriffsschrift Auswirkungen auf die Interpretation des Urteilsstrichs hat. Es wird sich herausstellen, dass der Urteilsstrich von ihr nur indirekt betroffen ist. Anders als in der *Begriffsschrift* wird die Beurteilbarkeit des Inhalts nicht mehr vorausgesetzt; was auf den Urteilsstrich folgt, ist immer ein Name für einen Wahrheitswert. Dadurch lässt sich das *grammatische Dilemma* des letzten Abschnitts vermeiden. Der Urteilsstrich bedeutet nun, dass der auf ihn folgende Ausdruck ein Name für das Wahre ist – Urteile sind demnach immer Urteile darüber, dass ein gegebener Name das Wahre bezeichnet. Dieses Resultat ist annehmbar für Urteile, die im Rahmen einer Kunstsprache wie der Begriffsschrift gefällt werden. Für Erkenntnisurteile oder Urteile, die spontanen Behauptungen zugrunde liegen, ist dieser Urteilsbegriff aber zu eingeschränkt, da diese Urteile zumindest vordergründig keine Sprache voraussetzen.

Zu den wichtigsten Neuerungen in der modifizierten Begriffsschrift gehören die Einführung von Wahrheitswerten und Werteverläufen sowie die Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung. Alle Änderungen stellen Präzisierungen dar, die das äusserliche Bild von Freges Notation nur geringfügig berühren. In der Literatur herrscht kein

Konsens darüber, welche Neuerungen die grundlegenden sind.<sup>18</sup> Es lässt sich jedoch zeigen, dass sämtliche Neuerungen (inkl. die Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung) auf Freges erweiterten Funktionsbegriff zurückgehen. Diesen Nachweis werde ich im Folgenden kurz skizzieren. Damit will ich mich von jenen Darstellungen abgrenzen, die den Unterschied zwischen Freges erster und zweiter Urteilstheorie mit dem Hinzukommen der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung erklären.<sup>19</sup>

### Erweiterung des Funktionsbegriffs

Die Einführung der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung stellt gewiss eine weitreichende Veränderung in Freges Denken dar. Viele Darstellungen von Freges Philosophie unterschlagen jedoch Freges Beweggründe, zwischen dem Sinn und der Bedeutung von Ausdrücken zu unterscheiden, indem sie zu sehr vom Aufsatz *Über Sinn und Bedeutung* ausgehen. So entsteht ein verzerrtes Bild, das Frege als Philosophen darstellt, der vornehmlich um eine ‚Bedeutungstheorie‘ für natürliche Sprachen bemüht war.<sup>20</sup> Die Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung sollte vielmehr vor dem Hintergrund von Freges erweitertem Funktionsbegriff betrachtet werden – dies erst ermöglicht es, Wahrheitswerte als *Werte von Funktionen* zu fassen. Diese Neuerung hat zur Folge, dass verschiedene Funktionsausdrücke, um Argumente ergänzt, denselben Wahrheitswert ergeben können. Weil der erweiterte Funktionsbegriff auch die Identität miteinschliesst, können solche Ausdrücke gleichgesetzt werden:

$$(2^2 = 4) = (2 > 1)$$

Auf den nahe liegenden Einwand, dass beide Seiten dieser Gleichung doch „ganz Verschiedenes besagen, ganz verschiedene Gedanken ausdrücken“ (FB 13), reagiert Frege mit der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung. Die beiden Ausdrücke, die das Gleichheitszeichen flankieren, *bedeuten* beide denselben Wahrheitswert – das Wah-

---

<sup>18</sup>Während bspw. Simons (1996, 281) obige Auflistung unterstützt, misst Sluga (1962, 202) Werteverläufen nur eine untergeordnete Rolle bei und betont die Wichtigkeit des neuen Funktionsbegriffs (Sluga, 1980, 130). Für Dummett hingegen scheinen Funktionen überhaupt keine Rolle zu spielen (Dummett, 1973, 643f.) – eine Unterlassung, die Baker und Hacker maliziös mit einer Rekonstruktion des *Hamlet* vergleichen, die sich auf eine Textvorlage stützt, welche von allen Szenen befreit worden ist, in denen der König von Dänemark vorkommt (Hacker/Baker, 1983, 119). Allerdings korrigiert Dummett dieses Versäumnis in seinem Folgewerk (Dummett, 1981, Kap. 8).

<sup>19</sup>Dazu zählen Thiel (1965, 45), Hoche (1976), Becker (1989), Stelzner (2003) und insbes. Carl (1982, § 3.1, 1994, 137ff.).

<sup>20</sup>An dieser Stelle ist natürlich auf die Arbeiten von Sir Michael Dummett hinzuweisen. Dummett ist der Meinung, dass letztlich alle philosophischen Probleme mit einer ausgefeilten Bedeutungstheorie in den Griff zu kriegen sind, und dass Frege wie sonst keiner zu einer solchen Theorie beigetragen hat. Viele Frege-Interpreten haben Dummett für diese radikale Sichtweise kritisiert, insbesondere für den zweiten Teil der These. Dennoch gehören Dummetts Arbeiten unbestritten zu den tiefgründigsten Resultaten der Frege-Forschung.

re. Ergänzt man etwa  $\xi^\xi = 4$  und  $\xi > 1$  um das Argument 2, so ist der Wert beider Funktionen derselbe Wahrheitswert. Dennoch unterscheiden sich die beiden Ausdrücke hinsichtlich dessen, was sie besagen – „sie haben nicht denselben Sinn“ (FB 14). Die Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung ist eine Konsequenz des erweiterten Funktionsbegriffs.<sup>21</sup>

Worin besteht nun die ‚Erweiterung‘ des Funktionsbegriffs? Für die Beantwortung dieser Frage wird es erforderlich sein, Freges frühen Funktionsbegriff mit dem späten zu vergleichen. Für unsere Zwecke ist dieser Vergleich nicht nur deshalb interessant, weil die Erweiterung neue Wahrheitsfunktionen umfasst, sondern auch weil Funktionen allgemein einen grösseren Stellenwert in Freges Logikkonzeption einnehmen. Vergleicht man den Anfang des Inhaltsverzeichnisses der *Begriffsschrift* mit jenem der *Grundgesetze*, fällt auf, dass Frege jeweils einen anderen Aufbau wählt. Die *Begriffsschrift* beginnt mit drei Paragraphen zum Urteil – Funktionen werden erst ab §9 im Anschluss an die Erläuterungen zu Bedingtheit, Schliessen, Verneinung und zur Inhaltsgleichheit thematisiert. In den *Grundgesetzen* hingegen beginnt Frege gleich mit vier Paragraphen zu *Einleitendes über Function, Begriff, Beziehung*:

- §1 Die Function ist ungesättigt
- §2 Wahrheitswerthe, Bedeutung und Sinn, Gedanke, Gegenstand
- §3 Wertheverlauf einer Function, Begriff, Umfang eines Begriffes
- §4 Functionen mit zwei Argumenten.
- §5 Urtheil und Gedanke, Urtheilstrich und Wagerechter<sup>22</sup> (GGA XXVII)

Der Funktionsbegriff rückt an den Anfang und bildet somit den Ausgangspunkt für die neue Begriffsschrift. Ausführlicher als in den *Grundgesetzen* legt Frege im Aufsatz *Function und Begriff* dar, wie das System der neuen Begriffsschrift schrittweise vom Funktionsbegriff her entwickelt werden kann. Ich werde im Folgenden nur auf die Schritte eingehen, die für unsere Zwecke bedeutsam sind: Wahrheitswerte und Wahrheitsfunktionen. Diese beiden Neuerungen nehmen direkt darauf Einfluss, was Frege unter einem Urteil versteht.<sup>23</sup>

---

<sup>21</sup>Verschiedene Interpreten haben hervorgehoben, dass Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung als sprachphilosophische Errungenschaft gefeiert werden sollte, sondern im Lichte seines logisch-mathematischen Projekts zu sehen ist; vgl. Currie (1976), Burge (1979); Burge (1990), Weiner (1990), Gabriel (1996), Sundholm (2001) und Mras (2001).

<sup>22</sup>Frege konnte sich zu keiner einheitlichen Schreibweise für „Urteilsstrich“ durchringen, mehrheitlich verwendet er jedoch ein Fugen-s. Die Schreibweise „Wagerechter“ entspricht den Rechtschreibempfehlungen von damals.

<sup>23</sup>Eine gründliche Darstellung von den Neuerungen in Freges Begriffsschrift dürfte nicht auf Wertverläufe verzichten, da diese für Freges Logizismus von grosser Bedeutung sind. Schliesslich erachtet Frege Werteverläufe „für eine der folgenreichsten Entwicklungen“ seiner Begriffsschrift (GGA §9), denn mit Hilfe von Werteverläufen kann der in den *Grundlagen* definierte Begriff der Anzahl präzisiert werden: Erst mit der Einführung von Werteverläufen lässt sich der Begriff *gleichzahlig mit dem Begriff, unter den alle sich selbst ungleichen Gegenstände fallen* bzw. die Zahl Null *als Gegenstand* begreifen.



In der *Begriffsschrift* unterscheidet Frege zwar auch zwischen Funktion und Argument, doch kommt die Unterscheidung dort nur in Hinblick auf die logische Zerlegung von Satzausdrücken zum Tragen. Eine Funktion lässt sich allgemein als derjenige Teil eines Ausdrucks charakterisieren, der unverändert bleibt, wenn alle oder einige Vorkommnisse eines enthaltenen Ausdrucks durch einen anderen Ausdruck ersetzt werden: „Indem man einen Ausdruck in dieser Weise veränderlich denkt, zerfällt derselbe in einen bleibenden Bestandtheil [...] und in das Zeichen, welches durch andere ersetzbar gedacht wird [...] Den ersteren Bestandtheil nenne ich Function, den letzteren ihr Argument“ (BS §9).<sup>24</sup> Das lässt sich an einem von Frege gewählten Beispiel veranschaulichen:

Wasserstoffgas ist leichter als Kohlensäuregas

Sauerstoffgas ist leichter als Kohlensäuregas

Stickstoffgas ist leichter als Kohlensäuregas

Der gemeinsame Bestandteil in diesen Vergleichen ist die Funktion ( ) *ist leichter als Kohlensäuregas*, die Argumente sind Wasserstoffgas, Sauerstoffgas und Stickstoffgas. Man könnte auch ( ) *ist leichter als* ( ) als den gemeinsamen Bestandteil betrachten, und alle drei Sätze als Ausdruck einer Relation auffassen. Beurteilbare Inhalte lassen sich verschieden in Funktion und Argument zerlegen. Für den beurteilbaren Inhalt eines Satzes spielt es keine Rolle, wie er zerlegt wird. Im Liberalismus dieser Unterscheidung steckt denn auch der entscheidende Vorteil gegenüber der herkömmlichen Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat, den Frege bereits im Vorwort der *Begriffsschrift* antizipiert: „Insbesondere glaube ich, dass die Ersetzung der Begriffe *Subject* und *Praedicat* durch *Argument* und *Function* sich auf die Dauer bewähren wird“ (BS VII).<sup>25</sup>

---

Bekanntlich führt dieser Schritt zu jener Antinomie, über die Russell Frege am 16. 6. 1902 brieflich in Kenntnis setzt (WB 211-2). Frege sieht sofort ein, dass sein Vorhaben „in's Wanken geräth“, da mit dem Wegfall des Grundgesetzes V (ein Gesetz, das die Bedingungen festlegt, unter denen zwei Werteverläufe einander gleichgesetzt werden können) „die einzig mögliche Grundlage der Arithmetik überhaupt zu versinken scheint“ (WB 213). Interessanterweise verzichtet Frege beim Versuch, Russells Paradoxie in der eigenen Notation zu rekonstruieren, auf den Urteilsstrich (GGA S. 256). Eine Erklärung für diese bemerkenswerte Ausnahme werde ich im zweiten Kapitel geben (S. 62).

<sup>24</sup>Dass Frege hier von *Ausdrücken* spricht, hat zu der irrigen Annahme verleitet, in der *Begriffsschrift* sei ausschliesslich von ‚linguistic functions‘ die Rede; das sind Funktionen, deren Argumente und Werte Zeichen sind (Geach 1961, 143, Angelelli 1967, 153, Kenny 1995, 17). Andere Autoren bezichtigen Frege sogar einer Verwechslung zwischen Erwähnung und Gebrauch, weil dieser nicht genau zwischen Funktion und Funktionsausdruck unterscheidet (Heck/May, 2013). Baker (2001) stellt meiner Meinung nach richtig, dass Frege bei der Zerlegung beurteilbarer Inhalte in Funktion und Argument nie nur an Zeichen denkt (vgl. Baker/Hacker 2003). An anderer Stelle schreibt Frege ausdrücklich von der „Auffassung eines *Inhalts* als *Function* eines *Arguments*“ (BS VII; *meine Hervorh.*; vgl. BS §11).

<sup>25</sup>Auf die unterschiedlichen Auffassungsweisen eines beurteilbaren Inhalts komme ich im letzten Kapitel zurück.

In der *Begriffsschrift* dienen Funktionen der Zerfällung oder Strukturierung von beurteilbaren oder begrifflichen Inhalten.<sup>26</sup> In *Funktion und Begriff* geht Frege dazu über, von den *Werten* von Funktionen zu sprechen – dem Wort „Wert“ begegnen wir in der *Begriffsschrift* überhaupt nicht. Funktionen werden durch Argumente zu Werten ergänzt: „Wir nennen nun das, wozu die Funktion durch ihr Argument ergänzt wird, den Wert der Funktion für dieses Argument“ (FB 8). Die Funktion selber nennt Frege „unvollständig, ergänzungsbedürftig oder ungesättigt“ (FB 6). Während der alte Funktionsbegriff *syntaktisch* motiviert ist und lediglich der Zergliederung begrifflicher Inhalte dient, ermöglicht Freges revidierte Begriffsschrift, Funktionen auch unabhängig davon zu betrachten, dass sie begriffliche Inhalte zergliedern (vgl. Sluga 1980, 85-6). In diesem Zusammenhang geht Frege auch von der Rede des „Ergebens eines Wertes“ zu der des „Bedeutens eines Wertes“ über (FB 13). Dies wird in den *Grundgesetzen* besonders deutlich, wenn Frege gleich zu Beginn klarstellt, dass ein Funktionsname, ergänzt um einen Namen für ein Argument, einen Namen für einen Wert ergibt:

Durch das Argument wird die Function ergänzt; das wozu sie ergänzt wird, nenne ich *Werth* der Function für das Argument. Wir erhalten also einen Namen des Werthes einer Function für ein Argument, wenn wir die Argumentstellen des Namens der Function mit dem Namen des Arguments ausfüllen. (GGA, §1)

Fortan wird Frege konsequent zwischen Zeichen und Bezeichnetem unterscheiden: „Ich bezeichne mit dem Namen das, was er bedeutet“ (GGA §2). So wie etwa „3“ im Ausdruck „ $3 > 2$ “ die Zahl 3 bezeichnet, oder eben bedeutet, so ist auch der Rest des Ausdrucks ein Zeichen mit Bedeutung; „ $\xi > 2$ “ ist ein Funktionszeichen und bedeutet die Funktion *grösser als 2*. Mit dieser isolierten Sicht auf Funktionen hat sich Frege nicht nur Freunde gemacht. Dass Funktionszeichen Funktionen benennen, so wie wir Namen für Personen und Gegenstände verwenden, ist für viele nicht nachvollziehbar und zeichnet das Bild einer Welt, die aus gesättigten und ungesättigten Entitäten besteht. Parolen wie „Gegenstand ist alles, was nicht Funktion ist, dessen Ausdruck also keine leere Stelle mit sich führt“ (FB 18; vgl. GGA §2) verstärken diesen Eindruck und stellen für viele Interpreten den Kern einer kruden Ontologie dar. Die metaphysische Dimension solcher Losungen sollte jedoch nicht überschätzt werden, da sie eher einen derivativen Charakter haben als den eines ontologischen Geständnisses: So wie ein Funktionszeichen Argumentstellen aufweist und durch einen Namen ergänzt werden kann, so weist auch die Bedeutung eines Funktionszeichens eine ungesättigte Natur

---

<sup>26</sup> Freges Gebrauch dieser beiden Ausdrücke ist sehr differenziert; er verwendet den Ausdruck „beurteilbarer Inhalt“ vorwiegend dann, wenn von der Beurteilbarkeit eines Inhalts (§§ 2,4,5), „begrifflicher Inhalt“ hingegen, wenn von dessen Zergliederung in Funktion und Argument die Rede ist (§§ 3,4,9). Damit widerspreche ich Picardi (1982, 310), derzufolge Frege hier eine Unterscheidung ohne Unterschied macht.

auf – die ungesättigte Natur des Bezeichneten wird vom Ergänzungsbedürftigen seines Zeichens abgeleitet.<sup>27</sup>

Den dargestellten Funktionsbegriff will Frege in „zwei Richtungen“ weiterentwickelt wissen: „Erstens nämlich ist der Kreis der Rechnungsarten erweitert worden, die zur Bildung einer Funktion beitragen“ und „[z]weitens ist der Kreis dessen erweitert worden, was als Argument und Funktionswert auftreten kann“ (FB 12; vgl. GGA §2). Die Rede von „zwei Richtungen“ ist irreführend, da mit der Erweiterung der Funktionszeichen zugleich ein Schritt in die zweite Richtung getan wird, wie wir gleich sehen werden. Zusätzlich zu den Zeichen für die arithmetischen Grundfunktionen zählt Frege neu auch die Zeichen „=“, „>“ und „<“ zu den Funktionszeichen. In der *Begriffsschrift* wird die „Inhaltsgleichheit“ noch mit drei parallelen Strichen ausgedrückt (BS §8). In den *Grundgesetzen* verwendet Frege hierfür das arithmetische Gleichheitszeichen, weil er sich davon überzeugt hat, „dass es in der Arithmetik grade die Bedeutung hat“, die er damit bezeichnen will – nämlich dieselbe Bedeutung wie „zusammenfallend mit“ (GGA IX). Man kann sich leicht davon überzeugen, dass diese Erweiterung der Funktionszeichen unmittelbar zur Konsequenz hat, dass auch der Bereich der Funktionswerte um *Wahrheitswerte* erweitert wird, und somit auch ein Schritt in die zweite Richtung getan ist, ohne dass Frege einen zweiten Anlauf nehmen muss:

Damit ist aber zugleich gesagt, dass der Umkreis der Functionswerthe nicht auf Zahlen beschränkt bleiben kann; denn wenn ich als Argument der Funktion  $\xi^2 = 4$  der Reihe nach die Zahlen 0, 1, 2, 3 nehme, so erhalte ich keine Zahlen.  $0^2 = 4$ ,  $1^2 = 4$ ,  $2^2 = 4$ ,  $3^2 = 4$  sind Ausdrücke von theils wahren, theils falschen Gedanken. Ich spreche dies so aus: der Werth der Function  $\xi^2 = 4$  ist entweder der *Wahrheitswerth* des Wahren oder des Falschen. (GGA §2)

Die Einführung von Wahrheitswerten ist eine Konsequenz der funktionalen Analyse des Identitätszeichens. Wenn Identität eine Funktion ist, dann muss der Wertebereich von Funktionen auch Wahrheitswerte umfassen. Funktionen, die Wahrheitswerte ergeben, nennt Frege *Begriffe*: „Ein Begriff ist eine Funktion, deren Wert immer ein Wahrheitswert ist“ (FB 15; vgl. GGA §3). Begriffe sind Spezialfälle von Funktionen, wobei Frege Begriffe nicht auf mathematische Begriffe einschränkt: Sowie der Begriff ( ) *ist eine Primzahl* ein Begriff ist, der für die Argumente 1, 2, 3, 5, 7, 11... das Wahre ergibt, so ist der Begriff ( ) *eroberte Gallien* ein Begriff, der für das Argument Cäsar das Wahre ergibt (vgl. FB 17). Mathematische Gleichungen unterscheiden sich diesbezüglich nicht von Behauptungssätzen: „Die sprachliche Form der Gleichung ist ein Behauptungssatz“ (FB 16). Wie die Gleichungen im eingerückten Zitat das Wahre oder

---

<sup>27</sup>Vgl. Sluga (1980, 140), Noonan (2001, 147). Als Beispiel für die Überschätzung des metaphysischen Interesses Freges sei auf Angelelli (1967, 47) verwiesen. Im letzten Kapitel werde ich zeigen, dass das ontologische Gewicht von Freges Ungesättigtheitsmetapher abnimmt, wenn sie in einen pragmatischen Kontext gestellt wird.

das Falsche benennen, so sind die Sätze „Cäsar eroberte Gallien“ und „Brutus eroberte Gallien“ Ausdrücke von wahren oder falschen Gedanken. Sätze sind Namen von Wahrheitswerten, weil sie aus Funktionszeichen oder Begriffswörtern bestehen, die Funktionen bezeichnen, welche für Argumente Wahrheitswerte ergeben: „Ein Behauptungssatz enthält keine leere Stelle, und darum ist seine Bedeutung als Gegenstand anzusehen. Diese Bedeutung aber ist ein Wahrheitswert. Also sind die beiden Wahrheitswerte Gegenstände“ (FB 18). Dass die Bedeutung eines Behauptungssatzes ein Wahrheitswert ist, und Sätze somit zu Namen von Wahrheitswerten werden, halten viele Philosophen schlechthin für *den* kapitalen Fehler in einer ansonsten attraktiven semantischen Theorie.<sup>28</sup>

Ist erst einmal der Wertebereich um Wahrheitswerte erweitert, hindert uns nichts daran, Wahrheitswerte auch als Argumente von Funktionen zuzulassen: „Wir sehen, dass hier zugleich eine Erweiterung in der anderen Richtung vorgenommen ist, nämlich hinsichtlich dessen, was als Argument auftreten kann. Es sind nicht mehr nur Zahlen zuzulassen, sondern Gegenstände überhaupt“ (FB 17). Ein Ausdruck wie „Die Hauptstadt des ( )“ steht für eine Funktion, die Länder auf Städte abbildet. Nimmt man etwa als Argument das deutsche Reich, um bei Freges Beispiel zu bleiben, so erhält man als Funktionswert Berlin (vgl. FB 18). Nicht anders verfährt Frege mit Wahrheitswerten, denn grundsätzlich kommt als Argument *jeder* Gegenstand in Frage. Da Wahrheitswerte Gegenstände sind, kann ihr Zeichen auch an die Argumentstelle einer Funktion treten. Mit diesem letzten Schritt lassen sich sämtliche logische Operationen *wahrheitsfunktional* beschreiben.

### Der Waagrechte

Die erste und einfachste Wahrheitsfunktion in Freges Neukonzeption wird durch den alten Inhaltsstrich symbolisiert, der bei dieser Gelegenheit einen neuen Namen erhält: „Ich habe diesen waagerechten Strich früher Inhaltsstrich genannt, ein Name, der mir nun nicht mehr passend scheint. Ich will ihn jetzt einfach den Waagerechten nennen“ (FB 21). Im Vorwort zu den *Grundgesetzen* legt Frege dar, weshalb er mit dem alten Namen unzufrieden ist:

Der frühere Inhaltsstrich erscheint als Waagrechter wieder. Das sind Folgen einer eingreifenden Entwicklung meiner logischen Ansichten. Ich hatte früher in dem, dessen äussere Form ein Behauptungssatz ist, zweierlei unterschieden: 1) die Anerkennung der Wahrheit, 2) den Inhalt, der als wahr anerkannt wird. Den Inhalt

---

<sup>28</sup>Zu den schärfsten Kritikern von Freges Doktrin, dass Sätze Wahrheitswerte benennen, gehören neben Wittgenstein (1963, 4.063) auch Dummett (1973, 184), Dummett (1981, Kap. 19), Bell (1979, 28), Baker/Hacker (1984, 9, 124-5, 289, 339, 340), Burge (1986), Sullivan (1994) und Rumfitt (1996). Eingewendet wird zum einen, dass Sätze keine denotierende sondern eine aussagende Funktion haben, zum anderen aber auch, dass die Auffassung von der Wahrheit als Gegenstand grundsätzlich diffus ist.

nannte ich beurtheilbaren Inhalt. Dieser ist mir nun zerfallen in das, was ich Gedanken und das was ich Wahrheitswert nenne. Das ist eine Folge der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung eines Zeichens. (GGA, X)

Das Verb „zerfallen“ ist unglücklich gewählt, da es suggeriert, dass Frege unter einem beurteilbaren Inhalt bereits beim Abfassen der *Begriffsschrift* eine Art Konglomerat aus einem Gedanken und einem Wahrheitswert verstanden hat.<sup>29</sup> Die entsprechende Stelle im Haupttext ist diesbezüglich auch nicht viel klarer: „Früher nannte ich ihn Inhaltsstrich, als ich noch unter dem Ausdrücke ‚beurtheilbarer Inhalt‘ das zusammenfasste, was ich nun unterscheiden gelernt habe, als Wahrheitswert und Gedanken“ (GGA, §5, Fn.2). Frege meint damit, dass er neu zwischen dem, was ein Satz ausdrückt (Gedanke) und dem, was der Satz bezeichnet (Wahrheitswert), unterscheidet, während er früher nur Satz und Inhalt unterschieden hat. Wahrheitswert und Gedanken sind nicht die Bestandteile von beurteilbaren Inhalten, sondern die Bestandteile einer feineren Ausdeutung dessen, was der Inhalt eines Urteils ist. Dass Frege diese Entwicklung eine Folge der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung nennt, steht in keinem Widerspruch zu meiner These, dass der erweiterte Funktionsbegriff den Kern von Freges Revision darstellt. Frege unterschlägt hier, dass Sinn und Bedeutung ihrerseits zu den im zweiten Satz angesprochenen Folgen einer eingreifenden Entwicklung seiner logischen Ansichten gehören.

Der Waagrechte wird als Zeichen für eine Funktion definiert, die *allen* Argumenten einen Wahrheitswert zuordnet:

Ich führe als solche ein

—  $x$ ,

indem ich festsetze, dass der Wert dieser Funktion das Wahre sein soll, wenn als Argument das Wahre genommen wird, dass hingegen in allen anderen Fällen der Wert dieser Funktion das Falsche ist; also sowohl dann, wenn das Argument das Falsche ist, als auch dann, wenn es kein Wahrheitswert ist. (FB 21; vgl. GGA §5)

Das bedeutet in zweifacher Hinsicht eine einschneidende Veränderung gegenüber der *Begriffsschrift*. Erstens wird die Unterscheidung zwischen beurteilbaren und unbeurteilbaren Inhalten obsolet, da der Waagrechte alle Argumente auf Wahrheitswerte abbildet. Der Ausdruck „—  $1 + 3 = 5$ “ ist ebenso ein Name für das Falsche wie der Ausdruck „— 4“ oder „— Haus“. Die Beurteilbarkeit des Inhalts wird damit nicht mehr vorausgesetzt, der Waagrechte hat für alle Argumente eine semantische Bewertung, selbst für Argumente wie „ $\odot + 1$ “, wenn „ $\odot$ “ die Sonne bedeutet (FB 19).<sup>30</sup>

---

<sup>29</sup>Diesen Standpunkt vertritt Nusenoff (1980); triftige Gegenargumente bringt Helme (1983) vor.

<sup>30</sup>Hier zeichnet sich ein interessanter Zusammenhang mit Freges „Gebot wissenschaftlicher Strenge“ ab, wonach Begriffe scharf begrenzt sein müssen; d.h. für jedes Argument definiert sein muss, ob es unter einen gegebenen Begriff fällt oder nicht (FB 20, GGA II §65, 152, NS 168, 194, 212, 248, 260, WB 182-)

Zweitens erlaubt die wahrheitsfunktionale Auffassung des Waagrechten eine neue Definition der logischen Junktoren. Negation und Bedingtheit müssen nicht mehr wie in der *Begriffsschrift* als Grundoperationen über das Bejahen und Verneinen von beurteilbaren Inhalten bestimmt werden, sondern lassen sich im Anschluss an den Waagrechten ebenfalls wahrheitsfunktional definieren. Die Negation ist eine komplexe Wahrheitsfunktion, die durch zwei „verschmolzene“ Waagrechte und einen kleinen senkrechten „Verneinungsstrich“ dargestellt wird: „Der Werth der Function  $\neg \xi$  soll für jedes Argument das Falsche sein, für das der Werth der  $\xi$  das Wahre ist, und soll für alle andern Argumente das Wahre sein.“ (GGA §6; vgl. FB 22-3). Der Allquantor ist eine Funktion zweiter Stufe und wird als Wahrheitsfunktion über einer zugehörigen Funktion erster Stufe definiert: „Ich verstehe nun unter ‚ $\forall f(a)$ ‘ das Wahre, wenn die Funktion  $f(x)$  als Wert immer das Wahre hat, was auch ihr Argument sein möge; in allen anderen Fällen soll ‚ $\forall f(a)$ ‘ das Falsche bedeuten“ (FB 23-4). Die wahrheitsfunktionale Definition für die Bedingtheit muss schliesslich lauten, dass der Wert dieser Funktion genau dann das Falsche ist, wenn das Antezedens das Wahre und das Konsequens nicht das Wahre ist; „in allen anderen Fällen sei der Wert dieser Funktion das Wahre“ (FB 28; vgl. GGA §12). Der Bedingungsstrich ist wie bereits die Negation ein Zeichen für eine komplexe Wahrheitsfunktion:

$$\neg \left( \begin{array}{l} \neg \Gamma \\ \neg \Delta \end{array} \right)$$

Der linke Waagrechte ergibt nur dann das Wahre, wenn der Ausdruck in den grossen Klammern Zeichen für das Wahre ist, und dies ist nur dann nicht der Fall, wenn „ $\neg \Delta$ “ das Wahre und „ $\neg \Gamma$ “ das Falsche bedeuten, also  $\Delta$  das Wahre ist und  $\Gamma$

3). Wäre zum Beispiel für den Begriff *was um 1 vermehrt 10 ergibt* nicht bestimmt, ob die Sonne oder Julius Cäsar darunter fällt, dann hätte „ $\odot + 1 = 10$ “ keinen Wahrheitswert. Der Waagrechte verhindert solche Wahrheitswertlücken. Frege definiert den Waagrechten für *alle* Argumente, weil er sich weigert, *Bereichsbeschränkungen* vorzunehmen (Anscombe 1959, 104f., Heck/Lycan 1979). Um die Frage, ob die Sonne oder Cäsar 10 ergibt, wenn sie um 1 ergänzt werden, erst gar nicht aufkommen zu lassen, könnte man den Argumntbereich des Begriffs  $() + 1 = 10$  einfach auf Zahlen beschränken, eine Praxis, vor der heute niemand zurückschreckt. Im Rahmen seiner *Definitionslehre* entwickelt Frege jedoch ein starkes Argument gegen Bereichsbeschränkungen: Wollte man etwa das Kommutativgesetz für die Addition auf Zahlen beschränken, würde dies die Behauptung eines Konditionals mit der entsprechenden Bereichsbeschränkung im Antezedens erfordern: „wenn  $a$  eine Zahl ist und wenn  $b$  eine Zahl ist, so ist  $a + b = b + a$ “. Doch diese Behauptung ist logisch äquivalent mit der entsprechenden Kontraposition: „wenn  $a + b$  nicht gleich  $b + a$  ist, und wenn  $a$  eine Zahl ist, so ist  $b$  keine Zahl“ – „und hier ist es unmöglich, die Beschränkung auf’s Gebiet der Zahlen aufrecht zu erhalten“ (GGA II, §65); vgl. hierzu Greimann (2000, 232), Smith (2000, 165). Für eine Kritik an Freges Argument siehe Künne (2010, 756f.).

nicht. Aufeinander folgende waagrechte Striche müssen als „verschmolzen“ gedacht werden (GGA §6).<sup>31</sup>

### 1.4 Bezeichnungsurteile

Welche Auswirkungen hat die Neuauslegung des Inhaltsstrichs auf den Urteilsstrich? Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass der Urteilsstrich nicht mehr voraussetzt, dass der Inhalt vor dessen Zeichen er gesetzt wird, beurteilbar ist (Kap. 1.2). Die Konzeption in der *Begriffsschrift* musste sich den Vorwurf gefallen lassen, dass sie den Begriff des Urteilens voraussetzt, da die Unterscheidung zwischen beurteilbaren und unbeurteilbaren Inhalten *ad hoc* ist. Gegen die Konzeption in den *Grundgesetzen* lässt sich dieser Einwand nicht erheben. Frege gibt den Begriff des beurteilbaren Inhalts auf und ersetzt ihn durch ein komplexes semantisches System. Doch die Systematisierung hat ihren Preis: Sätze sind Namen von Wahrheitswerten. Das löst zwar das grammatische Dilemma, das die Paraphrasierungen aus der *Begriffsschrift* aufgebracht haben, doch für den Urteilsbegriff hat der technische Apparat rund um den Urteilsstrich unannehmbare Konsequenzen: Der Urteilsstrich drückt aus, dass ein Name das Wahre bezeichnet. Darauf will ich auf den letzten Seiten dieses Kapitels eingehen.

Der Waagrechte repräsentiert eine Funktion, deren Wert immer ein Wahrheitswert ist – er ist daher Zeichen für einen Begriff. Aber für *welchen* Begriff steht der Waagrechte eigentlich? In den *Grundgesetzen* heisst es dazu: „Unter diesen Begriff fällt das Wahre und nur dieses“ (GGA §5). Verschiedene Autoren haben diese Bemerkung zum Anlass genommen, den Waagrechten mit dem natursprachlich komplexen Prädikat „ist identisch mit dem Wahren“ zu umschreiben.<sup>32</sup> Im Hinblick auf die Verteilung der Wahrheitswerte mag diese Paraphrase durchaus gelungen erscheinen, auch wenn Frege nirgends explizit sagt, dass der Waagrechte so zu lesen ist. Frege sagt nur, „dass  $\Delta = \text{---} \Delta$  der Wahrheitswerth davon ist, dass  $\Delta$  ein Wahrheitswerth sei“ (GGA §5). Das belegt jedoch nicht, dass der Waagrechte mit „ist identisch mit dem Wahren“ paraphrasiert werden soll. Denn „ $\Delta = \text{---} \Delta$ “ ist der Ausdruck einer Funktion, die nur für Namen von Wahrheitswerten das Wahre ergibt. Unter den Begriff *identisch mit dem*

---

<sup>31</sup>Dummett muss dies übersehen haben, wenn er zu dem Schluss kommt, dass der Waagrechte in Freges System „wholly superfluous“ ist (Dummett, 1973, 315). Er begründet diese Behauptung mit dem Hinweis, dass ohnehin alle logischen Konstanten für alle Argumente definiert sind. Es sei daher nicht nötig, eine Funktion einzuführen, die für alle Argumente einen Wahrheitswert ergibt, schliesslich werde mit der doppelten Negation ( $\text{---}\text{---}$ ) dasselbe erreicht. Dummett scheint zu entgehen, dass dies nur deshalb erreicht wird, weil der Waagrechte als wahrheitsfunktionaler Kern in den logischen Konstanten verschmolzen vorkommt (vgl. Heck/Lycan 1979, 487). Redundant ist nur, dass Frege jede logische Konstante für alle Argumente definiert.

<sup>32</sup>Bell (1979, 19), Noonan (2001, 150), Greimann (2000, 232), Weiner (2004a, 86, 2005, 330, Fn.) und Künne (2010, 334).

*Wahren* kann nur etwas fallen, dessen Ausdruck ein Name für das Wahre ist, und das sind in Freges System wahre Sätze.

Die Paraphrase „ist identisch mit dem Wahren“ für den Waagrechten wirft uns jedoch auf ein ähnliches Problem zurück wie das grammatische Dilemma, welches sich bei der Paraphrasierung für die Funktion des Inhaltsstrichs bzw. des Urteilsstrichs in der *Begriffsschrift* ergeben hatte (vgl. S. 28). Für den Satz  $2 + 3 = 5$  würde die Paraphrase „ $\xi$  ist identisch mit dem Wahren“ das assertorische Moment vorwegnehmen; der Unterschied zwischen dem blossen Fassen des Gedankens, dass  $2 + 3 = 5$  und dem Urteil, dass  $2 + 3 = 5$  würde kollabieren. Aber selbstverständlich will Frege auch in den *Grundgesetzen* an diesem Unterschied festhalten:

[E]s ist mit ‚ $2+3 = 5$ ‘ eben nur ein Wahrheitswerth bezeichnet, ohne dass gesagt ist, welcher von beiden es ist (...) Wir bedürfen also noch eines besonderen Zeichens, um etwas als wahr behaupten zu können. Zu diesem Zwecke lasse ich dem Namen des Wahrheitswerthes das Zeichen  $\vdash$  — vorhergehen, so dass z.B. in  $\vdash 2^2 = 4$  behauptet wird, dass das Quadrat von 2 4 sei. Ich unterscheide das Urtheil vom Gedanken in der Weise, dass ich unter Urtheil die Anerkennung der Wahrheit eines Gedankens verstehe. (GGA §5)

Ein zweites Problem der Paraphrase „ist identisch mit dem Wahren“ besteht darin, dass sich Ausdrücke mit einem Waagrechten nur ungrammatisch paraphrasieren lassen. „ $2 + 3 = 5$  ist identisch mit dem Wahren“ oder „Cäsar ist gestorben ist identisch mit dem Wahren“ lässt sich nämlich nur dann als grammatisch korrekte Konstruktion verstehen, wenn die Paraphrase für den Waagrechten im Sinne eines metasprachlichen Ausdrucks verstanden wird, dessen Anführungszeichen abhanden gekommen sind. Doch „ $\vdash 2 + 3 = 5$ “ kann für Frege kein metasprachlicher Ausdruck sein, da „ $2 + 3 = 5$ “ nicht das Wahre sondern sich selber bezeichnen würde, und der Wert des Waagrechten für dieses Argument das Falsche wäre. Heck und Lycan (1979) kommen daher zu dem Schluss, dass der Waagrechte *überhaupt nicht* paraphrasierbar ist, weil eine taugliche Paraphrase unmöglich alle gestellten Bedingungen erfüllen kann: Sie muss (i) sowohl auf Sätze als auch auf singuläre Termini anwendbar sein, ohne dass eine ungrammatische Konstruktion entsteht; (ii) muss der Satz oder der singuläre Term seine gewöhnliche Referenz behalten, da der Waagrechte wahrheitsfunktional ist. Eine Paraphrase die (i) erfüllt, verstosse jedoch wegen des metasprachlichen Bezugs automatisch gegen (ii). Der Schluss, dass sich der Waagrechte deswegen unmöglich paraphrasieren lässt, ist jedoch vorschnell, wie wir gleich sehen werden.

Diese Schwierigkeiten lassen sich nicht beheben, wenn man wie Bell der Vorwegnahme des assertorischen Moments mit einem Nominalisierungsverfahren begegnet: „Consequently the function-name  $\vdash \xi$  ought to be interpreted, not as identity sentence (...), but rather as the corresponding complex noun phrase:  $\xi$ 's being identical to the True“ (Bell, 1979, 23). Der Ausweg gleicht demjenigen Freges in der *Be-*



*griffsschrift*, denn mit „ $\xi$ 's identisch sein mit dem Wahren“ wird wie mit „der Umstand, dass“ eine Nominalisierung vorgenommen, die das assertorische Moment von Aussagesätzen eliminiert und für den Urteilsstrich aufhebt. Im Gegensatz zur *Begriffsschrift*-Paraphrase lässt sich die korrigierte Variante auch auf Eigennamen anwenden. Die prinzipielle Anwendbarkeit sollte jedoch nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass angewandt auf konkrete Sätze und Namen umständliche Nominalphrasen entstehen, die nahezu unverständlich sind (vgl. Baker/Hacker, 1984, 341). Die Schwerfälligkeit der Paraphrasen „das Identisch-sein mit dem Wahren von  $2 + 3 = 5$ “ und „das Identisch-sein mit dem Wahren von Julius Cäsar“ nimmt sogar zu, wenn der Urteilsstrich, dem Vorschlag von Bell (1979, 23) folgend, mit „ist eine Tatsache“ paraphrasiert wird: „das Identisch-sein mit dem Wahren von  $2 + 3 = 5$  ist eine Tatsache“.

Die Schwerfälligkeit einer Paraphrasierung spricht natürlich nicht gegen die Möglichkeit ihrer Adäquatheit. Bells Vorschlag weist den viel gravierenderen Fehler auf, nicht mit Freges Sprachgebrauch vereinbar zu sein. Achtet man in den *Grundgesetzen* auf Freges Erläuterungen zu jenen Formeln, denen kein Urteilsstrich vorausgeht, stellt man fest, dass Frege meist die Paraphrase „der Wahrheitswert davon, dass“ verwendet.<sup>33</sup> Diese Formulierung hat mit Bells Vorschlag gemein, dass sie eine Nominalphrase einleitet und somit davor bewahrt, das assertorische Moment vorwegzunehmen, das für Urteile reserviert bleiben soll. Gegen Bells Vorschlag spricht neben Freges Sprachgebrauch eine Stelle in einem Brief an Husserl, indem Frege ausdrücklich wünscht, den alten Ausdruck „Umstand, dass“ aus der *Begriffsschrift* durch „Wahrheitswert davon, dass“ zu ersetzen (WB 98). Als Paraphrase für den Urteilsstrich bleibt Frege nur „ist das Wahre“. Dieses Resultat wollen wir ebenfalls festhalten:

(3) —  $\Delta$  (Der Wahrheitswert davon, dass  $\Delta$ )

(4)  $\vdash$  —  $\Delta$  (Der Wahrheitswert davon, dass  $\Delta$ , ist das Wahre)

Was bedeutet dieses Resultat für das Anbringen eines Urteilsstrichs? Was wird mit dem Urteilsstrich zum Ausdruck gebracht? In einer Fussnote unterstreicht Frege die Exklusivität des Urteilsstrichs:

Der Urteilsstrich kann nicht zur Bildung eines Funktionsausdrucks gebraucht werden, weil er nicht mit anderen Zeichen zusammen zur Bezeichnung eines Gegenstandes dient  $\vdash$  —  $2 + 3 = 5$  bezeichnet nichts, sondern behauptet etwas. (FB 22, Fn.)

Dies legt – wie bereits das von Frege gebrauchte Verb „verwandeln“ (S. 20) – nahe, dass der Urteilsstrich einen Namen in ein Urteil überführt, dessen sprachlicher Ausdruck dadurch den Status eines Namens und somit die Bezeichnungsfunktion verliert. So

<sup>33</sup>Siehe bspw. GGA §4, Fn., §§5, 12, 13, 36, 38, 42, 44.

interpretiert zumindest Dudman (1970, 160) diese Stelle und unterstellt Frege zwei inkompatible Interpretationen zum Urteilsstrich. Zum einen äusserte sich Frege gelegentlich dahingehend, dass der Urteilsstrich den semantischen Status eines Satzes veränderte und einen Namen in eine Behauptung *konvertiere*, zum anderen fänden sich bei Frege zahlreiche Stellen, die dem Urteilsstrich lediglich eine *Signalfunktion* zuschrieben. Dudman verbindet die Konvertierungsfunktion mit der Interpretation von Black (1964), die Signalfunktion mit jener von Geach (1965). Er kritisiert Frege dafür, zwischen dem „Black-account“ und dem „Geach-account“ in unsystematischer Weise hin- und herzuwechseln. Frege mache sich in der zitierten Fussnote einer Überreaktion schuldig, wenn er sage, dass „ $\text{J} \text{---} 2 + 3 = 5$ “ nichts bezeichne, sondern nur etwas behaupte. „What he ought to say is rather that  $\text{J} \text{---} 2 + 3 = 5$ ‘ does not *just* express a thought and designate a truth-value“ (Dudman, 1970, 161). Frege hätte wie Church zulassen sollen, dass Ausdrücke mit einem Urteilsstrich sowohl einen bezeichnenden als auch einen behauptenden Charakter haben: „Even when a sentence is simply asserted, we shall hold that it is still a name, though used in a way not possible for other names“ (Church, 1956, 24). Letztlich weist Dudman den „Black-account“ zurück und plädiert dafür, dass der Urteilsstrich „a mere index of assertion“ sei (Dudman, 1970, 153). Die sich daraus ergebende Debatte zur Rolle des Urteilsstrichs bei Frege ist wenig fruchtbar, da sie von einem viel gravierenderen Problem ablenkt.<sup>34</sup>

Unabhängig davon, ob wir mit dem Setzen des Urteilsstrichs eine Behauptung aufstellen, oder bloss signalisieren, eine Behauptung aufgestellt zu haben, dient der Urteilsstrich in der revidierten Begriffsschrift offenbar dazu, eine Behauptung über das *Bezeichnen* eines Wahrheitswertes durch einen Namen aufzustellen (oder zu signalisieren). Die Paraphrase in (4) stellt dies klar: Ein Urteil ist immer zu lesen als „der Wahrheitswert davon, dass  $\Delta$ , ist das Wahre“. Die mit einem Urteilsstrich ausgezeichneten Sätzen sind Urteile über das Bezeichnen von Namen – Urteile sind *Bezeichnungsurteile*. Frege scheint diese Auffassung sogar ausdrücklich zu begrüssen:

Denken wir dies ausgeführt, so haben wir nur den Fall, dass der Satz aus dem Urtheilstriche und einem Namen eines Wahrheitswerthes zusammengesetzt ist. *Durch einen solchen Satz wird nun behauptet, dass dieser Name das Wahre bedeute.* Da er nun zugleich einen Gedanken ausdrückt, so haben wir in jedem rechtmässig gebildeten Begriffsschriftsatz ein Urtheil, dass ein Gedanke wahr sei; und ein Gedanke kann nun gar nicht fehlen. (GGA, §32; *Hervorh. von mir*)

---

<sup>34</sup>Dazu gehören die Beiträge von Dudman (1970), Stoothoff (1971) Dudman (1972) und Smith (2000). Letzterer stellt richtig, dass Dudman schlicht *Behauptung* mit dem *behaupteten* Satz verwechselt: „ $\text{J} \text{---} 2 + 3 = 5$  ist eine Behauptung, „ $2 + 3 = 5$ “ ist der in der Behauptung behauptete Satz, also ein *Teil* der Behauptung. Der in einer Behauptung behauptete Satz hört dadurch, dass er behauptet wird, nicht auf, Name eines Wahrheitswertes zu sein. Der Urteilsstrich ist Teil der Behauptung aber nicht Teil des behaupteten Satzes und konvertiert daher nicht einen Namen in etwas anderes. „Rather it combines with a name to form something that is not a name“ (Smith, 2000, 162).

Wer ein Urteil fällt, urteilt damit also über das Bezeichnen eines Namens: der Name bezeichnet das Wahre. Wegen der inbegriffenen Bezeichnungsrelation werde ich im Folgenden gelegentlich von Freges „referentiell<sup>em</sup> Urteilsbegriff“ sprechen. So stimmig diese Analyse für Freges formales System sein mag, so scheint sie doch von unserem Verständnis dessen weit entfernt zu sein, was es heisst, ein Urteil zu fällen. Denn Urteile, so würde man meinen, werden auch unabhängig von der Sprache gefällt. Freilich ist die Verwendung des Urteilsstrichs auf die Begriffsschrift beschränkt; schliesslich ist die Begriffsschrift eine *Schrift* und es spricht nichts dagegen, Urteile in dieser Schrift als Urteile über die Bedeutung von Zeichen aufzufassen. Aber neben den Diensten, die der Urteilsstrich im Rahmen der Begriffsschrift leistet, scheint er zur Klärung des Urteilsbegriffs nur wenig beizutragen. Der Urteilsstrich steht, soviel können wir festhalten, für die Bejahung eines beurteilbaren Inhalts bzw. für Anerkennung der Wahrheit eines Gedankens, welche nach Frege für Urteile charakteristisch ist. Für die Urteile, die unabhängig von einem formalen Zeichensystem gefällt werden, ist nicht einsehbar, weshalb diese Anerkennung im Bezeichnen eines Wahrheitswerts bestehen soll.

Es ist bemerkenswert, dass der referentielle Urteilsbegriff offenbar nicht für alle Interpreten eine Einschränkung zu bedeuten scheint. Richard Heck und Robert May haben jüngst vorgeschlagen, Urteile als Versuche zu begreifen, sich auf das Wahre beziehen:

[W]hen one judges that  $2 + 3 = 5$ , one is not just entertaining the thought that  $2 + 3 = 5$ ; one is attempting to *refer* to something, namely the True [...]. The view is *not* that judging that  $p$  is ascribing the property *denoting the True* to the thought that  $p$  [...]. Rather, the view is that judging that  $p$  is attempting to refer, by thinking that  $p$ , to the True. (Heck/May, 2007, 19-20)

Wer ein Urteil fällt, so die Idee von Heck und May, versucht auf den Wahrheitswert des Wahren Bezug zu nehmen. Diese Charakterisierung ist gegen die Vorstellung gerichtet, beim Urteilen werde ein Wahrheitsprädikat zugesprochen. Für Frege ist Wahrheit, wie gezeigt, keine Eigenschaft, sondern ein abstrakter Gegenstand – das muss eine Urteilstheorie berücksichtigen, wenn sie Freges Ansprüchen genügen soll. Aber das Urteilen lässt sich nicht allgemein als Bezugnahme auf diesen abstrakten Gegenstand charakterisieren. Eigentlich deutet bereits der Einschub in der Formulierung „judging that  $p$  is attempting to refer, *by thinking that*  $p$ , to the True“ bereits an, dass mit dieser Charakterisierung etwas im Argen ist. Referenz ist eine semantische Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Wie können wir gedanklich auf das Wahre referieren, wenn es doch Zeichen sind, mit denen auf den Wahrheitswert des Wahren Bezug genommen wird? Was heisst es, gedanklich, auf das Wahre Bezug zu nehmen? Der referentielle Urteilsbegriff scheint mehr Fragen aufzuwerfen als zu beantworten. Handeln alle Urteile von der Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem? Können

wir überhaupt nur urteilen, wenn wir über eine Sprache verfügen? Und was heisst es eigentlich, die Wahrheit eines Gedankens anzuerkennen? Bevor wir uns diesen Fragen zuwenden, will ich im nächsten Kapitel einer anderen, bisher offen gebliebenen Frage nachgehen: Weshalb muss nach Frege der Unterschied zwischen blossen Gedanken und Urteilen in der Logik ausgedrückt werden?

## 2 Schliessen und Erkennen

Die Schwierigkeiten, den Übergang von einem Gedanken zu einem Urteil zu paraphrasieren, lassen nicht den Schluss zu, dass die beanspruchte Differenz nicht dennoch besteht. Für Frege ist der Übergang von den Prämissen zur Konklusion in einem logischen Schluss *eine Art zu urteilen*. Im Kontext von Schlüssen ist der Unterschied zwischen Gedanken und Urteilen – und somit die Präsenz des Urteilsstrichs – nachvollziehbar. Allerdings weicht Freges Schlussbegriff von der modernen Logik ab, da nur von wahren Prämissen aus geschlossen werden darf. Mit dieser Doktrin stösst Frege auf wenig Verständnis. In diesem Kapitel will ich zeigen, dass Frege ein anderes Logikverständnis hat, als dies vom Begründer der modernen Logik vielleicht zu erwarten wäre. Für Frege ist Logik nicht bloss die Lehre des formal gültigen Schliessens, sondern ein erkenntnistheoretisches Unterfangen, das mit konkreten Beweiszielen verbunden ist. Denn was bewiesen ist, hat den Status eines gesicherten Wissens. Vor dem Hintergrund des Logizismus wird sowohl die Doktrin, dass die Prämissen von Schlüssen wahr sein müssen, als auch Freges Ablehnung indirekter Beweise plausibel. Frege scheint vorwiegend an das Schliessen innerhalb von Schlussketten zu denken, wenn er über das Urteilen schreibt. Dies würde denn auch erklären, weshalb er so gut wie nie auf falsche Urteile zu sprechen kommt. Im Kontext von Schlüssen ist ein Urteil eine Art der Erkenntnis, so lautet die These dieses Kapitels. Die Frage, ob sich dieser Urteilsbegriff auch losgelöst vom Schlusskontext bewährt, wird erst im nächsten Kapitel untersucht.

### 2.1 Keine Schlüsse aus falschen Prämissen

„Logic is an old subject, and since 1879 it has been a great one“ – mit diesen Worten würdigt Quine die Verdienste der *Begriffsschrift* (Quine, 1950, vii). Aber der Vergleich zwischen Freges Erstlingswerk und einer herkömmlichen Einführung in die moderne Logik lässt unschwer Differenzen erkennen, die nicht nur notationeller Natur sind. Im Gegensatz zu Freges Logik befasst sich die moderne Logik nicht mit Urteilen und Gedanken, sondern mit Aussagen oder *Propositionen*. Zweitens erweckt Freges Forderung, dass nur von wahren Prämissen aus geschlossen werden kann, den Eindruck, dass er die Gültigkeit (*validity*) von logischen Schlüssen mit deren Schlüssigkeit (*soundness*) verwechselt. Diese beiden Eigenheiten lassen bereits erahnen, dass Freges Logik vom modernen Logikverständnis grundlegend abweicht und es daher ir-

reführend sein kann, Frege den „Vater der modernen Logik“ zu nennen. Im ersten Teil dieses Kapitels werden diese beiden Besonderheiten von Freges Logik untersucht.

Freges Forderung, dass die Prämissen von Schlüssen wahr sein müssen, steht quer zum Gültigkeitsbegriff der modernen Logik. In der modernen Logik ist es üblich, zwischen semantischer Gültigkeit (Folgerung) und syntaktischer Gültigkeit (Herleitbarkeit) zu unterscheiden: Schlüsse sind semantisch genau dann gültig, wenn es unmöglich ist, dass die Prämissen wahr sind und die Konklusion falsch ist; syntaktisch sind Schlüsse genau dann gültig, wenn es möglich ist, die Konklusion allein durch die Anwendung von Transformationsregeln auf die Prämissen herzuleiten. Die modalen Termini „möglich“ und „unmöglich“ sind Indizien dafür, dass selbst ein Verfechter des modernen Gültigkeitsbegriffs in Erklärungsnot geraten könnte, denn es ist umstritten, in welchem Sinn die Modalwörter in der Gültigkeitsdefinition zu verstehen sind. Bekanntlich hat bereits C. I. Lewis (1918, Kap. V) beanstandet, dass die Autoren der *Principia Mathematica* ungenügend zwischen der materialen Implikation und der Folgebeziehung unterscheiden. Um den intensionalen Aspekt der Folgebeziehung explizit zu machen, führt Lewis die *strikte Implikation* ein. Diese ist nicht rein wahrheitsfunktional und verlangt ausdrücklich nach einer modalen Interpretation:  $p$  impliziert strikt  $q$ , gdw. es *unmöglich* ist, dass  $p$  wahr ist und  $q$  falsch. Man muss jedoch einräumen, dass Russells und Whiteheads Gebrauch des *assertion-sign* in den *Principia* eindeutig zwischen materialer Implikation ( $\vdash (p \supset q)$ ) und logischer Folge ( $\vdash p \supset \vdash q$ ) unterscheidet: Die logische Implikation besteht ausschliesslich zwischen „asserted propositions“ (Whitehead/Russell, 1910, I, 8-9), wie wir bereits im Zusammenhang mit Russells Unterscheidung in den *Principles* feststellen konnten (vgl. Kap. 1.1). Die Frage, inwiefern die Konklusion wahr sein *muss*, wenn die Prämissen wahr sind, ist damit freilich noch nicht beantwortet. Wenn daher im Folgenden von den „Besonderheiten“ von Freges Schlussbegriff die Rede ist, soll dies nicht den Eindruck vermitteln, dass der moderne Schlussbegriff sakrosankt ist.

Wie kommt Frege zur Behauptung, dass man nur von wahren Prämissen aus schliessen kann? In seinen Hauptwerken ist diese Doktrin nahezu nicht präsent, die relevanten Stellen befinden sich in den Aufsätzen zu den Grundlagen der Geometrie und im Briefwechsel. Diese Absenz ist nicht etwa damit zu erklären, dass Frege einst die Doktrin bestritten hätte, vielmehr war sie für Frege so selbstverständlich, dass er es nicht für nötig hielt, sie explizit zu begründen. Erst durch die kritische Auseinandersetzung mit Hilberts axiomatischer Methode wird Frege mit einem rein formalen Schlussbegriff konfrontiert. Frege tritt mit Hilbert in einen Briefwechsel, in dem er hauptsächlich den verkehrten Axiom- und Definitionsbegriff des Formalismus angreift. Hilbert lässt Freges Vorschlag, ihre Diskussion in der Form einer Veröffentlichung einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, unerwidert und bricht den

Briefwechsel 1903 zu Freges Bedauern ab. Frege sieht sich gezwungen, den Dissens mit Hilbert in einer Abhandlung *Über die Grundlagen der Geometrie* darzustellen (vgl. KS 262f. und KS 267f.). Als Hilbert die Verteidigung seines Standpunkts seinem Schüler Korselt (1903) überlässt, reagiert Frege mit einem weiteren Aufsatz über die Grundlagen der Geometrie (KS 281f.), der einen für Frege ungewöhnlich ungehaltenen Tonfall aufweist. In diesem Zusammenhang stossen wir erstmals auf die Doktrin, dass die Prämissen von Schlüssen wahr sein müssen:

[E]in Schluss besteht nicht aus Zeichen. Man kann nur sagen, dass sich zuweilen in dem Übergange von Zeichengruppen zu einer neuen Zeichengruppe äusserlich ein Schluss darstellt. Ein Schluss gehört gar nicht dem Gebiete der Zeichen an, sondern ist eine Urteilsfällung, die auf Grund schon früher gefällter Urteile nach logischen Gesetzen vollzogen wird. Jede der Prämissen ist ein bestimmter als wahr anerkannter Gedanke, und im Schlussurteil wird gleichfalls ein bestimmter Gedanke als wahr anerkannt. (KS 303-4)

Dieses Zitat wird diesem Kapitel als eine Art Anleitung dienen, denn darin kommen gleich drei wichtige Bestimmungen für logische Schlüsse vor: (i) Schlüsse sind Urteile und somit Taten; (ii) eine Schlussstat erfolgt nach Gesetzen und gründet auf bereits gefällten Urteilen; (iii) sowohl die Prämissen als auch die Konklusion drücken als wahr anerkannte Gedanken aus. In den folgenden Unterkapiteln werde ich mich jeder dieser Bestimmungen zuwenden. Zuvor will ich jedoch Freges Doktrin präzisieren und auf einige Reaktionen eingehen.

Genau genommen fordert Frege an der zitierten Stelle nicht die Wahrheit der Prämissen, sondern die *Anerkennung* ihrer Wahrheit. Folglich können wir zwischen zwei Ausprägungen von Freges Doktrin unterscheiden:

(D1) „Was als Praemisse eines Schlusses dienen soll, muss wahr sein.“ (WB 127)

(D2) „Erst nach[dem] ein Gedanke von mir als wahr anerkannt worden ist, kann er eine Prämisse für mich sein.“ (WB 118)<sup>1</sup>

Welche logischen Abhängigkeiten bestehen zwischen diesen beiden Ausprägungen der Doktrin? Aus der Wahrheit einer Prämisse folgt nicht, dass sie als wahr anerkannt wird. Umgekehrt folgt die Wahrheit einer Prämisse nur dann aus dem Anerkennen ihrer Wahrheit, wenn „anerkennen“ wie „erkennen“ oder „wissen“ in einem faktiven Sinn verstanden wird. Es wird zu klären sein, in welchem Sinn Frege vom Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens spricht (vgl. Kap. 4). Der pragmatische Zusammenhang zwischen den beiden Ausprägungen von Freges Doktrin ist weniger umstritten: Weil die Prämissen von Schlüssen wahr sein müssen, muss sich, wer schliessen will, von

---

<sup>1</sup>Für weitere Belege für (D1) siehe NS 195, 263, KS 319-321, bzw. NS 30, NS 281, GG 85 für Stellen, die (D2) belegen.

der Wahrheit der Prämissen erst überzeugen; (D1) setzt (D2) voraus (vgl. Stepanians, 1998, 135).

### Reaktionen auf Freges Doktrin

Die Reaktionen auf Freges Forderung, dass die Prämissen von Schlüssen wahr sein müssen, bzw. als wahr anerkannt werden müssen, sind mehrheitlich von Unverständnis geprägt. So schreibt etwa Kenny: „Throughout his life, for no obvious reason, Frege insisted that nothing could be inferred from a false thought [...] In this he seems to have been mistaken. There is nothing wrong with saying that a thinker's inferences were impeccable, but his premisses were false“ (Kenny, 1995, 196-7). Anderen Autoren scheint Freges Forderung kein *grundsätzliches* Problem zu sein, sie halten jedoch den Zusammenhang zwischen (D1) und (D2) für klärungsbedürftig. Stoothoff ist der Ansicht, dass Formulierungen wie (D1) nur sprachliche Ellipsen für Formulierungen wie (D2) sind, da Frege unmöglich der Auffassung gewesen sein kann, dass die Prämissen tatsächlich wahr zu sein haben: „[C]ertainly he admitted the possibility of inference from a thought [...] whose truth is mistakenly acknowledged [...] ‚Nothing can be inferred from a false thought‘ should be understood as elliptical for ‚Nothing can be inferred from a thought that is acknowledged as false‘ “ (Stoothoff, 1963, 407).

Auch Dummett hält (D1) für eine missratene Formulierung: „[W]hy does he express this by saying ‘we can make inferences only from true premisses’, rather than, ‘we make inferences only from premisses which we take to be true’?“ (Dummett, 1973, 313). Frege befürchte, dass (D2) in einem psychologischen Sinn verstanden werden könne, und lasse sich daher zu der stärkeren Formulierung (D1) hinreissen. Da die Prämissen von Schlüssen nicht zwingend wahr sein müssen, so Dummett, hätte Frege psychologischen Interpretationen von (D1) vorbeugend entgegenwirken können, indem er von den Prämissen nicht forderte, dass sie wahr sind, sondern dass sie in einem nicht psychologischen Sinn *behauptet* werden: „If we make the emendation, ‘We make inferences only from premisses which we have asserted’ and recognize that assertion is not anything psychological, the difficulty is overcome“ (Dummett, 1973, 313). Baker und Hacker bringen weniger Verständnis auf für Freges Doktrin. Sie sind der Auffassung, dass sich Frege mit (D2) überraschenderweise der Position seiner Gegner anschliesst und ein psychologisches Element in die Logik einschliesst: „In effect a muddle arises here from an incursion of psychology into logic that derives from a misconception of what it is to make an inference. Frege's thinking, despite his antipsychologism, was shackled by an assumption endemic among his contemporaries and predecessors“ (Baker/Hacker, 1984, 39).

Es wäre voreilig, Dummetts Mutmassung zuzustimmen, dass Frege sozusagen wegen einer Psychologismus-Phobie die Wahrheit der Prämissen fordert und nicht nur



deren Anerkennung. Schliesslich unterscheidet Frege streng zwischen dem Fürwahrhalten – Dummetts „take to be true“ – und dem Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens. Es ist der Begriff des Fürwahrhaltens, den Frege in seiner Wiedergabe des psychologistischen Standpunkts verwendet, aber nicht den des Anerkennens (vgl. Kap. 3.1). Frege sagt nicht, dass man die Prämissen eines Schlusses fürwahrhalten muss. Aus demselben Grund ist auch der Vorwurf von Baker und Hacker nicht gerechtfertigt. Freges Forderung, dass man nur von als wahr anerkannten Prämissen aus schliessen kann, lässt sich nicht als Beleg für ein überraschendes Abweichen vom Anti-Psychologismus verstehen; *anerkennen* ist für Frege kein psychologisch konnotierter Begriff. Für Stoothoffs Erklärung, dass Formulierungen im Sinn von (D1) nur Ellipsen für Formulierungen im Sinn von (D2) sind, finden wir bei Frege ebenfalls keine Anhaltspunkte. Frege scheint tatsächlich beides zu fordern: Die Prämissen von Schlüssen müssen wahr sein und die Wahrheit der Prämissen muss anerkannt werden.

Weil Frege sowohl die Wahrheit der Prämissen als auch deren Anerkennung fordert, lehnt Currie Dummetts expliziten und Stoothoffs impliziten Vorschlag ab, die Wahrheitsforderung (D1) nur auf Behauptungen zu beziehen.<sup>2</sup> Behauptete Prämissen können schliesslich falsch sein. „First of all [...] the premises of an inference must be true and known to be true. Secondly, I do not think that Frege saw any essential connection between inference and assertion, the outward manifestation of a judgement, which is in turn the recognition of the truth of a Thought. What is essential is that the premises be so recognized, and that may take place *in the mind*“ (Currie, 1987, 57f.). Currie verweist hierbei auf eine Stelle, in der Frege das Schliessen als „geistige Arbeit“ (NS 278) beschreibt. Für Currie ist dies ein Beleg dafür, dass man sich Freges Philosophie nicht nur mit sprachphilosophischem Interesse nähern darf. Freges Doktrin bringe ein erkenntnistheoretisches Anliegen zum Ausdruck, welches durch die Voraussetzung, dass die Prämissen von Schlüssen behauptet werden, verschleiert würde. Nicht der Begriff des Behauptens, sondern der des Anerkennens bedürfe der Klärung, wenn Freges Doktrin für das Schliessen begreifbar werden soll.

Wenn jedoch „anerkennen“ nicht bloss im Sinne eines individuellen Fürwahrhaltens zu verstehen ist, sondern wie „erkennen“ oder „wissen“ – Curries „known to be true“ – dann stellt sich die Frage, wie wir je *wissen* können, ob ein Schluss gültig ist. Die Gültigkeit jedes Schlusses liesse sich grundsätzlich bezweifeln, da es vom Anerkennen der Wahrheit seiner Prämissen abhängt, ob es sich überhaupt um einen Schluss handelt oder nicht: „If an inference is properly an inference only if it starts from premisses which are recognized as true, how can we ever be sure that an inference *is* valid? We would have to have some guarantee that our recognitional abilities are infallible, or

---

<sup>2</sup>Ein weiterer Vertreter dieser Auffassung ist Geach (1976, 62).

validity will cease to be a recognisable property of an inference“ (Currie, 1982, 117). Das stimmt natürlich genau so wenig, wie die Behauptung, dass man durch sinnliche Wahrnehmung nie zu Wissen gelangt, weil uns die Sinne gelegentlich täuschen. Eine bessere Antwort auf die von ihm aufgeworfene Frage findet Currie in einem späteren Aufsatz zu Freges Schlussbegriff: Freges Doktrin müsse im Kontext epistemischer Rechtfertigung verstanden werden, weil der Begriff der Rechtfertigung die subjektiven und objektiven Aspekte vom Schliessen unter einen Hut zu bringen vermöge (Currie, 1987, 60-2). Currie bemerkt zu Recht, dass Frege nicht in die Nähe des Psychologismus rücke, wenn mit (D2) das epistemische Subjekt miteinbezogen wird, das einen logischen Schluss zieht. Wir werden jedoch klären müssen, inwiefern logische Schlüsse für Frege etwas rechtfertigen (vgl. Kap. 2.4).

Anscombe meint schliesslich, dass es zwar falsch sei, von Schlüssen zu fordern, dass ihre Prämissen wahr seien, dass Frege aber zuzustimmen sei, wenn von *Beweisen* die Rede sei: „What is true – and, of course, what Frege was referring to – is that one cannot *prove* anything from false premises“ (Anscombe, 1959, 115). Im Gegensatz zum modernen logischen Schluss zielt ein Beweis auf die Wahrheit eines Satzes, und nicht bloss auf das logische Verhältnis zwischen Prämissen und Konklusion. Ein Beweis, der mit den logischen Gesetzen in Einklang steht, gerät ins Wanken, wenn er auf Sätzen fusst, deren Wahrheit zweifelhaft ist. Wenn Anscombe damit richtig liegt, dass Frege nicht Schlüsse sondern Beweise im Sinn hat, dann erscheint seine Doktrin in einem neuen Licht: Im Unterschied zu Schlüssen verfolgen Beweise ein bestimmtes Ziel. Während Schlüsse nur durch ein bestimmtes Verhältnis zwischen Sätzen bestimmt sind, versuchen wir mit Beweisen, etwas Wahres zu finden. Im Kontext von Beweisen scheint Freges Doktrin plausibel zu sein.

Aber Frege spricht explizit vom Schliessen und nicht vom Beweisen. Die Frage, ob für Frege logische Schlüsse mit Beweisen gleichzusetzen sind, wie Anscombe behauptet, erfordert eine eingehende Untersuchung zu Freges Schlussbegriff. Zu diesem Zweck will ich auf jene Bestimmung logischer Schlüsse zurückkommen, auf die wir in den *Grundlagen der Geometrie* gestossen sind (KS 303-4; s. S. 46). Frege lehnt den formalen Schlussbegriff als Relation zwischen Zeichen ab und legt dar, dass (i) Schlüsse Urteilsfällungen sind, (ii) die auf bereits gefällten Urteilen beruhen und nach bestimmten Gesetzen erfolgen, (iii) wobei die Prämissen und die Konklusion als wahr anerkannte Gedanken ausdrücken. Auf jede dieser Eigenschaften von Schlüssen soll in den folgenden drei Abschnitten im Einzelnen eingegangen werden.

## 2.2 Schlüsse als Urteilsfällungen

Das Wort „Schluss“ hat im Deutschen dieselbe Akt-Objekt-Ambiguität wie das Wort „Urteil“ – sowohl das Schliessen als auch das Resultat dieser Tätigkeit wird Schluss genannt. Es ist zu erwarten, dass ein gestandener Logiker wie Frege ausschliesslich im zweiten Sinn von Schlüssen spricht und nicht an der Tat des Schliessens interessiert ist. Denn wären Schlüsse Taten, passte dies zumindest vordergründig nicht mit der oft beanspruchten Objektivität der Logik zusammen. Aber Freges Charakterisierung vom Schluss als „Urteilsfällung“ (KS 304) trübt diese Erwartung. Wenn ein Schluss eine Urteilsfällung ist, und Urteile Handlungen sind, dann sind auch Schlüsse Handlungen.

In Bezug auf Urteile und Gedanken äussert sich Frege eindeutig zu dieser Ambiguität: „Wir können nun das Denken nicht als ein Hervorbringen der Gedanken auffassen. Ebenso wenig ist der Gedanke eine Denktat, sodass er sich zum Denken verhielte wie der Sprung zum Springen“ (NS 148). Gedanken ergeben sich nicht in derselben Weise aus dem Denken wie Sprünge die Resultate von Sprunghandlungen sind. Den Vergleich mit dem Springen bemüht Frege auch für den Urteilsbegriff, diesmal aber zustimmend: „Den Sprachgebrauch des Lebens trifft man wohl am besten, wenn man unter einem Urteile eine Tat des Urteilens versteht, wie ein Sprung eine Tat des Springens ist“ (V 151, Fn.). Unter einem Urteil versteht Frege eine Tätigkeit, und das Resultat dieser Tätigkeit heisst ebenfalls Urteil. Zu einer Tat gehören Tatzeit, Tatort und Täter: „Wenn das Urteil eine Tat ist, so geschieht es zu einer gewissen Zeit und gehört nachher der Vergangenheit an. Zu einer Tat gehört auch ein Täter, und man kennt die Tat nicht vollständig, wenn man den Täter nicht kennt“ (V 151, Fn.).

Es mag überraschen, dass Frege unter einem logischen Grundbegriff wie dem Urteil – an einer Stelle spricht Frege vom Urteilen als „logische Urtätigkeit“ (NS 16) – eine Tätigkeit versteht, die zu einem bestimmten Zeitpunkt von einer bestimmten Person verrichtet wird, weil Frege doch keine Gelegenheit verpasst, vor dem „verderblichen Einbruch der Psychologie in die Logik“ (GGA XIV) zu warnen. Manchmal geht Frege noch weiter und charakterisiert das Urteilen als „innere[n] seelische[n] Vorgang“ (WB 126): „Das Urteilen nämlich als seelischer Vorgang bedarf des Urteilenden als seines Trägers“ (V 152). „Sowohl das Fassen eines Gedankens, als auch das Urteilen ist Tat des Erkennenden, ist der Psychologie zuzuweisen“ (NS 273). Gleiches muss für Schlüsse gelten, wenn diese Urteilsfällungen sind. Solche Formulierungen erinnern tatsächlich an die Worte des psychologistischen Strohmanns, gegen den Frege im Vorwort der *Grundgesetze* polemisiert. Wahrscheinlich denken Baker und Hacker an diese Stellen, wenn sie Frege eine intellektuelle Verwandtschaft mit seinen Gegnern unterstellen (Baker/Hacker, 1984, 39).

Aber aus der Beschreibung des Urteilens als Tätigkeit folgt nicht, dass diese nur im Rahmen einer psychologischen Erklärung menschlichen Verhaltens begreiflich gemacht werden kann. Der Umstand, dass Schlüsse Taten sind und somit von einem Täter zu einem Zeitpunkt vollzogen werden können, impliziert nicht, dass Schlüsse subjektiv sind. Selbst wenn Schlüsse geistige Akte sind, können sie von derselben Person oder von anderen Personen wiederholt werden. Es folgt lediglich, dass Schlüsse subjekt-*abhängig* sind, da es keine Tat ohne einen Täter gibt. Aus dem Umstand, dass das Urteilen ein innerer seelischer Vorgang ist, folgt auch nicht, dass *alles* innerlich und seelisch ist, was in diese Vorgänge involviert ist. Freges Antwort auf Jourdain's Frage, ob Frege das Behauptungszeichen psychologisch verstehe, ist diesbezüglich sehr aufschlussreich:

Gewiss ist das Urteilen (das als wahr Anerkennen) ein innerer seelischer Vorgang; aber dass etwas wahr ist, ist unabhängig vom Erkennenden, ist objektiv. Wenn ich etwas als wahr behaupte, will ich nicht von mir sprechen, von einem Vorgang in meiner Seele. Und um es zu verstehen, braucht man nicht zu wissen, wer es behauptet. (WB 126-7)

Urteilen und Schliessen sind zwar innere, geistige Tätigkeiten, aber das, was geurteilt bzw. geschlossen wird, besteht unabhängig vom Schliessenden. Urteile und Schlüsse sind die Resultate von Urteilsfällungen und somit abhängig vom Urteilenden, aber das, was in einem Urteil beurteilt wird, ist kein Resultat dieser Tätigkeit, sondern ein Gedanke. Der Gedanke, der beim Denken gefasst, bzw. beim Urteilen beurteilt wird, ist sozusagen unabhängig vom Denken bzw. Urteilen: „beide Taten erstrecken sich auf etwas, was der Psychologie nicht angehört, nämlich den Gedanken“ (NS 273). Für Frege sind Denken und Urteilen (und folglich auch das Schliessen) geistige Tätigkeiten, die als mentale Episoden psychologisch untersucht werden können. Diese Nützlichkeit einer solchen Untersuchung räumt Frege sogar explizit ein (vgl. GLA, vi). Aber die Unabhängigkeit der Gedanken vom Denkenden bzw. Urteilenden verhindert es, dass Gedanken, Urteile und Schlüsse je vollständig in den Bereich der Psychologie fallen.<sup>3</sup>

In der zitierten Stelle aus dem Brief an Jourdain finden wir einen ersten Hinweis darauf, dass Frege Urteile und Schlüsse für Tätigkeiten hält, durch die man zu *Erkenntnis* gelangen kann. Die Unabhängigkeit des Gedankens vom Urteilenden wird dort als Unabhängigkeit des Gedankens vom *Erkennenden* beschrieben. Im Zusammenhang mit Freges dritter Bestimmung für Schlüsse – sowohl in den Prämissen als auch in der Konklusion werden als wahr anerkannte Gedanken ausgedrückt – wird

---

<sup>3</sup>An anderer Stelle habe ich darzulegen versucht, dass Frege alle Versuche, das Urteilen und Schliessen zu naturalisieren, eines genetischen Fehlschlusses bezichtigt, insofern diese die „zum Urteilen nur veranlassenden Ursachen“ mit rechtfertigenden Gründen (NS 2) gleichsetzen (Pfisterer, 2009a). Auf den Unterschied zwischen den Ursachen von und Gründen für Urteile werde ich im Abschnitt über das Fürwahrhalten eingehen (vgl. Kap. 3.1).

sich zeigen, dass Schliessen für Frege eine Art des Erkennens ist. Vorerst soll jedoch erläutert werden, was es heisst, dass die Tätigkeit des Schliessens nach logischen Gesetzen erfolgt und auf gefällten Urteilen beruht.

### 2.3 Schlussregel

In diesem Unterkapitel wird uns die Regel beschäftigen, nach der in der Begriffsschrift geschlossen wird. Ähnlich wie die Axiome gehört die Schlussregel zu den Grundwahrheiten und bedarf daher keines Beweises. Frege legitimiert die Schlussregel mit Argumenten, die voraussetzen, dass die Prämissen als wahr anerkannte Gedanken sind. Das ist bemerkenswert, da oft behauptet wird, Frege habe die Doktrin wahrer Prämissen erst ab 1906 explizit vertreten. Im Zusammenhang mit der Rechtfertigung der Schlussregel tritt uns diese Doktrin als selbstverständliche Voraussetzung entgegen.

Nicht jedes Urteil ist ein Schluss. Zum Schliessen gehört, dass ein Urteil nach logischen Gesetzen aus anderen Urteilen hervorgeht – so lautet Freges zweite Bestimmung für das Schliessen: „Ein Schluss [...] ist eine Urteilsfällung, die auf Grund schon früher gefällter Urteile nach logischen Gesetzen vollzogen wird“ (KS 303-4; vgl. S. 46). Was heisst es, dass eine Urteilsfällung aufgrund früher gefällter Urteile vollzogen wird? Und nach welchen Gesetzen hat dies zu erfolgen? Es wurde bereits erwähnt, dass Frege in der Begriffsschrift einzig nach der Regel des *Modus Ponens* schliesst. Currie (1982, 30) schreibt zwar von einer weiteren Schlussregel in der *Begriffsschrift*, aber er gibt weder an wo er diese findet, noch um welche Regel es sich handelt. Richtig ist, dass erst in den *Grundgesetzen* weitere Regeln hinzukommen, welche sich jedoch allesamt auf die Abtrennungsregel zurückführen lassen (vgl. Thiel, 1965, 14, Fn.). Frege kommentiert rückblickend selber, dass ihn „praktische Gründe“ dazu bewogen haben, dem „Gebot der wissenschaftlichen Sparsamkeit“ entgegenzutreten, und nicht wie in der *Begriffsschrift* mit einer einzigen Schlussregel auszukommen (GGA §14); zu diesen „Vereinfachungen“ gehören die Vertauschbarkeit von Untergliedern, die Kontraposition und der hypothetische Syllogismus.

Für axiomatische Systeme ist es nicht ungewöhnlich, mit nur einer Schlussregel zu operieren, aber Frege hat nie das Ziel verfolgt, einen axiomatischen Kalkül im modernen Sinn zu entwickeln, wie wir sehen werden.<sup>4</sup>

### Schlussregel in der *Begriffsschrift*

Bemerkenswert ist jedoch, *wie* Frege die Gültigkeit seiner Schlussregel begründet:

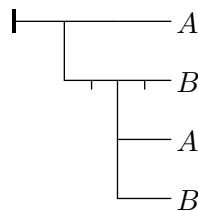
---

<sup>4</sup>Freges Begriffsschrift ist eine *Sprache* und kein Kalkül; dieser Unterschied wird von Heijenoort (1967b) sehr gut herausgearbeitet. Verschiedene Autoren haben Freges Sprache als Kalkül rekonstruiert und nachgewiesen, dass zumindest ein Teil davon konsistent ist (Parsons, 1987; Boolos, 1987; Heck, 1996; Burgess, 1998; Ferreira/Wehmeier, 2002).



(D2) gehen noch um die Behauptung, dass Frege bewusst an (D2) festhält, um seine Schlussregel rechtfertigen zu können. Mir geht es darum, zu zeigen, dass es für Frege selbstverständlich ist, dass die Prämissen von Schlüssen als wahr anerkannte Gedanken sind, und dass die Doktrin (D2) an zentralen Stellen seines Werks in Erscheinung tritt wie etwa hier bei der Rechtfertigung seiner Schlussregel.

Wozu braucht es überhaupt Schlussregeln? Freges Schlussregel bringt ja auch nur eine logische Wahrheit zum Ausdruck, die ebenso gut in der Form eines Axioms festgehalten werden könnte:<sup>5</sup>



Das Axiom  $\vdash ((B \rightarrow A) \wedge B) \rightarrow A$  drückt lediglich eine Wahrheit aus, die ihrerseits als Prämisse in einem Schluss vorkommen könnte. Aber der *Übergang* zur Konklusion ist dadurch nicht geregelt. Frege hat gesehen, dass *zusätzlich* zu den axiomatischen Grundwahrheiten direktive Regeln vonnöten sind, die den Übergang von Urteil zu Urteil regeln: „Es darf keine Vermischung der Prämissen mit den rein logischen Gesetzen des Schliessens geben“ (NS 221). Unter einem Schluss versteht Frege den gerechtfertigten „Übergang zu einem neuen Urteile“ (GLA §90; vgl. BS VII). Eine Schlussregel ist daher nicht einfach eine weitere Wahrheit, sondern eine Art Handlungsanweisung für diesen Übergang – sie enthält die Lizenz, ein weiteres Urteil zu fällen.<sup>6</sup> Bejaht man die beiden beurteilbaren Inhalte der Prämissen, ist man dazu berechtigt, das Urteil zu fällen, dass das Konsequens wahr ist. Die Urteile, die dem Schlussurteil vorausgehen, sind hierfür notwendig.

### Schlussregel in den *Grundgesetzen*

In den *Grundgesetzen* wird die Schlussregel ebenfalls über Urteile plausibilisiert. Zwar formuliert Frege die Schlussregel relativ zu einer Sprache, da die Prämissen und die Konklusion in Anführungs- und Schlusszeichen stehen, aber diese Sätze drücken Urteile und nicht nur Gedanken aus:

---

<sup>5</sup>Vgl. Heck (2007, 45, Fn. 35) und Currie (1982, 30).

<sup>6</sup>In der englischsprachigen Literatur ist in diesem Zusammenhang von *permission* (MacFarlane, 2002, 35) oder *inference licence* (Macbeth, 2005, 30f.) die Rede.

Aus den Sätzen  $\vdash \begin{array}{l} \Gamma' \\ \Delta \end{array}$  und  $\vdash \Delta'$  kann geschlossen werden:  $\vdash \Gamma'$ ; denn,  
wäre  $\Gamma$  nicht das Wahre, so wäre, da  $\Delta$  das Wahre ist,  $\vdash \begin{array}{l} \Gamma \\ \Delta \end{array}$  das Falsche.  
(GGA §14)

Eine weitere Abweichung von der *Begriffsschrift* stellt das Argument dar, mit dem die Schlussregel plausibilisiert wird. Frege scheint hier mit einem *Reductio*-Argument beweisen zu wollen, dass die Abtrennungsregel wahrheitserhaltend ist, er überlässt es seinen Lesern, den angedeuteten Widerspruch aufzulösen: Das Konsequens muss ein Name für das Wahre sein, weil das Urteil  $\vdash (\Delta \rightarrow \Gamma)'$  erst gar nicht gefällt werden dürfte, wenn das Antezedens wahr und das Konsequens falsch ist. Wer also die Wahrheit beider Prämissen anerkennt, ist dazu berechtigt, das Urteil  $\vdash \Gamma'$  zu fällen. Die Forderung (D2) begegnet uns auch hier als Voraussetzung für die Rechtfertigung der Schlussregel. Weil vorausgesetzt wird, dass die Prämissen von Schlüssen Urteile sind, und weil man beim Urteilen die Wahrheit eines Gedankens anerkennt, kann man die Wahrheit des Konsequens anerkennen, wenn man die Wahrheit der Prämissen anerkennt. Die beiden Prämissenurteile zu fällen, berechtigt zu einem weiteren Urteil, da man die Prämissenurteile gar nicht erst rechtens fällen könnte, wenn die Konklusion nicht wahr wäre. Ein Schluss mit falschen Prämissen ist kein Schluss. Ein „Schlussurteil“ (KS 304) kann nur dann gefällt werden, wenn die Prämissen, auf denen das Urteil beruht, als wahr beurteilte Inhalte sind: „Das Schema eines Schlusses aus zwei Prämissen ist etwa: ‚A ist wahr, B ist wahr, folglich ist  $\Gamma$  wahr‘. Die Anerkennung der Wahrheit der Prämissen ist notwendig“ (WB 30).

Wie aber ist zu erklären, dass Frege die Schlussregel in den *Grundgesetzen* relativ zu einer Sprache formuliert? Steht das nicht im Widerspruch zu seiner Ablehnung des formalen Schlussbegriffs – „ein Schluss besteht nicht aus Zeichen“ (vgl. S. 46)? Dieser Umstand kann so interpretiert werden, dass Schlüsse sprachabhängige Prozeduren sind und Schlussregeln folglich den Übergang von Zeichen zu Zeichen regeln.<sup>7</sup> Auch wenn Frege in der *Begriffsschrift* auf Anführungs- und Schlusszeichen verzichtet, so dienen beide Stellen (BS §6, GGA §14) der Rechtfertigung eines bestimmten Sprachgebrauchs. Daraus folgt nicht, dass Frege einst ein formales Verständnis von logischen Schlüssen hatte. Schlüsse sind stets Urteile, die nach Regeln erfolgen und im Übergehen zu einem neuen Urteil bestehen. Frege unterscheidet bereits in der *Begriffsschrift* klar zwischen den Schlussregeln als begründbaren Zeichenregeln und deren Grundsätzen: „Einige Grundsätze des Denkens sind schon [...] herangezogen worden, um in Regeln für die Anwendung unserer Zeichen verwandelt zu werden. Diese

<sup>7</sup>Vgl. Burge (1998, 321) und MacFarlane (2002, 35, Fn.17). Für eine detaillierte Untersuchung zur Verwendung von Anführungs- und Schlusszeichen in der *Begriffsschrift* siehe Baker/Hacker (2003).



Regeln und die Gesetze, deren Abbilder sie sind, können in der Begriffsschrift deshalb nicht ausgedrückt werden, weil sie ihr zu Grunde liegen“ (BS §13).<sup>8</sup>

### Erläuternde Argumente für unmittelbar Einleuchtendes

Das wirft eine weitere Frage auf: Weshalb rechtfertigt Frege seine Schlussregel *überhaupt*? Schlussregeln sind doch wie Axiome „unmittelbar“ einleuchtend und bedürfen keines Beweises (vgl. GLA §90). In Bezug auf Axiome lässt sich dieselbe Spannung feststellen: Einerseits sagt Frege, dass Axiome Gedanken ausdrücken, deren Wahrheit unmittelbar einleuchtet, und daher keines Beweises bedürfen: „Die *Axiome* sind Wahrheiten [...], welche in unserem Systeme nicht bewiesen werden, eines Beweises auch nicht bedürftig sind. Daraus folgt, [...] dass wir auch keinen Gedanken als Axiom anerkennen können, dessen Wahrheit uns zweifelhaft ist“ (NS 221). Andererseits führt Frege für jedes seiner Axiome argumentativ vor, dass es wahr sein muss. Burge hat darauf hingewiesen, dass zwischen zwei Bedeutungen von „unbeweisbar“ (*unprovable*) zu unterscheiden ist. Axiome können in einem *relativen* Sinn nicht bewiesen werden, da sie als „starting points“ eines Ableitungssystems keines Beweises bedürfen, sondern jene Grundwahrheiten bilden, auf denen Beweise für andere Wahrheiten in diesem System beruhen. Axiome sind weiter in einem *absoluten* Sinn unbeweisbar, da sie unabhängig vom System nicht auf andere Wahrheiten zurückgeführt werden können (Burge, 1998, 312-3). Weil Axiome logische Grundwahrheiten sind, und weil logische Grundwahrheiten nicht durch Zurückführung auf andere Grundwahrheiten gerechtfertigt werden können, sind Axiome unbeweisbar. Aber nicht jede logische Grundwahrheit ist ein Axiom für ein gegebenes System (vgl. NS 221). Daher sind logische Grundwahrheiten im absoluten Sinn, Axiome hingegen im absoluten und im relativen Sinn unbeweisbar.

Burge (1998) schlägt vor diese Spannung in Bezug auf Axiome wie folgt aufzulösen. Da Frege seine Axiome für „unmittelbar einleuchtend“ hält, wäre es unstimmg, die zugehörigen Kommentare als Argumente im strengen Sinn zu verstehen. Solche Stellen (wie BS §14 oder GGA §18) werden treffender als Ausarbeitung dessen gelesen, was im Verstehen eines axiomatischen Gedankens enthalten ist: „The argument simply articulates the self-evidence of the thought by expanding on what is involved in understanding it“ (Burge, 1998, 318). Axiome drücken also Gedanken aus, deren Wahrheit unmittelbar einleuchtet – das Verstehen des Axioms fällt mit dem Anerkennen seiner

---

<sup>8</sup>Die hier nahe gelegte terminologische Differenzierung zwischen „Regel“ und „Gesetz“ wendet Frege nicht konsequent an; z.B. bezeichnet der Ausdruck „Grundgesetz V“ erstens kein Gesetz, das durch eine Schlussregel abgebildet wird, und kann sich zweitens sowohl auf die Zeichen  $\vdash$  ( $\epsilon f(\epsilon) = \alpha g(\alpha)$ ) = ( $\neg \epsilon f(\alpha) = g(\alpha)$ ) als auch auf das dadurch ausgedrückte Gesetz beziehen. Zu Freges Gesetzes- bzw. Regelbegriff siehe Kienzler (2000).

Wahrheit zusammen.<sup>9</sup> Axiome drücken unumstössliche Wahrheiten aus, die keines Beweises bedürfen, doch das schliesst nicht aus, dass wir erläutern können, was wir verstehen, wenn wir ein Axiom verstehen. Freges Begründungen für die Wahrheit seiner Axiome sollten im Sinne einer Erläuterung verstanden werden und nicht als Beweis oder Zurückführung auf weitere Wahrheiten. Für die Rechtfertigung von Schlussregeln diagnostiziert Burge zwar dieselbe Artikulation des Selbstevidenten wie für Axiome, aber im Gegensatz zu Heck zögert er, solche Argumente „semantische Rechtfertigungen“ zu nennen, da sie nicht auf einen bestimmten Zeichengebrauch abzielen, sondern auf Gedanken.<sup>10</sup> Burges Vorbehalte sind jedoch unbegründet. Die beiden zitierten Argumente zur Rechtfertigung der Schlussregel (BS §6, GGA §14) lassen sich problemlos als semantische Rechtfertigungen begreifen, da es Frege hierbei sowohl um den Zeichengebrauch als auch um die ausgedrückten Gedanken geht. Der durch den *Modus Ponens* festgelegte Zeichengebrauch ist gerechtfertigt, weil die durch die Zeichen ausgedrückten Gedanken wahr sind, wenn die Prämissen wahr sind. Freges Argumente zur Rechtfertigung der Schlussregel rekurrieren nicht auf grundlegendere Wahrheiten, sondern artikulieren das, was wir verstehen, wenn wir begreifen, dass die Schlussregeln wahrheitserhaltend sind. Mit diesen Argumenten verleiht Frege dem unmittelbar Selbsteinleuchtenden einen Ausdruck.<sup>11</sup>

Eine semantische Rechtfertigung der Schlussregel im Sinn einer Zurückführung auf ein weiteres, grundlegendes Urteil würde ohnehin in einen *infiniten Regress* führen, wie wir ihn von Carroll (1895) kennen. Frege war sich dessen bewusst: „Indem wir einen logischen Schritt von der Gedankengruppe  $\Omega$  aus machen, wenden wir ein logisches Gesetz an. Dieses ist nicht zu den Prämissen zu rechnen, braucht also in  $\Omega$  nicht vorzukommen“ (KS 319). Wenn ein logischer Schluss nur dann gerechtfertigt wäre, wenn die Regel, nach der geschlossen wird, explizit in einem zusätzlichen Urteil festgehalten werden wird, dann wäre es unmöglich, je zur Konklusion vorzudringen – jedes Schlussurteil würde unendlich viele zusätzliche Rechtfertigungsurteile voraussetzen. Dieser Regress lässt sich auch nicht durch ein entsprechendes *metalogisches* Urteil vermeiden. Denn zu sagen, dass eine Menge von Formeln ein metalogisches Urteil *instanziiert*, wäre erneut ein Urteil, das selbst wieder in die Prämissenliste aufgenommen werden müsste.<sup>12</sup> Die Frage, ob Frege eine metalogische Perspektive überhaupt offen gestanden ist, scheint die Frege-Interpreten in zwei Lager zu teilen. Viele sind

---

<sup>9</sup>Vgl. hierzu auch Freges Ausführungen zum unmittelbaren Verstehen *äquipollenter* Sätze – das sind Sätze, die denselben Sinn unterschiedlich ausdrücken (NS 213).

<sup>10</sup>Vgl. Burge (1998, 322) und Heck (2007, 48).

<sup>11</sup>Zu Freges Begriff des Selbstverständlichen und des unmittelbaren Einleuchtens siehe Burge (1998), Jeshion (2001; 2004), Weiner (2004b) und Schirn (2006).

<sup>12</sup>Für diesen Hinweis danke ich Mark Textor.

sich einig, dass Frege eine solche Perspektive verschlossen war.<sup>13</sup> Umstritten ist vor allem, inwiefern Frege eine metalogische Perspektive offen gestanden wäre.<sup>14</sup> Aus dem Regressargument zieht Ricketts den Schluss, dass die Schlussregel in Freges System nicht durch ein zusätzliches Urteil gerechtfertigt werden kann und sich lediglich in der Praxis des Schliessens manifestiert: „[O]ur apprehension of the validity of [modus ponens] is not a judgment. It is not manifested in any single assertion and so is, in this important sense, ineffable. This apprehension is, however, manifested linguistically in the inference we make and accept“ (Ricketts, 1996, 83). Die Frage, ob die Rechtfertigung logischer Gesetze unaussprechlich ist, und Frege daher bloss eine „retail conception of logic, not a wholesale one“ (Ricketts, 1996, 124) hat, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht behandelt werden.<sup>15</sup>

Zusammenfassend können wir festhalten, dass Frege erstens seine Schlussregel nur *erläutert*. Die rechtfertigenden Argumenten für die Gültigkeit von Schlussregeln sind nicht im Sinne einer Beweisführung zu verstehen, sondern als Erläuterung dessen zu lesen, was wir verstehen, wenn wir eine Schlussregel begreifen: „The purpose of a justification of a law of logic might be, not to show that it is true, but to uncover the source of its truth, to demonstrate that it is indeed a law of logic“ (Heck, 2007, 29f.). Zweitens hat sich gezeigt, dass Freges Doktrin (D2) für diese Erläuterungen nicht unwichtig ist. Seine Argumente für die Schlussregel in der *Begriffsschrift* und in den *Grundgesetzen* setzen beide voraus, dass die Prämissen als wahr anerkannte Gedanken sind: Wir sind gerechtfertigt, das Urteil  $\vdash A$  zu fällen, wenn wir die Urteile  $\vdash (B \rightarrow A)$  und  $\vdash B$  fällen; die Bejahung bzw. Anerkennung dieser beiden Gedanken als wahr schliesst alle Fälle aus, in denen der beurteilbare Inhalt von  $\vdash A$  nicht auch bejaht oder als wahr anerkannt wird.

### 2.4 Schlussketten

Frege stellt nicht nur die Forderung auf, dass die Prämissen von Schlüssen als wahr anerkannt werden (D2), sondern auch, dass die Prämissen wahr sind (D1). Diese Forderung hat ebenfalls eine plausible Erklärung, wie ich in diesem Unterkapitel zeigen

---

<sup>13</sup>Vgl. Ricketts (1986b, 83); siehe auch Ricketts (1996, 124), Ricketts (1986a, 174) Goldfarb (2001, 27), Baker/Hacker (1984), Weiner (1990, 72), Weiner (2005).

<sup>14</sup>Insbesondere Stanley (1996), Tappenden (1997); Tappenden (2000) und Heck (2007) versuchen Freges semantische Überlegungen stark zu machen und räumen hauptsächlich dem späten Frege gewisse metalogische Überlegungen ein. Selbst Ricketts – ein Vertreter des Standpunkts, dass Frege keine allgemeine Theorie der Logik hatte – entdeckt in den oben zitierten *Grundlagen der Geometrie* (KS 319) einen kleinen Abstecher in die Metalogik (Ricketts, 1998).

<sup>15</sup>Heck vertritt in Anlehnung an Dummett (1991c, 200-4) die Meinung, dass die Rechtfertigung logischer Gesetze nicht in einen gewöhnlichen Zirkel führen, da bspw. die Rechtfertigung des Gesetzes vom ausgeschlossenen Dritten nicht als Prämisse die Gültigkeit dieses Gesetzes voraussetzt, sondern bloss auf *Instanzen* des zu rechtfertigenden Gesetzes rekurriert (Heck, 2007, 29f.).

werde. Hierfür wird es erneut erforderlich sein, Freges Logik mit der modernen Logik zu kontrastieren, und vor allem den Zweck oder das Ziel zu berücksichtigen, das Frege mit der Logik verbindet. Es wird sich herausstellen, dass die Logik für Frege im Dienste der Erkenntnistheorie steht. Schlüsse sind stets als Glieder von Schlussketten zu begreifen. In einer Schlusskette ist jedes Glied entweder ein selbsteinleuchtendes Axiom oder die Konklusion eines anderen Gliedes. Vor diesem Hintergrund sind (D1) und (D2) nachvollziehbare Forderungen: Wenn die Wahrheit eines Gedankens mittels Schlusskette bewiesen wird, dann müssen die benötigten Prämissen wahr sein, da ein Beweis mit einem falschen Glied seine Beweiskraft verliert. Für den Schliessenden drückt sich das Fortschreiten in einer Schlusskette als Übergang von bereits als wahr anerkannten Gedanken zu neuen Urteilen aus.

Die Logik verfolgt nach Frege ein *erkenntnistheoretisches* Interesse. Ihre Aufgabe besteht nicht darin, die herrschenden logischen Verhältnisse wie Konsistenz und Inkonsistenz innerhalb von Mengen von Sätzen oder Propositionen zu betrachten. Vielmehr dient die Logik der Rechtfertigung von Urteilen und dem begründeten Fortschreiten innerhalb von Schlussketten:

Die Gründe nun, welche die Anerkennung einer Wahrheit rechtfertigen, liegen oft in anderen schon anerkannten Wahrheiten. [...] Die Logik hat es nur mit solchen Gründen des Urteilens zu tun, welche Wahrheiten sind. Urteilen, indem man sich anderer Wahrheiten als Rechtfertigungsgründen bewusst ist, heisst *schliessen*. Es gibt Gesetze dieser Art der Rechtfertigung, und diese Gesetze des richtigen Schliessens aufzustellen, ist das Ziel der Logik. (NS 3)

Im Zusammenhang mit Urteilen kann sich das Wort „Grund“ sowohl auf die Wirkursachen als auch auf die rechtfertigenden Gründe beziehen: „Die Gründe unseres Urteilens können zur Anerkennung der Wahrheit berechtigen; sie können uns aber auch nur zum Urteilen veranlassen“ (NS 2). In der Logik beschäftigen wir uns nicht mit einer „Erzählung, wie es zugegangen ist, dass Menschen etwas für wahr angenommen haben“ (NS 3; vgl. 159), sondern mit den Gründen, die ein Urteil rechtfertigen. Diese Einsicht hält Frege in einem *Kernsatz zur Logik* fest: „Man rechtfertigt ein Urtheil entweder durch Zurückgehen auf schon anerkannte Wahrheiten oder ohne Benutzung anderer Urtheile. Nur der erste Fall, das Folgern, ist Gegenstand der Logik“ (NS 190). Und gleich auf der ersten Seite der *Begriffsschrift* erklärt Frege auch, weshalb es so wichtig ist, Urteile logisch zu begründen – die Logik leistet solide Beweise, die unserer Erkenntnis Sicherheit gewähren:

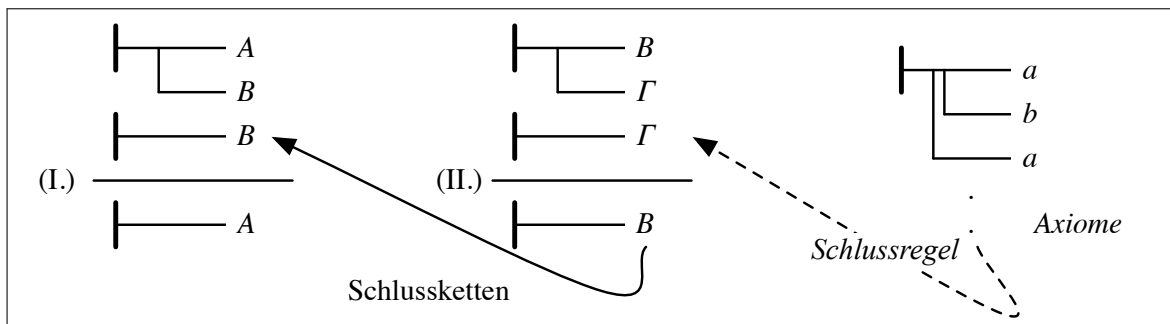
Das Erkennen einer wissenschaftlichen Wahrheit durchläuft in der Regel mehrere Stufen der Sicherheit. Zuerst vielleicht aus einer ungenügenden Zahl von Einzelfällen errathen, wird der allgemeine Satz nach und nach sicherer befestigt, indem er durch Schlussketten mit andern Wahrheiten Verbindung erhält [...] Die festeste Beweisführung ist offenbar die rein logische, welche, von der besonderen

## 2 Schliessen und Erkennen

Beschaffenheit der Dinge absehend, sich allein auf die Gesetze gründet, auf denen alle Erkenntnis beruht. (BS, III)

Die Logik stellt für Frege ein Instrument zur festen Beweisführung dar. Die Rechtfertigung von Urteilen erstreckt sich nicht nur auf die Prämissen eines einzelnen Schlusses, sondern auf ganze „Schlussketten“ (BS IV). Während der Gültigkeitsnachweis in der modernen Logik stets relativ zu den Prämissen eines Schlusses erfolgt, steht für Freges Schlussbegriff mehr auf dem Spiel. Ein einzelner Schluss ist nur ein Glied in einer ganzen Kette von Schlüssen, welche als ganze ein einzelnes Urteil rechtfertigen soll. Frege erachtet es als Fortschritt, wenn für die Wahrheiten der Mathematik Schlussketten gefunden werden: „Das Fortschreiten in der Mathematik wird nun so geschehen, dass wir eine oder zwei schon anerkannte Wahrheiten zu Prämissen eines Schlusses wählen. Der so gewonnene Satzsatz ist eine neue Wahrheit der Mathematik. Und diese kann wieder allein oder mit einer anderen Wahrheit verbunden zu einem weiteren Schlusse gebraucht werden“ (NS 220). Schlussketten lassen sich vorwärts oder rückwärts verfolgen. „Während die Möglichkeit des Vorwärtsschreitens anscheinend unbegrenzt ist, muss das Rückwärtsschreiten einmal ein Ende nehmen, indem es auf Wahrheiten führt, die nicht selbst wieder aus andern erschlossen werden können“ (NS 220).

Für die logische Begründung der Arithmetik ist eine Schlusskette demnach eine Kette von logisch zusammenhängenden Urteilen. Am einen Ende einer Schlusskette stehen selbsteinleuchtende Axiome, am anderen Ende steht der Satz, den es zu beweisen gilt. In Schlussketten ist jede Prämisse eines Gliedes die Konklusion eines anderen Gliedes: „Wenn eine Wahrheit gegeben ist, kann gefragt werden, aus welchen anderen Wahrheiten ihr Wahrsein nach den logischen Gesetzen des Schliessens folgt. Nach Beantwortung dieser Frage kann weiter hinsichtlich jeder der so gefundenen Wahrheiten gefragt werden, aus welchen anderen Wahrheiten ihr Wahrsein nach den logischen Gesetzen des Schliessens folgt“ (NS 183). Die folgende Darstellung soll den Zusammenhang von Schlüssen in Schlussketten anschaulich machen:



Der Schluss (I.) auf  $\vdash A$  hängt von der Wahrheit der Prämissen  $\vdash B$  und  $\vdash (B \rightarrow A)$  ab – für beide Prämissen gilt es, eine Schlusskette zu finden. Weil  $\vdash B$  die Konklusion eines anderen Schlusses (II.) ist, sind wir gerechtfertigt, sie als Prämisse in (I.) zu verwenden. Die Rechtfertigung für  $\vdash A$  wird demnach davon abhängen, ob es gelingt, eine Schlusskette zu finden, deren Anfang ausschliesslich aus Axiomen besteht. Wenn eine Schlusskette gefunden wird, die keine Lücken aufweist, dann ist die Wahrheit von  $\vdash A$  bewiesen. Freges Ziel war es, für die Wahrheiten der Arithmetik solche Schlussketten zu bilden:

Durch die Lückenlosigkeit der Schlussketten wird erreicht, dass jedes Axiom, jede Voraussetzung, Hypothese, oder wie man es sonst nennen will, auf denen ein Beweis beruht, ans Licht gezogen wird; und so gewinnt man eine Grundlage für die Beurtheilung der erkenntnistheoretischen Natur des bewiesenen Gesetzes. Es ist zwar schon vielfach ausgesprochen worden, dass die Arithmetik nur weiter entwickelte Logik sei; aber das bleibt so lange bestreitbar, als in den Beweisen Uebergänge vorkommen, die nicht nach anerkannten logischen Gesetzen geschehen, sondern auf einem anschauenden Erkennen zu beruhen scheinen. Erst wenn diese Uebergänge in einfache logische Schritte zerlegt sind, kann man sich überzeugen, dass nichts als Logik zu Grunde liegt. (GGA, VII)

Für den Nachweis, dass die Arithmetik auf logischen Gesetzen beruht, erfindet Frege eine Sprache – die Begriffsschrift. Diese Sprache dient dem Zweck, lückenlose Schlussketten für arithmetische Wahrheiten zu entwickeln. Schlussketten haben erstens den Status von Beweisen, wenn sie mit Wahrheiten beginnen und jedes Glied in einer wahrheitserhaltenden Beziehung zu seinen Vorgliedern steht. Zweitens werden durch Schlussketten alle Voraussetzungen sichtbar, die für den Nachweis einer arithmetischen Wahrheit getroffen werden müssen: „Der Beweis hat eben nicht nur den Zweck, die Wahrheit eines Satzes über jeden Zweifel zu erheben, sondern auch den, eine Einsicht in die Abhängigkeit der Wahrheiten von einander zu gewähren“ (GLA, §2). Zweifel richten sich gegen Wissensansprüche; wenn Freges Begriffsschrift dazu dient, die Zweifel gegenüber der Wahrheit arithmetischer Urteile auszuräumen, dann verfolgt sie damit ein *erkenntnistheoretisches* Ziel. Die Sätze der Begriffsschrift – das sind Sätze, denen ein Urteilsstrich vorausgeht, deklariert Frege als Sätze, „wo kein Zweifel sein kann“ (GGA, §26).

Schlussketten werfen auch ein neues Licht auf Freges Postulate (D1) und (D2). Wahrheit zu finden, ist Ziel *jeder* Wissenschaft, also auch der Logik: „Wie die Ethik kann man auch die Logik eine normative Wissenschaft nennen. Wie muss ich denken, um das Ziel, die Wahrheit, zu erreichen?“ (NS 139). Im Gegensatz zu allen anderen Wissenschaften kommt der Logik zusätzlich die Aufgabe zu, die logischen Gesetze zu erkennen: „Wahrheiten zu entdecken, ist Aufgabe aller Wissenschaften: der Logik kommt es zu, die Gesetze des Wahrseins zu erkennen“ (G 58). Aus moderner Sicht tendiert man dazu, diesem Zusatz zu viel Gewicht zu verleihen. Für Frege ist die Logik

eine Wissenschaft unter vielen – wenngleich eine besonders grundlegende –, die ihrerseits nach Wahrheit trachtet. Im Falle Freges sind dies die Wahrheiten der Arithmetik. Wenn es ein Ziel der Logik ist, Wahrheiten zu finden, dann müssen die Prämissen in Schlussketten wahr sein. Denn eine falsche Prämisse würde unweigerlich vom Ziel abbringen: „Die Befolgung der logischen Gesetze kann die Wahrheit eines Urtheils nur insoweit verbürgen, als die Urtheile wahr sind, auf die man zur Rechtfertigung zurückgeht“ (NS 190). Vor dem Hintergrund, dass die Logik eine Wissenschaft ist, die ihrerseits nach Wahrheit sucht, ist (D1) nachvollziehbar, denn ein Beweis verliert seine Beweiskraft, wenn er auf falschen Prämissen fusst.

Die Doktrin, dass die Prämissen als wahr anerkannte Gedanken sein müssen (D2), verliert ebenfalls ihren dogmatischen Charakter. Denn wenn Schlüsse stets Glieder von Schlussketten sind, dann ist das Anerkennen der Wahrheit einer Prämisse nichts anderes als das Anerkennen der Wahrheit der Konklusion eines anderen Gliedes in der Kette. Das Anerkennen der Wahrheit einer Prämisse ist eine neue „Urteilsfällung, die auf Grund schon früher gefällter Urteile nach logischen Gesetzen vollzogen wird“ (KS 304). Vom epistemischen Standpunkt des Schliessenden aus fällt jeder Schritt in der Schlusskette mit dem Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens zusammen. Wer den Gliedern einer Schlusskette folgt, ändert gewissermassen mit jedem Schritt seine epistemische Einstellung gegenüber einem schon in den Prämissen gedachten Gedanken (vgl. Stepanians, 1998, 144). Mit jedem Schritt geht der Schliessende von einem bloss gefassten Gedanken zum Anerkennen seiner Wahrheit über, „wozu freilich immer noch eine geistige Arbeit – die des Schliessens – erforderlich ist“ (NS 278). Demnach ist auch (D2) eine legitime Forderung und lässt sich mit (D1) zu einem ganzheitlichen Bild zusammenfügen: Wahrheit ist ein Ziel, ein erkenntnistheoretisches Ideal, daher soll, wer Wahrheit sucht, nicht mit falschen Prämissen operieren. Für das Individuum manifestiert sich dieses Ideal in der Praxis des Schliessens, dem Anerkennen von Wahrheit von Gedanken aufgrund bereits gefällter Urteile. Die einzelnen Schlüsse sind wie Fussstapfen beim Verfolgen eines Ziels.

In dieses Bild passt denn auch, dass Frege bei der Rekonstruktion der Russell-schen Antinomie in seiner eigenen Notation auf den Urteilsstrich verzichtet. Begriffsschriftsätze sind, wie wir gesehen haben, Sätze, die keine Zweifel aufkommen lassen. Ein solcher Satz ist wahr, weil seine Wahrheit unmittelbar selbst einleuchtet, wie dies bei logischen Axiomen der Fall ist, oder weil er mittels logischer Regeln aus Axiomen abgeleitet werden kann. Ein Begriffsschriftsatz wird mit einem Urteilsstrich versehen. Doch in Bezug auf die rein logische Natur des Axiom V, welches letztlich für die Antinomie verantwortlich ist, hegt Frege bereits im Vorwort zu den *Grundgesetzen* gewisse Zweifel: „Ein Streit kann [...], soviel ich sehe, nur um mein Grundgesetz der Wertheverläufe (V) entbrennen [...] Ich halte es für rein logisch“ (GGA VII; vgl. GGA

II, §§146-7). Als Russell ihn brieflich auf den Widerspruch aufmerksam macht, ist der zweite Band der *Grundgesetze* bereits in Druck. Frege bleibt nicht viel anderes übrig, als ein Nachwort zu verfassen, und von Russells Entdeckung zu berichten. Da sich seine Zweifel inzwischen erhärtet haben, wäre es unangemessen bei der Herleitung der Paradoxie den Urteilsstrich zu verwenden. Aus diesem Grund schreibt Frege: „Ich will [...] in der folgenden Ableitung [...] wegen der zweifelhaften Wahrheit den Urteilsstrich weglassen“ (GGA II, 256).

### Vermeintliche Ausnahmen zu Freges Doktrin

Es gibt keine Regel ohne Ausnahme – an drei Stellen scheint Frege zumindest von (D1) abzuweichen. Die Bedeutung des Satzes „Kolumbus *schloss* aus der Rundung der Erde, dass er nach Westen reisend Indien erreichen könne“ (SB 38; *meine Hervorh.*) besteht aus zwei Gedanken: „dass die Erde rund sei, und dass Kolumbus nach Westen reisend Indien erreichen könne“ (SB 38). Bei diesem Schluss soll es lediglich darauf ankommen, dass die eine Überzeugung Grund für die andere ist: „Ob die Erde wirklich rund ist und Kolumbus nach Westen reisend wirklich Indien so, wie er dachte, erreichen konnte, ist für die Wahrheit unseres Satzes gleichgültig“ (SB 38). Für Stepanians (1998, 147f.) ist diese Stelle ein Beleg dafür, dass Frege anfänglich einen ambivalenten Schlussbegriff hatte.

Es ist richtig, dass sich Frege erst in der Auseinandersetzung mit Hilbert seiner eigenen Konzeption vom logischen Schliessen bewusst wurde, denn mit Ausnahme der Briefe an Dingler, ein Verfechter der Lehre Hilberts, finden wir nirgends so viele Überlegungen zum Schlussbegriff wie in den *Grundlagen zur Geometrie*. Aber das Kolumbus-Beispiel ist kein Beleg dafür, dass Frege seine Meinung ändert, da „schliessen“ in diesem Beispiel nicht in einem logischen, sondern im laxen Sinn von „glauben, weil“ verwendet wird. Frege sagt nicht, dass Kolumbus von einer falschen Prämisse aus geschlossen hat, sondern dass die Wahrheit der Teilsätze für den komplexen Satz unerheblich ist. Dies ist ein Indiz dafür, dass wir uns nicht in einem wahrheitsfunktionalen Kontext bewegen. Daher spricht Frege auch von den beiden Gedanken als *Bedeutungen* und als Sinne. Das Kolumbus-Beispiel steht nicht für eine alternative Schlusskonzeption, sondern für die eingeschränkte Wahrheitsfunktionalität komplexer Operatoren wie „A glaubt, dass *p*, weil A glaubt, dass *q*“; es stellt eine Erweiterung jener Nebensätze dar, die mit „es scheint mir, dass...“ oder „ich meine, dass...“ eingeleitet werden.

Ebenfalls kein Beleg für die These, dass Frege einst über einen ambivalenten Schlussbegriff verfügte, ist die Stelle in der *Begriffsschrift*, wo Frege über den Ausdruck „— *A*“ sagt, dass er nur eine Vorstellung hervorrufen soll, „etwa um Folgerungen daraus zu ziehen und an denen die Richtigkeit des Gedankens zu prüfen“ (BS §2). Frege meint



damit nicht, dass  $\text{---} A$  als Prämisse eines Schlusses dienen kann, denn dies würde seinen logizistischen Grundüberzeugungen komplett widersprechen. Gemeint ist wohl eher, dass es für die Entwicklung von Schlussketten zweckdienlich sein kann, einen Gedanken aufzuschreiben, um seine Richtigkeit im Kontext anderer Urteile zu prüfen. Es ist z.B. denkbar, dass die Wahrheit von  $\text{---} A$  in einer anderen Schlusskette bewiesen werden muss, bevor das Urteil  $\vdash \text{---} A$  als Prämisse verwendet werden kann.

Eine dritte vermeintliche Ausnahme zu Freges Doktrin steht in den *Kernsätzen zur Logik*: „Die Aufgabe der Logik ist die Aufstellung der Gesetze, nach denen ein Urtheil durch andere gerechtfertigt wird, *einerlei, ob jene selbst wahr sind*“ (NS 190; *meine Hervorh.*). Diese Stelle wird manchmal ebenfalls dahingehend interpretiert, dass sich Frege überraschend zu einem moderneren Schlussbegriff bekennt und die Möglichkeit in Betracht zieht, auch von falschen Urteilen aus schliessen zu können (Currie, 1987, 65, Fn.6). Dummett konnte nachweisen, dass es sich bei den *Kernsätzen* um Freges kritische Auseinandersetzung mit Lotzes „Einleitung“ zur *Logik* handelt und nicht etwa um eigene Kernsätze (Dummett, 1991b, 65f.). Im zitierten Kernsatz richtet Frege Zweifel gegen ein allgemein „gesetzgebende[s] Bewusstsein“ (Lotze, 1843, X), das alle unsere Überzeugungen rechtfertigen soll. Die Gesetze der Logik können eine Überzeugung nur *relativ zu den Prämissen* rechtfertigen (Dummett, 1991b, 76). Unter dieser Interpretation stellt der zitierte Kernsatz ebenfalls kein Gegenbeispiel zu Freges Doktrin dar.

### Abweichungen von der modernen Logik

Die Überlegungen zu Freges Schlussbegriff zeigen vor allem eines: Freges Logikverständnis weicht von modernen Darstellungen der Logik ab.<sup>16</sup> Die Unterschiede zwischen der heutigen modernen Logik und Freges Logik sind zahlreich: Wahrheit und Falschheit sind nicht nur semantische Werte, sondern logische Gegenstände, mit dem logischen Schliessen als Beweisen geht eine Präferenz zum Wahren gegenüber dem Falschen einher, Schlüsse müssen wahre Prämissen haben, und als wahr anerkannte Gedanken werden mit einem Urteilsstrich ausgedrückt. Vor allem aber ist die Logik nicht rein formal in dem Sinne, dass sie um Kalküle und deren Eigenschaften bemüht ist, sondern sie steht voll und ganz im Dienste des logizistischen Anliegens, der Arithmetik zu einem sicheren Fundament zu verhelfen, und weist insofern einen epistemischen Nutzen auf, der über den epistemischen Nutzen der rein formalen Logik hinausgeht. Die Liste der Abweichungen liesse sich mühelos erweitern, doch gerade weil

---

<sup>16</sup>Das ist nicht umstritten, doch nur wenige Autoren legen die Abweichungen dar. Ausnahmen sind wie teilweise bereits erwähnt Heijenoort (1967a), Dummett (1973), Kitcher (1979), Currie (1987), Ricketts (1986b; 1998), Burge (1998), Stepanians (1998), Goldfarb (2001), Green (2002), Macbeth (2005), Weiner (2005), Heck (2007) und Smith (2009).

die logischen Grundbegriffe so eng miteinander verknüpft sind und ein abweichendes Verständnis von nur einem Begriff nicht ohne Folgen für andere Begriffe bleibt, ist es wichtig, den Kern dieser Unterschiede auszuloten. Ich habe vorgeschlagen, dass sich Darstellungen der Differenzen zwischen Freges Logik und heutiger Logik daran orientieren sollten, dass Prämissen und Konklusionen für Frege stets Urteile und nicht bloss Gedanken oder Propositionen sind. Dieser Umstand ist zentral und wirft auch Licht auf untergeordnete Eigenheiten der Fregeschen Logik.

Dem modernen Schlussbegriff zufolge ist ein Schluss genau dann gültig, wenn es nicht möglich ist, dass die Prämissen wahr sind, und die Konklusion zugleich falsch ist. Dies schliesst die Möglichkeit gültiger Schlüsse mit inkonsistenten Prämissen ein. Für Frege hingegen sind solche Schlüsse undenkbar, da bei inkonsistenten Prämissen zumindest die Wahrheit eines beurteilbaren Inhalts nicht anerkannt werden darf. Die moderne Logik ist hauptsächlich am Folgeverhältnis zwischen Sätzen interessiert, unabhängig davon, ob diese tatsächlich wahr oder falsch sind. Frege hingegen ist der Auffassung, „dass es in der Logik nicht darauf ankommt, wie Gedanken aus Gedanken hervorgehen ohne Rücksicht auf deren Wahrheitswert“ (NS 133). Vielmehr sind es Urteile, also Vollzüge der Tätigkeit, einen Gedanken als wahr anzuerkennen, die zu weiteren Urteilen berechtigen. Dieser Unterschied zwischen Freges Schlussbegriff und dem Schlussbegriff der heutigen modernen Logik lässt sich nicht einfach dadurch beheben, dass wir das moderne Schlusschema  $\phi_1, \phi_2, \dots \phi_n \vdash \psi$  adaptieren und vor jede Prämisse einen Urteilsstrich setzen. Denn für Frege ist ein logischer Schluss nicht nur ein Folgeverhältnis zwischen Urteilen. Ein Schluss ist *eine* Tat des Urteilens und keine Abfolge von Urteilsakten. Einen logischen Schluss zu ziehen, bedeutet für Frege ein gerechtfertigtes Fällen eines Schlussurteils.<sup>17</sup> Die heutige moderne Logik, so könnte man den Unterschied salopp kurzfassen, ist eine Logik der Gedanken, während Freges Logik eine Urteilslogik ist. Diese Eigenheit von Freges Logik verdankt sich meiner Meinung nach dem logizistischen Projekt und dem damit verbundenen Voranschreiten innerhalb von Schlussketten, auf das sie angelegt ist, und nicht dem historischen Erbe der Urteilslogiken von Freges Vorgängern.

Frege stellt nur an einer einzigen Stelle Überlegungen zum Folgerungsbegriff an, ohne auf Urteile zurückzugreifen (KS 319-322). Er spricht dort von einem „neuen Gebiet“ – gemeint ist die Metalogik – und fragt, wie man die Unabhängigkeit eines Gedanken von einer Gruppe von Gedanken beweisen kann (KS 320). Stepanians bemerkt richtig, dass Frege selbst in diesem Zusammenhang nicht von Gedanken spricht, die

---

<sup>17</sup>Vgl. Stepanians (1998, 141); das geht bereits aus dem Leitzitat für dieses Kapitel hervor: „Ein Schluss [...] ist *eine* Urteilsfällung, die auf Grund schon früher gefällter Urteile nach logischen Gesetzen vollzogen wird“ (KS 303-4; *meine Hervorh.*).

„an sich“ aus anderen Gedanken folgen, „sondern mittels eines Akts des Schliessens, eines Stücks geistiger Arbeit“ (Stepanians, 1998, 164):

Wir dürfen nun vermuten, dass dies neue Gebiet seine ihm eigentümlichen Grundwahrheiten hat, die zu den in ihm zu führenden Beweisen so notwendig sind wie die geometrischen Axiome für die Beweise der Geometrie, und dass wir solcher Grundwahrheiten auch insbesondere bedürfen, um die Unabhängigkeit eines Gedankens von einer Gruppe von Gedanken zu beweisen. [...] In der Tat lassen sich solche Gesetze aufstellen, z.B.: „Wenn der Gedanke  $G$  durch einen logischen Schluss aus den Gedanken  $A, B, C$  folgt, so ist  $G$  wahr.“ Ferner: „Wenn der Gedanke  $G$  durch einen logischen Schluss aus den Gedanken  $A, B, C$  folgt, so ist jeder der Gedanken  $A, B, C$  wahr.“ (KS 320)

Zwar sind in diesem neuen Gebiet Gedanken die Relata der Folgerungsbeziehung, aber Frege verzichtet nie auf den Zusatz, dass ein Gedanke  $G$  *durch einen logischen Schluss* aus anderen Gedanken folgt. Der mentale Akt des Schliessens ist ein weiteres Relat der Folgerungsrelation, welche für Frege vierstellig ist: *Ein Gedanke  $G$  folgt durch einen Akt des Schliessens aus der Gedankengruppe  $\Omega$  kraft eines logischen Gesetzes  $X$ .*<sup>18</sup>

### 2.5 Indirekte Beweise

Die These, dass Schliessen und Beweisen für Frege eins sind, wird durch seinen Umgang mit indirekten Beweisen untermauert. Ein beliebter Einwand gegen Freges Forderung, dass die Prämissen von Schlüssen wahr sein müssen, beruft sich auf die Möglichkeit indirekter Beweise: Mit dieser Forderung werden indirekte Beweise unmöglich, da in einem indirekten Beweis die Wahrheit von mindestens einer Prämisse nur vorübergehend angenommen werden muss, um sie dann als Ursache eines Widerspruchs zu verwerfen, d.h. auf die Wahrheit ihrer Negation zu schliessen. Wenn Schliessen das Anerkennen der Wahrheit der Prämissen voraussetzt, dann sei es schlecht bestellt um das indirekte Beweisverfahren (Bell, 1979, 90-2, 96). Dieser Einwand ist unbegründet, wie wir gleich sehen werden. Der Verzicht auf das indirekte Beweisverfahren würde nicht nur einen gravierenden Mangel bedeuten, sondern auch Freges eigener Praxis widersprechen, wie wir etwa im Zusammenhang mit der Rechtfertigung von Schlussregeln gesehen haben.

In der *Begriffsschrift* erfahren wir, dass die zu widerlegende Annahme in einem indirekten Beweis kein Urteil ist: „In einem indirecten Beweise sagt man z.B.: ‚gesetzt, die Strecken  $AB$  und  $CD$  wären nicht gleich‘. Hier enthält der Inhalt, dass die Strecken  $AB$  und  $CD$  nicht gleich seien, eine Verneinung, aber dieser Inhalt, obgleich der

---

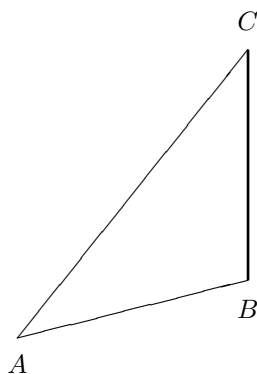
<sup>18</sup>Mit dieser Formulierung folge ich Stepanians (1998, 164). Für einen ausführlichen Kommentar zu dieser Stelle siehe (Künne, 2010, Anhang).

Beurtheilung fähig, wird doch nicht als Urtheil aufgestellt“ (BS §4). Frege klingt hier so, als wäre es selbstverständlich, dass die zu verwerfende Prämisse eines indirekten Beweises kein Urtheil ist, denn an ihr lässt sich offenbar besonders gut veranschaulichen, dass die Verneinung am Inhalt haftet und kein Gegenstück zum Urteilen ist. Wie sind dann indirekte Beweise zu führen? In den Unterlagen zu einer im Sommersemester 1914 gehaltenen Vorlesung mit dem Titel *Logik in der Mathematik* geht Frege ausführlicher auf indirekte Beweise ein und führt anhand eines geometrischen Beispiels vor, wie die Prämisse, die in einem indirekten Beweis nur vorläufig angenommen würde, als Antezedens eingeführt werden kann. Da diese Prämisse nur hypothetisch eingeführt wird, und der indirekte Beweis nur darauf hin konzipiert ist, eine absurde Konsequenz dieser Prämisse nachzuweisen, wird sie nicht als eigentliche Prämisse, sondern als *Teil* einer Prämisse in den Beweis aufgenommen:

Genau genommen kann man also gar nicht sagen, dass aus einem falschen oder zweifelhaften Gedanken hier Folgerungen gezogen werden; denn dieser tritt nicht selbständig als Prämisse auf, sondern ist nur Teil einer Prämisse, die als solche zwar wahr sein muss, aber auch wahr sein kann, ohne dass der Teilgedanke wahr ist, der als Bedingung in ihm enthalten ist. Solche scheinbaren Folgerungen aus etwas Falschem haben wir beim *indirekten* Beweise. (NS 264)

Wie der Teilgedanke in den Prämissen vorkommt, lässt sich anhand von Freges eigenem Beispiel leicht zeigen. Es soll bewiesen werden, dass in einem Dreieck dem grösseren Winkel die grössere Seite gegenüberliegt. Um die Pointe des Beweises kenntlich zu machen, gebe ich in eckigen Klammern eine aussagenlogische Formalisierung an.<sup>19</sup>

Es wäre zu beweisen:



Wenn  $\angle B > \angle A$ , so ist  $AC > BC$ . [g  $\rightarrow$  e]

Wir nehmen als bekannt an:

I Wenn  $BC > AC$ , so ist  $\angle A > \angle B$ . [a  $\rightarrow$  b]

II Wenn  $BC = AC$ , so ist  $\angle A = \angle B$ . [c  $\rightarrow$  d]

III Wenn nicht  $AC > BC$ , und  
wenn nicht  $BC > AC$ , so ist  $BC = AC$ . [ $\neg e \wedge \neg a \rightarrow c$ ]

IV Wenn  $\angle A = \angle B$ , so ist nicht  $\angle B > \angle A$ . [d  $\rightarrow$   $\neg g$ ]

V Wenn  $\angle A > \angle B$ , so ist nicht  $\angle B > \angle A$ . [d  $\rightarrow$   $\neg g$ ]

<sup>19</sup>Die römischen Ziffern zur Bezeichnung der Zeilen brechen bei Frege nach „V“ ab, ich habe sie fortlaufend ergänzt, um die Bezugnahme auf die einzelnen Schritte zu erleichtern.

Aus II und III folgt:

VI Wenn nicht  $AC > BC$ , und wenn nicht  $BC > AC$ , so ist  $\triangleleft A = \triangleleft B$ . [ $\neg e \wedge \neg a \rightarrow d$ ]

Hieraus und aus IV folgt:

VII Wenn nicht  $AC > BC$ , und wenn nicht  $BC > AC$ , so ist nicht  $\triangleleft B > \triangleleft A$ . [ $\neg e \wedge \neg a \rightarrow \neg g$ ]

Aus I und V folgt:

VIII Wenn  $BC > AC$ , so ist nicht  $\triangleleft B > \triangleleft A$ . [ $a \rightarrow \neg g$ ]

Aus den beiden letzten Sätzen folgt:

IX Wenn  $AC$  nicht  $> BC$ , so ist nicht  $\triangleleft B > \triangleleft A$ .<sup>20</sup> [ $\neg e \rightarrow \neg g$ ]

Hieraus folgt durch Kontraposition:

X Wenn  $\triangleleft B > \triangleleft A$ , so ist  $AC > BC$ . [ $g \rightarrow e$ ]

Der Witz dieses Beweises besteht darin, „dass hierbei als Prämisse nicht vorkommt  $AC$  ist nicht  $> BC$  [ $\neg e$ ], sondern, dass die Prämisse III dies als Teil und zwar als Bedingung enthält“ (NS 265). Es ist leicht ersichtlich, dass eine solche Verwandlungsprozedur vom indirekten zum direkten Beweis das Gesetz der Kontraposition voraussetzt, schliesslich soll das Konsequens des zu beweisenden Konditionals nur als negiertes Antezedens vorkommen (Übergang zu X). Die Kontraposition oder „Wendung“ wird in den *Grundgesetzen* §15 eingeführt, im Aufsatz *Die Verneinung* bestätigt Frege, dass indirekte Beweise ohne die Kontraposition nicht möglich wären: „Und solche Übergänge sind wichtig für die indirekten Beweise, die sonst nicht möglich wären“ (V 146, Fn.). Ein indirekter Beweis lässt sich demnach in einen direkten umformen, sodass es zu keinem Verstoss gegen die Doktrin kommt, dass man nur von wahren Prämissen aus schliessen kann. Daher meint Frege lapidar: „Die Eigenartigkeit des indirekten Beweises wird noch vielfach überschätzt. In Wahrheit ist der Unterschied zwischen einem direkten und einem indirekten Beweis gar nicht erheblich“ (NS 265).

Der Einwand, Freges Doktrin würde die Möglichkeit indirekter Beweise ausschliessen, ist also entkräftet. Indirekte Beweise können in direkte Beweise mit nur wahren Prämissen überführt werden. Die technischen Details dieser Prozedur sollen jedoch die philosophischen Vorteile nicht vernebeln, die Frege mit der direkten Beweisführung verbindet. Frege warnt nicht nur davor, dass aus einer falschen Annahme „falsche Folgerungen fliessen“ können (GLA §33), er hält es für philosophisch unmöglich, aus falschen oder bloss hypothetischen Annahmen *überhaupt* zu schliessen. Auf Dinglers Vorschlag, eine Gruppe von Annahmen „widerspruchsvoll“ zu nennen, wenn es gelingt, „aus einer Gruppe von Voraussetzungen logisch abzuleiten, dass von einem in diesen

---

<sup>20</sup>Dies folgt da  $\neg e \rightarrow \neg g$ , einerlei, ob  $a$  oder  $\neg a$ .

enthaltenen Begriffe eine bestimmte Aussage sowohl gilt, als nicht gilt“ (WB 30; Fn.3), reagiert Frege mit der folgenden Frage:

Ist dieser Fall überhaupt möglich? Wenn man nach einem einwandfreien Schlussverfahren aus wahren Sätzen eine Satz ableitet, so ist dieser wahr. Da nun von einander widersprechenden Sätzen höchstens einer wahr sein kann, so ist es unmöglich aus einer Gruppe von wahren Sätzen in logisch einwandfreier Weise einander widersprechende Sätze zu folgern. (WB 30)

Logisch einwandfrei ist also nur ein direktes Beweisverfahren. Fast schon rezeptartig empfiehlt Frege, wie in Fällen zu verfahren ist, in denen eine Prämisse sicher falsch oder – und das ist der springende Punkt – *ungewiss* ist:

Wenn also in einer Gruppe von Sätzen ein Satz vorkommt, *dessen Wahrheit noch nicht erkannt* ist oder der sicher falsch ist, so kann dieser nicht zu Folgerungen verwendet werden. Wenn man Folgerungen aus den Sätzen einer Gruppe ziehen will, muss man zunächst *alle Sätze ausscheiden, deren Wahrheit zweifelhaft ist*. (WB 30; *meine Hervorh.*)

Nicht nur offensichtlich falsche Prämissen werden von Schlüssen ausgeschlossen, sondern auch Sätze, deren Wahrheit zweifelhaft ist. Mit dem Wort „ausscheiden“ meint Frege nicht, dass falsche oder zweifelhafte Gedanken in Schlüssen nicht vorkommen dürfen: „Gedanken, die sich vielleicht später als falsch herausstellen, haben ihre Berechtigung in der Wissenschaft und dürfen nicht als nicht seiend behandelt werden. Man denke an den indirekten Beweis“ (V 56). Falsche oder zweifelhafte Gedanken dürfen nur nicht als eigenständige Prämissen – das sind Urteile – in Schlüsse eingebunden werden. Sie können sehr wohl ins Antezedens eines Urteils verfrachtet werden:

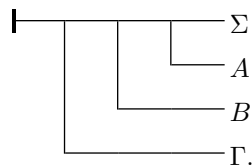
Aber wendet man vielleicht ein, man kann doch rein hypothetisch aus gewissen Gedanken, ohne über deren Wahrheit zu urteilen, Folgerungen entwickeln. Gewiss, rein hypothetisch! Aber die fraglichen Gedanken sind nun nicht Prämissen von Schlüssen. Prämissen sind vielmehr gewisse hypothetische Gedanken, die jene fraglichen Gedanken als Bedingungen enthalten. Auch im Endergebnisse müssen jene fraglichen Gedanken als Bedingungen vorkommen; und daraus folgt, dass sie nicht als Prämissen gebraucht worden sind; denn dann wären sie im Endergebnis verschwunden. Hat man sie weggelassen, so hat man eben einen *Fehler* gemacht. Erst nachdem einer dieser *fraglichen* Gedanken als wahr anerkannt worden ist, darf man ihn als Bedingung weglassen. Das geschieht durch einen Schluss, zu dessen Prämissen der nunmehr als wahr anerkannte Gedanke gehört. (KS 319; *meine Hervorh.*)

Frege zieht einzig in Erwägung, dass wir in einem bloss „formalen“ Sinn aus falschen oder zweifelhaften Prämissen etwas „ableiten“ könnten. Aber er hält daran fest, dass dies kein Schluss wäre, „weil die Wahrheit der Prämissen fehlt. Und die Wahrheit des Schlusses wäre durch den Pseudoschluss nicht besser *begründet* als ohne ihn. Und

dies Verfahren hätte *keinen Zweck für die Erkennung irgendeiner Wahrheit*“ (WB 30; *meine Hervorh.*). Ein bloss formaler Schluss ist ein Pseudoschluss und führt zu keiner Erkenntnis (vgl. KS 319). Zwar kann ein falscher oder zweifelhafter Gedanke in einem Schluss vorkommen, aber er wird der Konklusion stets als Bedingung erhalten bleiben: „Wir können sie als Bedingung nur los werden, wenn wir erkannt haben, dass sie erfüllt ist“ (NS 264). Das Ziel von eigentlichen Schlüssen besteht im Anerkennen und Erkennen von Wahrheit und dies wird nur erreicht, wenn die Prämissen ganz oder teilweise verschwinden: „Und dies ganze oder teilweise Verschwinden der Praemissen ist das für den eigentlichen Schluss Kennzeichnende“ (WB 36).

Unsichere Wahrheiten oder Wahrheiten, die nur hilfsweise angenommen werden, haben einen reservierten Sitzplatz in einem Schluss – das ist die Stelle des Antezedens eines Prämissenurteils. Das spiegelt sich auch in Freges zweidimensionaler Notation wider: Das, worauf der Schluss abzielt, steht an oberster Stelle, auf derselben Höhe wie der Urteilsstrich. Auch Freges verkehrt wirkende Abfolge der Variablen ist nicht zufällig gewählt: Statt „wenn  $B$ , dann  $A$ “, kommt man Freges Intention näher, wenn man liest „das Urteil, dass  $A$ , ist durch  $B$  bedingt“.<sup>21</sup> Ein solches Urteil nennt Frege nicht „Konditional“ oder „materiale Implikation“, sondern „bedingtes Urteil“ – das Anerkennen der Wahrheit von  $A$  ist bedingt, oder die Wahrheit von  $A$  kann nur bedingt anerkannt werden. Beim Schliessen kommt es darauf an, Schlussurteile von ihren Bedingungen zu befreien:

Unter Umständen kann man durch eine Schlusskette ein Schlussurtheil gewinnen von der Form



$A$ ,  $B$ ,  $\Gamma$  erscheinen hierbei nicht als Praemissen des Schlussverfahrens, sondern als Bedingungen im Schlussurtheile. Man kann dieses von den Bedingungen befreien nur mittels der Praemissen  $\vdash A$ ,  $\vdash B$ ,  $\vdash \Gamma$  und diese sind nun keine Hypothesen mehr, weil ihre Zeichen den Urtheilsstrich enthalten. (WB 118-9)

Worauf sich ein bedingtes Urteil (bildlich) stützt, ist eine Menge von Bedingungen. Zu einem Schluss kommt es nur dann, wenn eine dieser Bedingungen erfüllt ist; d.h. wenn wir sie als wahr anerkennen können. Das ist jedoch nur dann der Fall, wenn sie die Konklusion eines anderen Schlusses oder ein Axiom ist.

Fassen wir das Ergebnis kurz zusammen. Beim Schliessen verfolgen wir nach Frege das Ziel, Ungewissheiten loszuwerden und zu möglichst unbedingten Urteilen vorzudringen. Ein Gedanke, dessen Wahrheit ungewiss ist, darf nur als Bedingung in einen

<sup>21</sup>Dieser eigentlich offensichtliche Punkt wurde erst jüngst von Macbeth (2005, 31) hervorgehoben.

Schluss aufgenommen werden, derer wir uns nur dann entledigen können, wenn sie die Konklusion einer anderen Schlusskette oder ein selbsteinleuchtendes Axiom ist. Für Frege stellt das Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens aufgrund bereits anerkannter Wahrheiten eine Form der Erkenntnis dar – Schliessen ist eine Form des Erkennens: „Eine Erkenntnis kommt dadurch zustande, dass ein Gedanke als wahr anerkannt wird“ (NS 286). Damit stellt Frege hohe erkenntnistheoretische Ansprüche an die Urteile, die beim logischen Schliessen gefällt werden, und es wird zu prüfen sein, ob diese Urteilskonzeption auch unabhängig vom Kontext des Schliessens aufrecht erhalten werden kann.

Es ist denkbar, dass sich Frege stark – vielleicht zu stark – an logischen Schlüssen orientiert, wenn er allgemein über Urteile und Behauptungen spricht. Das hätte Konsequenzen für die Auslegung seiner Urteilskonzeption, denn schliesslich sind nicht alle unsere Urteile mit einem Beweisziel verbunden. Die folgende Briefstelle ist beispielsweise nur dann verständlich, wenn wir an ‚logische Behauptungen‘ denken: „Wenn ein Satz, der mit behauptender Kraft ausgesprochen wird, einen falschen Gedanken ausdrückt, so ist er logisch unbrauchbar und, genau genommen, unverständlich“ (WB 127). Als Feststellung über Sprechakte des Behauptens ist diese Stelle mehr als rätselhaft – weshalb soll etwa eine Lüge unverständlich sein? Als Feststellung über falsche Sätze in logischen Beweisen, wie sie Frege versteht, ist diese Bemerkung hingegen richtig, da falsche Prämissen in logischen Schlüssen nicht verwendet werden dürfen, wie wir gesehen haben. Die Urteile, wie sie im Zusammenhang mit logischen Schlüssen gefällt werden, sind zu verschieden von allen anderen Urteilen, und Feststellungen über logische Urteile müssen nicht auf spontane Urteile zutreffen, wie sie in der Wahrnehmung oder beim Behaupten vorkommen. Daher ist es ratsam, diese Arten von Urteilen auseinanderzuhalten und separat zu behandeln. Im folgenden Kapitel wollen wir uns Urteilen zuwenden, die unabhängig vom Kontext des logischen Schliessens gefällt werden.



### 3 Isoliertes Urteilen

Logisches Schliessen ist nur *eine* Art, zu urteilen. Frege spricht nicht nur im Kontext logischer Schlüsse über das Urteilen, sondern auch im Zusammenhang mit Wahrnehmung und Behauptungen. Da Wahrnehmungsurteile und Urteile, die Behauptungen zugrunde liegen, im Unterschied zum Schliessen ohne Rückgriff auf bereits gefällt Urteile erfolgen können, werde ich mich im Folgenden als *isolierte* auf sie beziehen. Frege charakterisiert auch das isolierte Urteilen als ein Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens. Hierbei bereitet vor allem der faktive Charakter von „anerkennen“ Schwierigkeiten, da ein faktiver Urteilsbegriff die Möglichkeit falscher Urteile ausschliessen würde. Ein derart starker Urteilsbegriff ist für das Schliessen im Kontext von Freges Logizismus annehmbar, aber nicht für isolierte Wahrnehmungsurteile und Behauptungen. Viele Interpreten weichen daher auf eine von Freges alternativen Charakterisierungen für Urteile aus und versuchen, das Urteilen allgemein als ein *Fürwahrhalten*, *Fortschreiten* vom Sinn zur Bedeutung, *Unterscheiden* von Teilen innerhalb des Wahrheitswertes, oder *Wählen* zwischen entgegengesetzten Gedanken zu begreifen. Es lässt sich jedoch zeigen, dass sich keine dieser Alternativen für eine universale Charakterisierung des Urteilens eignet. Die Tauglichkeit von Freges Urteilsbegriff ist demnach auf den Logizismus beschränkt, oder der Begriff des Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens muss in einer Weise erweitert werden, dass auch isolierte Urteile darunter fallen.

#### 3.1 Urteilen und Fürwahrhalten

Freges Überlegungen zur Differenz zwischen Gedanken und Urteilen beschränken sich nicht auf das logische Schliessen, wie bereits aus dem zitierten Kernsatz zur Logik hervorgeht (S. 59). Insbesondere in den späten Aufsätzen befasst er sich mit dem Zusammenhang zwischen Gedanken einerseits und Wahrnehmungsurteilen und Behauptungen andererseits. So drücken Äusserungen wie „Ich bin verwundet worden“ (G 65), „Ich rieche Veilchenduft“ (G 61), „Die Schneekoppe ist höher als der Brocken“ (V 148) und „Der Angeklagte hat sein Haus absichtlich in Brand gesteckt“ (V 153) Urteile aus, die nicht Teile von Schlüssen sind. Für derart *isolierte* Urteile hält Frege an seiner Standard-Charakterisierung fest, dass Urteilen die Anerkennung der Wahrheit eines Gedankens ist.<sup>1</sup> Im Unterschied zum Schliessen muss diese Anerkennung nicht

---

<sup>1</sup>Vgl. SB 34 Fn., NS 2, 150, 201, 213, 214, 271, GGA §5, G 74, GG 38, Fn., WB 33, 127.

auf bereits gefällten Urteilen beruhen. Wenn ich etwa urteile, dass es nach Veilchen riecht, dann wohl deshalb, weil es nach Veilchenduft riecht, und nicht weiterer Urteile wegen. Urteilen kann man auch spontan, ohne dass man dafür Gründe angeben kann. Frege hat recht, wenn er schreibt: „Die Gründe nun, welche die Anerkennung einer Wahrheit rechtfertigen, liegen oft in anderen schon anerkannten Wahrheiten“ (NS 3) – *oft*, aber eben nicht immer!

Was heisst es, unabhängig von Prämissen und Konklusion die Wahrheit eines Gedankens anzuerkennen? Diese Charakterisierung des Urteilens lässt unterschiedliche Deutungen zu: Entweder ist „anerkennen von der Wahrheit“ in einem schwachen Sinn wie „fürwahrhalten“ zu verstehen, oder in einem stärkeren, faktiven Sinn wie „erkennen“. Beide Alternativen haben unannehmbare Konsequenzen. Wenn das „Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens“ so schwach wie das „Fürwahrhalten eines Gedankens“ verstanden wird, dann ist es möglich, dass ich etwas für wahr halte, was eigentlich falsch ist. Für einzelne Gedanken ist der schwächere Anerkennensbegriff überzeugend, nicht aber für Schlüsse im Sinne Freges. Denn der schwache Anerkennensbegriff würde es zulassen, dass ich von falschen Prämissen aus schliesse, sofern ich sie fürwahrhalte. Logische Gesetze wären nicht Gesetze des Wahrseins, sondern Gesetze des Fürwahrhaltens – genau das bestreitet jedoch Frege vehement, da unter diesen Umständen Wesen denkbar wären, „die unsern logischen Gesetzen widersprechende Urtheile vollziehen könnten“ (GGA XVI).<sup>2</sup>

Wenn wir andererseits „anerkennen“ in einem stärkeren, faktiven Sinn wie „erkennen“ verstehen, dann würde aus dem Anerkennen der Wahrheit von  $p$  folgen, dass  $p$  wahr ist. Diese Deutung taugt zwar für Freges Verständnis von Schlussurteilen, aber nicht für isolierte Urteile, da es falsche Urteile ebenso wenig gäbe wie eine falsche Erkenntnis. Diese Konsequenz scheint Frege jedoch nicht ziehen zu wollen: „Wir können irren“ (NS 2).<sup>3</sup> Der *einheitlichen* Interpretation zu Freges Anerkennensbegriff stellt sich demnach ein hermeneutisches Dilemma in den Weg: Die faktive Deutung von „anerkennen“ weist zwar Vorzüge im Zusammenhang mit Schlussurteilen auf, hat aber absurde Konsequenzen für das isolierte Urteilen. Diese Konsequenzen können zwar durch eine schwächere Deutung des Begriffs vermieden werden, doch damit ergäben sich unannehmbare Konsequenzen für das Schliessen.

Die Aussichten auf eine einheitliche Deutung des Anerkennensbegriffs sind dadurch getrübt. Das Dilemma liesse sich vermeiden, würde man Freges Verwendung von „anerkennen“ beim Schliessen und Urteilen unterschiedlich interpretieren: In Schlüssen

---

<sup>2</sup>Für solche Wesen diagnostiziert Frege „eine bisher unbekannte Art der Verrücktheit“ (GGA XVI). Ich habe an anderer Stelle auszubuchstabieren versucht, was wir uns unter dieser unbekannten Art der Verrücktheit vorstellen dürfen Pfisterer (2006).

<sup>3</sup>Dies ist eine von zwei Stellen, in denen Frege die Möglichkeit falscher Urteile thematisiert. Ich werde später darauf eingehen, ob es für Frege falsche Urteile gibt (vgl. Kap. 4.4).

würde die Wahrheit eines Gedankens im starken, faktiven Sinn anerkannt, beim isolierten Urteilen hingegen entspräche dem Anerkennen der Wahrheit ein schwaches Fürwahrhalten. Aber neben den methodischen Zweifeln, Frege einen *äquivoken* Anerkennensbegriff zu unterstellen, spricht gegen diese Strategie, dass für Frege das Fürwahrhalten ein psychologischer Begriff ist. Dass Frege jedoch unter „urteilen“ nicht etwas Psychologisches versteht, geht unmissverständlich aus seinem Brief an Jourdain hervor (WB 126-7; vgl. S. 51). Es käme einem verblüffenden Sinneswandel gleich, wenn sein Interesse an Behauptungen und Wahrnehmungsurteilen psychologisch motiviert wäre. Das Verb „fürwahrhalten“ wird von Frege meist dazu verwendet, um logische von psychologischen Gesetzen abzugrenzen: „Ich verstehe unter logischen Gesetzen nicht psychologische Gesetze des Fürwahrhaltens, sondern Gesetze des Wahrseins“ (GGA XVI).<sup>4</sup> Die Unterschiede zwischen Wahrsein und Fürwahrhalten sind offenkundig: Man kann  $p$  fürwahrhalten, obwohl  $p$  nicht wahr ist. Man kann etwas fürwahrhalten, was jemand anderes für falsch hält. Wahrsein trifft auf Gedanken oder Sätze zu, Fürwahrhalten auf Individuen, die von der Wahrheit von Gedanken oder Sätzen überzeugt sind. Hierin unterscheidet sich das Fürwahrhalten vorerst nicht vom Anerkennen. Freges Verwendungsweise von „fürwahrhalten“ weist im Gegensatz zu derjenigen von „anerkennen“ meist auf die *psychologischen Ursachen* eines Urteils hin. Sein Sprachgebrauch legt daher folgende Auslegung nahe: Interessiert uns die Geltung eines Urteils, dann fragen, wir nach der *Anerkennung* der Wahrheit von Gedanken. Interessieren wir uns hingegen für die Genese eines Urteils, dann fragen wir nach den Ursachen oder Umständen, die dazu geführt haben, dass jemand etwas *für wahr hält* (vgl. S. 59.).

Das Verb „fürwahrhalten“ ist für Frege psychologisch konnotiert. Es wäre jedoch vorschnell, das Fürwahrhalten als Kandidat für das Urteilen zu disqualifizieren, nur weil es wie Vorstellungen etwas *Subjektives* ist. In seiner Psychologismus-Kritik nimmt Frege sowohl die Überbewertung von Vorstellungen ins Visier (GGA XVIII-XXV) als auch die Reduktion der Wahrheit auf das Fürwahrhalten von Einzelnen (GGA XV), aber Vorstellungen sind nicht das, was nach Frege für wahr gehalten wird, sondern Gedanken. Frege räumt dem Fürwahrhalten durchaus einen Platz ein, denn Urteile sind Taten und können als solche sowohl Gründe als auch Ursachen haben. Wenn jemand etwas für wahr hält, ist damit nicht ausgeschlossen, dass er dafür gute Gründe hat. Doch abhängig vom Interesse an den Gründen bzw. Ursachen spricht Frege vom Anerkennen bzw. Fürwahrhalten. Das Fürwahrhalten ist, kurz gesagt, ein Urteilen mit Blick auf das Zustandekommen des Urteils. Diesbezüglich ist Frege in guter Gesellschaft. Kant schreibt in der *Kritik der reinen Vernunft*:

---

<sup>4</sup>Vgl. auch GLA §3, NS 157-8, 161, G 58

Das Fürwahrhalten ist eine Begebenheit in unserem Verstande, die auf objektiven Gründen beruhen mag, aber auch subjektive Ursachen im Gemüte dessen, der da urteilt, erfordert. (KrV B 848/A 820).

Das Fürwahrhalten, oder die subjektive Gültigkeit eines Urteils, in Beziehung auf die Überzeugung (welche zugleich objektiv gilt), hat folgende drei Stufen: *Meinen*, *Glauben* und *Wissen*. (KrV, B 850/A 822)

Nach Kant sind *Meinen*, *Glauben* und *Wissen* sowohl Formen des Fürwahrhaltens (KrV B 850/A 822) als auch Formen des Urteilens (Logik 66/571). Kremer (2000) sieht in Kants Gleichsetzung von Fürwahrhalten und Urteilen eine von zwei historischen Wurzeln von Freges Urteilsbegriff (die zweite steckt in Brentanos Gebrauch von „anerkennen“ und „fürwahrhalten“). Ich bestreite nicht, dass sich Frege, willkürlich oder unwillkürlich, dieser Tradition anschliesst, aber ich bezweifle, dass man wie Kremer daraus den Schluss ziehen kann, dass Frege Fürwahrhalten und Urteilen *gleichsetzt*. Mir scheint, dass Kremer bereits bei Kant den entscheidenden Punkt übersieht: Die verschiedenen „Stufen“ des Fürwahrhaltens (Meinen, Glauben, Wissen) sind dadurch bestimmt, dass Ursachen sukzessive durch Gründe ersetzt werden. Frege folgt Kant darin, dass es beim Fürwahrhalten auf die Ursachen eines Urteils *überhaupt* ankommt. Auf die Belegstellen, die Kremer für die meiner Meinung nach unhaltbare These anführt, dass Frege Kant auch darin folgt, das Urteilen mit dem Fürwahrhalten gleichzusetzen, werde ich weiter unten eingehen.

Das Fürwahrhalten ist bei Kant und Frege insofern ein subjektives Urteilen, als für die Erklärung des Zustandekommens eines Urteils die Ursachen berücksichtigt werden müssen, die das urteilende Subjekt zum Urteilen veranlassen. Aus diesem Grund scheidet Frege das Fürwahrhalten aus der Logik aus. In der Logik interessiert nicht das ursächliche Zustandekommen eines Urteils, sondern dessen Rechtfertigung im Hinblick auf andere Urteile. Der bereits zitierte *Kernsatz zur Logik* – „Man rechtfertigt ein Urtheil entweder durch Zurückgehen auf schon anerkannte Wahrheiten oder ohne Benutzung andrer Urtheile“ (NS 190) – lässt jedoch durchblicken, dass Frege auch ausserhalb der Logik an den rechtfertigenden Gründen und nicht am Zustandekommen von Urteilen interessiert ist. Das würde bedeuten, dass wir das Fürwahrhalten nicht als Korrelat zum Anerkennen in Schlüssen auffassen dürfen, da es nur die kausale Dimension eines isolierten Urteils reflektiert.

Nun verwendet Frege „fürwahrhalten“ nicht ausschliesslich im eben dargelegten psychologischen Sinn. Kremer (2000) stellt fest, dass Frege gelegentlich zwischen „fürwahrhalten“ und „urteilen“ wechselt, und zieht daraus den Schluss, dass die beiden Ausdrücke synonym sind.<sup>5</sup> Die angeführten Belegstellen sind jedoch nur Belege dafür, dass Fürwahrhalten und Urteilen *in gewissen Hinsichten* gleichgesetzt werden können.

---

<sup>5</sup>Kremer greift mit dieser Beobachtung die These von Ricketts (1996, 131) an, derzufolge „anerkennen“ ein „quasi-factive verb“ ist, und es folglich ebenso keine falschen Urteile gibt, wie es auch keine falsche

Kremer versäumt es, alle Vorkommnisse von Freges Gebrauch von „fürwahrhalten“ zu überprüfen, daher entgeht ihm die Systematik in Freges Gebrauch dieses Wortes. Es gibt insgesamt vier verschiedene Kontexte oder Konstellationen, in denen Frege das Verb „fürwahrhalten“ verwendet:

- (a) *Unabhängigkeit der Wahrheit*: „Darum aber, dass ich etwas für wahr halte, braucht es nicht wahr zu sein“ (NS 143), „der Gedanke [ist] unabhängig davon wahr, ob irgend jemand ihn für wahr hält“ (G 69).<sup>6</sup>
- (b) *Gesetze des Wahrseins*: „Es handelt sich in der Logik um die Gesetze des Wahrseins, nicht um die des Fürwahrhaltens, nicht um die Frage, wie das Denken beim Menschen vorgeht, sondern wie es geschehen muss, um die Wahrheit nicht zu verfehlen“ (NS 161).<sup>7</sup>
- (c) *Erkenntniswert-Argument*: „Jemand der nicht wüsste, dass der Abendstern der Morgenstern ist, könnte den einen Gedanken für wahr, den andern für falsch halten“ (SB 32).<sup>8</sup>
- (d) *Glaube, Irrtum und Aberglaube*: „Wer die euklidische Geometrie für wahr hält...“ (NS 183). „Der Irrtum, der Aberglaube hat ebenso seine Ursachen wie die richtige Erkenntnis. Das Fürwahrhalten des Falschen und das Fürwahrhalten des Wahren kommen beide nach psychologischen Gesetzen zustande“ (G 58-9).<sup>9</sup>

Es fällt auf, dass in sämtlichen Konstellationen, in denen Frege das Verb „fürwahrhalten“ verwendet, ein Kontrast bzw. die Möglichkeit einer Abweichung thematisiert wird: In (a) ist es der Kontrast zwischen dem individuellen Fürwahrhalten eines Gedankens und dessen zeitlosen, objektiven Wahrsein. In (b) ist es der Kontrast zwischen den ursächlich bedingten oder psychologischen Gesetzen des Fürwahrhaltens und den normativ logischen Gesetzen. In (c) werden zwei Gedanken mit unterschiedlichem Erkenntniswert kontrastiert. Und in (d) wird „fürwahrhalten“ ähnlich wie „glauben“ oder „meinen“ verwendet – also im Hinblick auf die Möglichkeit eines Irrtums. Der Kontrast in (d) besteht zwischen einer Überzeugung, dass  $p$  wahr ist, und der Möglichkeit, dass  $p$  falsch ist.

Die Gebrauchskontexte (a)-(d) sind nicht autonom oder unabhängig voneinander. Die Möglichkeit eines Irrtums (d) setzt beispielsweise voraus, dass es eine vom Für-

---

Erkenntnis oder kein falsches Wissen gibt. Auf die Position von Ricketts wird im letzten Teil dieses Kapitels eingegangen.

<sup>6</sup>Vgl. G 77, NS 3, 144, 147, 160

<sup>7</sup>Vgl. G 58, GGA XV-XVII, NS 139, 157-8

<sup>8</sup>Vgl. SB 43, Fn., FB 14, G 65, WB 128, 236

<sup>9</sup>Vgl. GLA §3, GG 46, NS 3, 90, 143-4, 152, 161, KS 319, WB 246

wahrhalten unabhängige Wahrheit gibt (a), denn wäre jeder fürwahrgehaltene Gedanke allein deshalb wahr, weil er fürwahrgehalten wird, dann wäre die Möglichkeit eines Irrtums auf der Grundlage des Fürwahrhaltens gar nicht formulierbar. Die Unterscheidung zwischen Gesetzen des Fürwahrhaltens und Gesetzen des Wahrseins (b) erfordert ebenfalls die in (a) beanspruchte Unabhängigkeit der Wahrheit vom Fürwahrhalten. Die diversen Formulierungen des Erkenntniswertarguments (c) machen davon Gebrauch, dass „fürwahrhalten“ wie „glauben“ einen psychischen Zustand (b) beschreibt.<sup>10</sup>

Frege hat nie bestritten, dass psychische Zustände, bzw. Abfolgen psychischer Zustände bestimmten Gesetzen unterliegen. Deshalb unterscheidet er zwischen Gesetzen, nach denen geurteilt *wird*, und Gesetzen, nach denen geurteilt werden *soll* (vgl. NS 159). Erstere sind Gesetze des Fürwahrhaltens, letztere Gesetze des Wahrseins, bzw. logische Gesetze. „Den Menschen ist es im Jahre 1893 unmöglich, einen Gegenstand als von ihm selbst verschieden anzuerkennen“ ist für Frege ein Beispiel eines Gesetzes des Fürwahrhaltens, da es (im Gegensatz zu „Jeder Gegenstand ist mit sich selbst identisch“) vom Menschen handelt und eine Zeitangabe enthält (GGA XVII).<sup>11</sup> Frege stellt auch die Relevanz von wissenschaftlichen Untersuchungen zu derartigen Gesetzmässigkeiten nicht in Abrede, schliesslich ist „jedes unserer Urteile ursächlich bedingt“ (NS 2). Er warnt einzig davor, logische Gesetze durch Gesetze des Fürwahrhaltens erklären zu wollen: „Den Ablauf des Denkens und Urteilens zu erklären, ist ja eine mögliche Aufgabe aber keine logische“ (NS 158), denn „[b]ei der psychologischen Auffassung der Logik fällt der Unterschied zwischen den Gründen, die eine Überzeugung rechtfertigen, und den Ursachen, die sie wirklich hervorbringen, weg“ (NS 159).

Die Gebrauchskontexte (a)-(d) zeigen, dass Frege nicht zwischen „fürwahrhalten“ und „urteilen“ bzw. „anerkennen“ schwankt und der Verwendung dieser Ausdrücke eine Systematik zugrunde liegt. Kremer lässt sich davon in die Irre führen, dass ein Urteilsakt immer *auch* ein psychisches Phänomen ist; wer ein Urteil fällt, hat immer auch

---

<sup>10</sup>Mit dieser Ausdrucksweise will ich mich auf keine bestimmte Position bezüglich der Natur mentaler Phänomene wie dem Glauben und Meinen festlegen. Für das Erkenntniswertargument genügt die Annahme, dass eine Person, die glaubt, dass der Abendstern ein Planet ist, dessen Umlaufzeit kleiner ist als die der Erde, dies nicht auch vom Morgenstern glauben muss. „Glauben“ und „fürwahrhalten“ sind Verben, die einen opaken Kontext generieren, einerlei ob wir sie als mentale Zustände, Akte, Prozesse oder Ereignisse bezeichnen.

<sup>11</sup>An anderer Stelle kontrastiert er „Jeder Gegenstand ist sich selbst gleich“ mit „Für die Menschen – mit Ausnahme vielleicht einiger Naturvölker, bei denen man die Sache noch nicht untersucht hat – ist es normal zu urteilen, dass jeder Gegenstand sich selbst gleich ist“ (NS 159-60). Irritierend ist, dass Frege beim Ausbuchstabieren des psychologischen Gesetzes das Verb „urteilen“ bzw. „anerkennen“ gebraucht. Dahinter könnte die Überlegung stecken, dass der Unterschied zwischen psychologischen und logischen Gesetzen besser sichtbar wird, wenn sie sich nur dahingehend unterscheiden, dass die psychologischen Gesetze, die Gesetze des Fürwahrhaltens, Zeit- und Subjekt-abhängig formuliert sind.

veranlassende Gründe, dieses Urteil zu fällen. Doch daraus folgt nicht, dass „urteilen“ und „fürwahrhalten“ Synonyme sind – selbst dann nicht, wenn jedes Fürwahrhalten auch ein Urteilen wäre. Das Urteilen ist ein Fürwahrhalten mit Gründen, das Fürwahrhalten ein Urteilen als mentaler Zustand mit Ursachen. Dieser Aspekt des Fürwahrhaltens ist in allen Gebrauchskontexten (a)-(d) präsent. Im Gegensatz zum Urteilen spielt beim Fürwahrhalten der Bezug auf das urteilende Subjekt eine Rolle, sei es weil die Wahrheit vom Fürwahrhalten des Subjekts unabhängig ist (a), weil das Subjekt ursächlichen Gesetzen des Fürwahrhaltens unterworfen ist (b), weil das Subjekt einen Gedanken fürwahr, einen anderen, sinnverschiedenen und bedeutungsgleichen Gedanken jedoch für falsch halten kann (c), oder weil sich das Subjekt irren kann (d). Fürwahrhalten und Urteilen sind demnach auseinanderzuhalten, und Frege versäumt keine eine Gelegenheit zu betonen, dass ihm nicht an den Ursachen unseres Fürwahrhaltens liegt, sondern an den Gründen für unser Urteilen.

Bevor ich auf das Urteilen als Fortschreiten vom Sinn zur Bedeutung eingehe, möchte ich auf zwei Textstellen hinweisen, die besonders deutlich gegen Kremers Interpretation sprechen. Wenn „fürwahrhalten“ und „urteilen“ austauschbar wären, dann wäre es nicht nachvollziehbar, wie Frege zu Beginn von *Der Gedanke* zu der folgenden Aufzählung gelangt: „Aus den Gesetzen des Wahrseins ergeben sich nun Vorschriften für das Fürwahrhalten, das Denken, Urteilen, Schliessen“ (G 58). Die wiederholte Verwendung des Artikels bei „Denken“ legte eher nahe, dass letzteres eine Apposition zu „Fürwahrhalten“ ist; d.h. wenn überhaupt zwei Glieder dieser Aufzählung gleichgesetzt werden können, dann sind das „Fürwahrhalten“ und „Denken“. Die entsprechende Stelle in einer früheren Fassung schliesst diese Lesart jedoch aus: „Die Regeln für unser Denken und Fürwahrhalten müssen wir [als] bestimmt denken durch die Gesetze des Wahrseins“ (NS 139). Die Wiederholung des Artikels verlangt eine andere Deutung: Frege will sagen, dass sich aus den Gesetzen des Wahrseins Vorschriften für das Fürwahrhalten einerseits, für das Denken, Urteilen, Schliessen andererseits ergeben; das Psychologische ist vom Logischen getrennt.

Kremer fällt eine Textstelle auf, an der Frege das „Fürwahrhalten“ tatsächlich als Apposition zu „Urteilen“ verwendet: „Diese beiden Gegenstände [das Wahre und das Falsche] werden von jedem, wenn auch nur stillschweigend, anerkannt, der überhaupt urteilt, der etwas für wahr hält, also auch vom Skeptiker“ (SB 34). Wenn meine Interpretation stimmt, dann ist diese Stelle kein Beleg für Freges Gleichsetzung von Urteilen mit Fürwahrhalten. Der Einschub „der etwas für wahr hält“ ist vielmehr ein Beleg dafür, dass Frege die Position des Skeptikers nicht als Position beschreiben will, von der aus überhaupt Urteile gefällt werden. Ein Skeptiker bestreitet prinzipiell, dass wir rechtfertigende Gründe für unsere Urteile haben, nicht jedoch, dass wir durch Gründe zum Urteilen veranlasst werden. Frege macht hier einen Schritt

auf den Skeptiker zu: Selbst der Skeptiker, der nicht urteilt, sondern einen Gedanken nur für wahr hält, anerkennt stillschweigend das Wahre und das Falsche. Also sind Fürwahrhalten und Urteilen nicht dasselbe. Als Ergebnis des Vergleichs zwischen Urteilen und Fürwahrhalten wollen wir festhalten: Urteilen ist ein Fürwahrhalten mit Gründen – Fürwahrhalten ist ein Urteilen mit Ursachen.

### 3.2 Urteilen als Fortschreiten

In *Über Sinn und Bedeutung* charakterisiert Frege das Urteilen als ein Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert:

Es kann uns also niemals auf die Bedeutung eines Satzes allein ankommen; aber auch der bloße Gedanke gibt keine Erkenntnis, sondern erst der Gedanke zusammen mit seiner Bedeutung, d.h. seinem Wahrheitswerte. Urteilen kann *als Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswerte* gefasst werden. Freilich soll dies keine Definition sein. Das Urteilen ist eben etwas ganz Eigenartiges und Unvergleichliches. (SB 35; *meine Hervorh.*; vgl. SB 50)

Trotz der ausdrücklichen Warnung davor, im „Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert“ eine Definition zu sehen, beziehen sich viele Autoren für die Explikation von Freges Urteilsbegriff auf diese Stelle.<sup>12</sup> Attraktiv ist diese Charakterisierung deshalb, weil sie einen expliziten Zusammenhang zwischen Freges Urteilkonzeption und seiner Theorie von Sinn und Bedeutung herstellt: Wer urteilt, schreitet vom Sinn zur Bedeutung eines Aussagesatzes fort. Leider ist dies zugleich auch ein Schwachpunkt dieser Charakterisierung, da Frege erst ab 1891 zwischen Gedanken als dem Sinn und Wahrheitswerten als der Bedeutung von Aussagesätzen unterscheidet – das Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert dient daher nicht als allgemein gültige Charakterisierung für das Urteilen, insofern sie offen lässt, was Frege vor der Einführung der Sinn/Bedeutung-Unterscheidung unter einem Urteil versteht. Ferner kann bemängelt werden, dass das Urteilen hier bloss mit einer „dunklen“ Metapher umschrieben wird (Stepanians, 1998, 93). Diese Kritik muss Frege jedoch nicht zwingend auf sich sitzen lassen, da er mit der Metapher, wie gesagt, keinen definitorischen Anspruch erhebt. Abgesehen davon können manchmal selbst dunkle Metaphern erhellend sein.

Die Fortschreitmetapher steht im Kontext der Überlegung, dass alle wahren bzw. alle falschen Sätze dieselbe Bedeutung haben, wenn die Bedeutung eines Satzes ein Wahrheitswert ist. Diese Konsequenz ist nach Frege ein Beleg dafür, dass Sätze nicht nur Wahrheitswerte bezeichnen, sondern auch Gedanken ausdrücken. Dies zeige, dass es immer auf Gedanken *und* Wahrheitswert ankomme – ein Wahrheitswert oder ein

---

<sup>12</sup>Becker (1989), Carl (1994), Stuhlmann-Laeisz (1995), Greimann (2007, 145f.), Reck (2007, 149).



Gedanke allein macht noch kein Urteil aus. Die Metapher des Fortschreitens hat den Zweck, das Tandem Gedanke/Wahrheitswert greifbar zu machen – kein Schritt ohne Ausgangspunkt und Ziel. In einem Brief an Husserl heisst es: „Das Urtheilen im engeren Sinne könnte man kennzeichnen als ein Uebergehen vom Gedanken zum Wahrheitswerthe“ (WB 96). Dass dies im *engeren Sinn* zu nehmen ist, könnte ein Hinweis darauf sein, dass das Fortschreiten das Urteilen nicht allgemein, sondern nur im Zusammenhang mit der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung beschreibt. Das Bild von Fortschritt und Stillstand verwendet Frege weiterhin in einem Argument dafür, dass sich die fehlende Bedeutung eines Namens auf das Fehlen der Satzbedeutung auswirkt: „Nun wäre aber das Vordringen bis zur Bedeutung des Namens überflüssig, man könnte sich mit dem Sinne begnügen, wenn man beim Gedanken stehenbleiben wollte“ (SB 33). Ein drittes und letztes Mal bemüht Frege die Fortschreitmetapher, wenn er sich gegen die „Inhaltslogiker“ richtet:<sup>13</sup> „Sie bedenken nicht, dass es in der Logik nicht darauf ankommt, wie Gedanken aus Gedanken hervorgehen ohne Rücksicht auf den Wahrheitswert, dass der Schritt vom Gedanken zum Wahrheitswert, dass, allgemeiner, der Schritt vom Sinne zur Bedeutung getan werden muss“ (NS 133). Solange die Fortschreitmetapher nur als Erinnerung daran dient, dass zu einem Urteil jeweils ein Gedanke und ein Wahrheitswert gehört, so wie zu jedem Schritt ein Ausgangspunkt und ein Ziel, ist die Metapher weder dunkel noch irreführend, sondern harmlos. Aber wie jede Metapher kann auch die Fortschreitmetapher strapaziert werden. Im Folgenden werde ich zeigen, dass es dem Verständnis von Freges Urteilsbegriff nicht zuträglich ist, wenn die Metapher überbewertet wird.

Es fällt auf, dass die Autoren, die der Fortschreitmetapher einen besonders hohen Stellenwert beimessen, diese auch in einem weniger engen Sinn für fruchtbar halten. Freges Mahnung ungeachtet, wird das Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert als Definition für das Urteilen genommen und auf eine Stelle in *Der Gedanke* übertragen, wo Frege die Zerlegbarkeit von Behauptungssätzen anhand eines Vergleichs mit dem wissenschaftlichen Fortschritt expliziert:<sup>14</sup>

Es ist also möglich, einen Gedanken auszudrücken, ohne ihn als wahr hinzustellen. In einem Behauptungssatze ist beides so verbunden, dass man die Zerlegbarkeit leicht übersieht. Wir unterscheiden demnach

1. das Fassen des Gedankens – das Denken,
2. die Anerkennung der Wahrheit eines Gedankens – das Urteilen,
3. die Kundgebung dieses Urteils – das Behaupten.

---

<sup>13</sup>Gemeint sind die „Logiker des Inhalts“, die im Gegensatz zu den „Logikern des Umfangs“ keine extensionale Auffassung der Logik vertreten, und folglich Begriffswörter gleichen Umfangs nicht für *salva veritate* substituierbar halten (vgl. NS 128).

<sup>14</sup>Becker (1989, 238), Carl (1994, 144f.) und Stuhlmann-Laeisz (1995, 30).

Indem wir eine Satzfrage bilden, haben wir die erste Tat schon vollbracht. Ein Fortschritt in der Wissenschaft geschieht gewöhnlich so, dass zuerst ein Gedanke gefasst wird, wie er etwa in einer Satzfrage ausgedrückt werden kann, worauf dann nach angestellten Untersuchungen dieser Gedanke zuletzt als wahr anerkannt wird. In der Form des Behauptungssatzes sprechen wir die Anerkennung der Wahrheit aus. (G 62)

Frege erläutert hier das Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert anhand eines Vergleichs mit wissenschaftlichen Vorgehensweisen. Ein wissenschaftlicher Fortschritt wird gewöhnlich in mehreren Stufen erzielt: Erst wird eine Hypothese aufgestellt, die dann bestätigt und öffentlich gemacht wird. Mit diesem Vergleich entsteht ein Bild, das Stepanians zu Recht als ein fehlgeleitetes „Zwei-Stufen-Modell des Urteilens“ kritisiert (Stepanians, 1998, 94f).<sup>15</sup> Diesem Bild zufolge entspricht der ersten Stufe das bloße Fassen eines Gedankens. Von dieser Stufe aus erreicht man die Stufe des Urteils, dass der gefasste Gedanke wahr ist. Ein um Wahrheit bemühter Wissenschaftler schreitet so sukzessive von Stufe zu Stufe zur Objektivität fort. Das Stufenmodell suggeriert erstens, dass die zweite Stufe in einem wertenden Sinn höher ist als die erste Stufe und zweitens, dass sie nur über die erste Stufe erreicht werden kann. Wir wollen diese Konzeption des Urteilens in Anlehnung an Stepanians etwas aufgebauscht *Stufentheorie* nennen. Die Stufentheorie versagt, wie wir gleich sehen werden, sowohl als Urteilstheorie als auch als Frege-Interpretation, wobei Frege nicht von jeder Schuld freizusprechen ist, weil er oft so klingt, als würde ihm ein Zwei-Stufen-Modell des Urteilens vorschweben.

Die Stufentheorie ist mit einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten behaftet. Erstens ist unklar, ob sie das Urteilen mit dem *Prozess* des Stufensteigens oder mit dem Erreichen der obersten Stufe, das heisst mit dem erfolgreichen *Abschluss* dieses Prozesses vergleicht. Dieser Unterschied fällt, wie sich zeigen wird, insbesondere dann ins Gewicht, wenn die Fortschreitmetapher belegen soll, dass Frege Urteilen mit Wissen gleichsetzt. Zweitens schlachtet die Stufentheorie eine Äquivokation zwischen „fortschreiten“ und „Fortschritt“ aus, wenn sie belegen soll, dass Urteilen Wissen ist: Urteilen ist das *Fortschreiten* von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert, ein wissenschaftlicher *Fortschritt* besteht im Wissen, dass ein Gedanke wahr ist, also ist Urteilen Wissen, dass ein Gedanke wahr ist. Drittens scheint die Stufentheorie das Gedanken-

---

<sup>15</sup>Die Bezeichnung „*Stufen-Modell*“ ist von Frege abgeleitet, der unmittelbar vor der Charakterisierung des Urteilens als Fortschreiten schreibt, „dass in jedem Urteile [...] schon der Schritt von der Stufe der Gedanken zur Stufe der Bedeutungen (des Objectiven) geschehen ist“ (SB 34). Dass Frege kein Drei-Stufen-Modell vertreten hat, beweist nach Stepanians (1998, 190) Freges „Analyse des Lügens“, derzufolge eine Behauptung, die eine Lüge ist, keinen Urteilsakt voraussetze. Diese Überlegung ist konfus. Falls mit Freges „Analyse des Lügens“ gemeint ist, dass etwas gelogen ist, „wenn jemand mit behauptender Kraft etwas sagt, wovon er weiss, dass es falsch ist“ (NS 252), dann folgt just daraus, dass ein Lügner die Wahrheit des Gegenteils dessen anerkennt, was er behauptet. Also setzen Lügen Urteile voraus.

fassen und Urteilen im Sinne von temporal auseinanderliegenden Stufen zu begreifen. Dies steht jedoch im Widerspruch zu Freges Auffassung von selbstverständlich wahren Gedanken; bei Wahrnehmungsurteilen und Axiomen liegen das Gedankenfassen und das Anerkennen ihrer Wahrheit nicht zeitlich auseinander, sondern fallen unmittelbar zusammen. Diese drei Probleme werde ich im Folgenden am Beispiel von Carls Frege-Interpretation erörtern.<sup>16</sup>

#### Urteilen als Wissen

Carl nimmt Abstand von dem durch Dummett beeinflussten sprachphilosophischen Verständnis von Freges Urteilsbegriff, weil sich dieses allein am Behauptungssprechakt orientiere und wichtige erkenntnistheoretische Aspekte unterschläge (Carl, 1994, 143). Freges Urteilsbegriff soll nicht allein vor dem Hintergrund von Sprechakten, sondern mit Bezug auf ein „epistemological framework“ verstanden werden:

Frege gives an analysis of scientific progress in terms of asking and answering questions [...] Assertions, taken as answers to questions, belong to a context of investigation and research by which knowledge is established. Frege's epistemic notion of judgement has to be seen within this framework. (Carl, 1994, 145f.)

Wenn ein Forscher eine Frage stellt oder eine wissenschaftliche Hypothese formuliert, dann befindet er sich auf der Stufe des blossen Gedankenfassens. Erst wenn die Gewähr gegeben ist, dass der Gedanke wahr ist, kann er zur nächsten Stufe fortschreiten und ein Urteil fällen: „Thus, to make a judgement is not just to make a claim to knowledge; such a *judgement is really knowledge* that a particular thought is true“ (Carl, 1994, 144, vgl. 20; *meine Hervorh.*). Das Fassen von Gedanken ist eine Vorstufe des Wissens, ein erster Schritt zum Ziel. Das Ziel ist erreicht, wenn man weiss, dass der gefasste Gedanke wahr ist. Diese erkenntnistheoretische Interpretation scheint zumindest vordergründig ganz im Sinne Freges zu sein: „Ich kann also auch sagen: der Forscher muss sich zuweilen begnügen, einen Gedanken zu fassen. Das ist immerhin schon ein Schritt zum Ziele, wenn es auch noch kein Urteilen ist“ (V 145).

Carl ist der Ansicht, dass sich Freges semantische Theorie von Sinn und Bedeutung reibungslos in dieses erkenntnistheoretische Gerüst einfügen lässt, wenn man sie vorwiegend auf Sätze der Wissenschaft appliziert, also auf Sätze, die Wissen ausdrücken: „As his theory of sense and reference is meant as a semantic account of sentences that represent knowledge, so his explanation of judgement and assertion is intended to give an account of the manifestation of knowledge, of the claim that one has a particular bit

---

<sup>16</sup>Ich pflichte Stepanians' (1998, 93-103, 188-192) Kritik am Stufenmodell in vielen Punkten bei, bestreite jedoch nicht wie er, dass sich Freges Urteilsbegriff am Wissensbegriff orientiert. Überraschend ist, dass Stepanians mit seinem Vorschlag, Freges Urteilsbegriff zu verstehen, selber eine Art Stufentheorie vertritt (vgl. Kap. 4.2).

of knowledge“ (Carl, 1994, 146). Die Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung wird so zum semantischen Fortsatz eines erkenntnistheoretischen Projekts. „Frege’s epistemic notion of judgement leads to the distinction between sense and reference“ (Carl, 1994, 158).<sup>17</sup> Als Bindeglied zwischen Semantik und Erkenntnistheorie soll der Begriff des *Erkenntniswerts* dienen. Mit Rekurs auf die Eröffnungspassage von *Über Sinn und Bedeutung* setzt Carl den Erkenntniswert eines Satzes mit der Art seiner Rechtfertigung gleich: „The cognitive value of a sentence is determined by the mode of justification of the *knowledge* manifested by its assertoric use.“ (Carl, 1994, 157).<sup>18</sup> Wer eine Behauptung aufstelle, vollziehe demnach nicht nur einen Sprechakt, sondern bringe gleichsam Wissen zum Ausdruck – das Wissen, dass ein Gedanke wahr sei. Da Wissen entweder *a priori* oder *a posteriori* gerechtfertigt werde, gebe es genau zwei ‚Erkenntniswerte‘, bzw. zwei Arten, wie von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert fortgeschritten werden könne:

Judgement, understood as an advance from a thought to its truth value, reveals the particular nature of a bit of knowledge considered from the point of view of its justification. To determine the cognitive value of a sentence is nothing else but to determine the particular nature of the knowledge expressed by the assertion of that sentence or its negation.“ (Carl, 1994, 149)

Die Gleichsetzung vom Erkenntniswert eines Satzes mit der Art seiner Rechtfertigung ist problematisch. Sie passt zwar zum wissenschaftlichen Urteilsbegriff, den Carl Frege unterstellt, aber sie impliziert, dass *alle* Aussagesätze einen Erkenntniswert aufweisen. Sätze wie „Meerwasser ist Wasser“ oder „Der Abendstern ist ein Stern“ hätten Carl zufolge einen geringeren Erkenntniswert als Sätze wie „Meerwasser ist salzig“ oder „Der Abendstern ist der Morgenstern“, da das Fortschreiten vom ausgedrückten Gedanken in diesen Fällen schneller und ohne Rücksicht auf empirische Tatsachen passiert. Aber Frege strebt weder in *Über Sinn und Bedeutung* noch andernorts eine Unterteilung in Sätze mit geringem und Sätze mit grossem Erkenntniswert an. Der Erkenntniswert dient vielmehr dazu, darlegen zu können, dass nicht alle Identitätsaussagen trivial sind. Mit der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung versucht Frege nachzuweisen, dass Sätze der Form „*a* = *b*“ *überhaupt* einen Erkenntniswert haben können; d.h. für die Erkenntnis von Wert sind. Aber daraus folgt nicht, dass alle Sätze einen Erkenntniswert haben.<sup>19</sup>

---

<sup>17</sup>Für eine Kritik an Carls Behandlung der Sinn-Bedeutungs-Unterscheidung als blosses Nebenprodukt einer erkenntnistheoretischen Urteilstheorie siehe Gabriel (1996).

<sup>18</sup>Das Zusammenpassen von Gedanke und Wahrheitswert soll den Erkenntniswert bestimmen: „[T]he cognitive value of a sentence does not refer to the two elements of ‚the content of a judgment‘, taken in isolation, but rather as they fit together. How they fit together is revealed by the justification of the judgement expressed by using the sentence“ (Carl, 1994, 147).

<sup>19</sup>Vgl. Dummett (1973, 288f.). Gabriel bemerkt richtig, dass Frege in der ersten Passage von *Über Sinn und Bedeutung*, auf die sich Carl bezieht, nicht behauptet, „that an a priori sentence differs from an a

Könnte Carl abgesehen von der fehlgegangenen Deutung dessen, was Frege unter dem Erkenntniswert versteht, mit seiner These nicht dennoch richtig liegen, dass Freges Urteilsbegriff eigentlich ein Wissensbegriff ist? Es gibt meiner Meinung nach gute Gründe zu der Annahme, dass sich Freges Urteilsbegriff am Wissensbegriff orientiert, doch die Fortschreitmetapher sollte nicht als Beleg für Carls These genommen werden, wie ich im Folgenden zeigen werde. Eine erste Schwierigkeit für Carls „epistemic notion of judgement“ (Carl, 1994, 146) resultiert aus einer Ambiguität des Ausdrucks „Fortschritt“. Als Fortschritt kann sowohl der Prozess des Fortschreitens als auch das Resultat eines solchen Prozesses bezeichnet werden.<sup>20</sup> Der Ausdruck „Urteil“ weist zwar dieselbe Ambiguität auf, nicht aber der Ausdruck „Wissen“, denn Wissen ist das Resultat eines Erkenntnisprozesses.<sup>21</sup> Jemand weiss zum Beispiel, dass es draussen regnet, weil er sich ans Fenster stellt und das Geschehen beobachtet. Seine Beobachtung ist kein Wissen, sondern Teil eines Prozesses, der im Wissen resultieren kann, dass es draussen regnet. Das „Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert“ beschreibt bestenfalls einen Prozess, der zu Wissen führt, aber nicht das Resultat dieses Prozesses. Die Fortschreitmetapher ist daher kein Beleg für Carls These, dass Urteilen Wissen *ist*.

#### Überstrapazierung der Fortschreitmetapher

Die beiden Ausdrücke „fortschreiten“ und „Fortschritt“ werden auch abgesehen von der Prozess-/Resultat-Ambiguität nicht immer univok verwendet. Wie wir gesehen haben, neigen die Vertreter der Stufentheorie dazu, zwischen der Charakterisierung des Urteilens als Fortschreiten vom Sinn zur Bedeutung und dem, was Frege in *Der Gedanke* über den wissenschaftlichen Fortschritt sagt, einen engen Zusammenhang zu sehen. Wenn dieser Zusammenhang jedoch die These belegen soll, dass Urteilen für Frege Wissen ist, dann wird die metaphorische Charakterisierung des Urteilens als Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert überstrapaziert. Die Fortschreitmetapher dient nur dann als Beleg für diese These, wenn das bildliche Fortschreiten in Freges Charakterisierung mit einem Fortschritt in den Wissenschaften verglichen werden kann. Dieser Vergleich ist für sich genommen unproblematisch, doch wenn man mit ihm auf ein deduktiv schlüssiges Argument abzielt, dessen Kon-

---

posteriori one by having a different *cognitive value*“ (Carl, 1994, 147) (S. 147). „Vielmehr trifft er lediglich (mit Blick auf triviale und nichttriviale Identitätssätze) global eine Unterscheidung zwischen Sätzen, die einen Erkenntniswert haben, und solchen Sätzen, die keinen haben“ Gabriel (1996, 691).

<sup>20</sup> Wörterbücher bestätigen diese Ambiguität. Das Lemma *Fortschritt* wird etwa wie folgt expliziert: „positiv bewertete Weiterentwicklung; Erreichung einer höheren Stufe der Entwicklung“ (DUDEN, 2003, 567; *meine Hervorh.*).

<sup>21</sup> „Wissen [...] ist (relativ) vollendete, abgeschlossene und sichere Erkenntnis [...], der Erfolg des Erkennens für das Bewusstsein“ (Eisler, 1904, 793f.).

klusion Carls Desiderat ist, dass Urteilen Wissen ist, dann läuft man Gefahr, eine Äquivokation auszuschlachten, da „Fortschreiten“ und „Fortschritt“ an den entsprechenden Stellen bei Frege nicht in derselben Bedeutung verwendet werden:

- (1) Urteilen ist *Fortschreiten* von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert.
- (2) Ein *Fortschritt* in der Wissenschaft geschieht so, dass zuerst ein Gedanke gefasst wird und nach angestellten Untersuchungen als wahr anerkannt wird.
- (3) Ein wissenschaftlicher Fortschritt führt zu Wissen.

∴ Urteilen ist Wissen.

Es ist nicht Frege, sondern Carl, der zwischen der Stelle aus *Über Sinn und Bedeutung* (1) und der Stelle aus *Der Gedanke* (2) einen unmittelbaren Zusammenhang herstellt. Frege vergleicht in *Der Gedanke* zwar das Urteilen mit dem Erzielen eines wissenschaftlichen Fortschritts und suggeriert so einen Zusammenhang zwischen Urteilen und Wissen. Aber daraus folgt nicht, dass er den Standpunkt vertritt, *alles* Urteilen sei Wissen.

Wie kommt dieses Argument zu seiner Konklusion? In (1) dient „Fortschreiten“ für die an sich harmlose metaphorische Beschreibung des Gespanns Gedanke/Wahrheitswert. In (2) kommt „Fortschritt“ nicht mehr im Sinn der Fortbewegung, sondern des Vorankommens in der Wissenschaft vor. Wenn es beispielsweise gelingt, mit Experimenten eine Hypothese zu belegen oder zu widerlegen, dann spricht man von einem wissenschaftlichen Fortschritt. Hier haben wir es bestenfalls mit einer lexikalisierten oder toten Metapher zu tun. Ein wissenschaftlicher Fortschritt ist ein „neues Stück Wissen“ – Carls *bit of knowledge* (vgl. S. 83) –, das wird in (3) explizit festgehalten. Aber „fortschreiten“ im Sinn von „gehen“ hat nicht dieselbe Bedeutung wie „vorankommen“. Wer gerne flaniert oder spaziert, weiss, dass nicht jede Art der Fortbewegung ein Vorankommen ist. Wenn wir der Fortschreitmetapher schon buchstäbliches Gewicht verleihen wollen, dann ist es nur legitim, zwischen verschiedene Arten der Fortbewegung zu unterscheiden. Nicht jede Art der Fortbewegung ist mit dem Erreichen eines bestimmten Ziels verbunden. Wissenschaftliche Fortschritte und Entdeckungen involvieren Urteile, aber nicht jedes Urteil ist zugleich ein wissenschaftlicher Fortschritt. Urteilen ist eine notwendige aber keine hinreichende Bedingung für das Erzielen eines wissenschaftlichen Fortschritts.

Diesem Einwand liegt nicht die irrige Ansicht zugrunde, Metaphern, Vergleiche und Gleichnisse hätten keine Verwendung in argumentativen Kontexten, da sie unweigerlich in Äquivokationen mündeten. Der Einwand soll lediglich auf eine Schwierigkeit hinweisen, die entsteht, wenn die Fortschreitmetapher aus ihrem ursprünglichen Zu-

sammenhang genommen wird und als Beleg für die These verwendet wird, dass Urteilen Wissen ist. Es gibt gute Gründe, dieser These zuzustimmen, wie wir im Zusammenhang mit dem Schlussbegriff des Logizismus feststellen konnten, aber die Fortschreitmetapher sollte nicht bemüht werden, sie zu erhärten. Es sollte möglich sein, das für Frege offensichtlich bestehende Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem Urteilsbegriff einerseits und dem Wissensbegriff bzw. dem Begriff des Erkennens andererseits darzulegen, ohne die bestehenden Bedeutungsunterschiede zwischen „fortschreiten“ und wissenschaftlichem „Fortschritt“ ausbeuten zu müssen.

Der Vergleich zwischen Urteilen und wissenschaftlichem Fortschritt hinkt noch aus einem weiteren Grund. Wie wir im Zusammenhang mit Axiomen gesehen haben, gibt es für Frege auch selbstverständliche Urteile (vgl. Kap. 2.3): Ein Axiom drückt einen Gedanken aus, der „unmittelbar aus ihm selbst, aus dem Sinne seines Ausdrucks einleuchtet“ (GG 50). Bei Urteilen der Form  $\vdash (p \rightarrow p)$  fällt das Fassen des Gedankens mit der Anerkennung seiner Wahrheit unmittelbar zusammen. Nicht anders ist dies bei Sätzen wie „Meerwasser ist Wasser“.<sup>22</sup> Wie können so triviale Urteile passend als ein „Fortschreiten“ von Gedanke zu Wahrheitswert charakterisiert werden? Von einem „Fortschritt“ im wissenschaftlichen Sinn kann bei diesen Urteilen doch erst recht nicht die Rede sein – eher würde man es für einen wissenschaftlichen Rückschritt halten, wenn Meeresbiologen jahrelang forschen müssten, um zu dem Urteil zu gelangen, dass Meerwasser Wasser ist. Gleichwohl sind dies Beispiele für Urteile.

Aus diesen Beispielen geht hervor, dass die Fortschreitmetapher ihre Grenzen hat, und mit ihrer Hilfe insbesondere dann nicht *alle* Arten von Urteilen zu charakterisiert werden können, wenn man dabei an einen wissenschaftlichen Fortschritt denkt – nicht jedes Urteil bedeutet einen wissenschaftlichen Fortschritt. Wir sollten uns in Erinnerung rufen, dass die die Fortschreitmetapher in *Über Sinn und Bedeutung* ohnehin zu einem anderen Zweck eingeführt wird: Sie soll veranschaulichen, dass zum Urteilen stets ein Gedanke *und* ein Wahrheitswert gehört. Es ist denkbar, dass Frege an Axiome und andere selbstverständliche Urteile denkt, wenn er ausdrücklich davon Abstand nimmt, mit der Fortschreitmetapher eine Definition für das Urteilen angeben zu wollen (vgl. SB 35).

---

<sup>22</sup>Weitere Beispiele für selbstverständliche Urteile sind nach Frege Wahrnehmungsurteile und Definitionen. Frege war der Auffassung, dass sich die sinnliche Wahrnehmung in Urteilen vollzieht (G 61, NS 149, 155). Urteile, die eine Definition enthalten, markiert er in der Begriffsschrift mit dem „Definitions-doppelstrich“ ( $\equiv$ ). Stipulative Definitionen führen einen neuen Namen mit demselben Sinn und derselben Bedeutung wie ein bereits bekannter Name ein, daher dürfen wir „eine Definition wie einen Satz anziehen und dabei den Definitionsstrich durch den Urteilsstrich ersetzen“ (GGA §27).

#### Temporale Erläuterung logischer Verhältnisse

Der Begriff des Fortschreitens belastet die Stufentheorie mit einer dritten Schwierigkeit. Das Bild des Fortschreitens von Stufe zu Stufe suggeriert einen zeitlich ausgedehnten Prozess. Es kann zwar wie im Falle eines wissenschaftlichen Fortschritts mehrere Jahre in Anspruch nehmen, bis man zu einem abschliessenden Urteil gelangt. Aber der eigentliche Urteilsakt hat ebenso keine Dauer wie das Erreichen eines Ziels. Frege ist nicht ganz ohne Schuld, dass viele Autoren das Gedankenfassen und Urteilen als zwei zeitlich auseinander liegende Stufen verstehen. Es ist nämlich nicht nur die graphische Absetzung und Nummerierung der einzelnen Stufen, welche in der zitierten Passage aus *Der Gedanke* das Bild eines vom blossen Denken ausgehenden, stufenweisen Fortschreitens vermitteln (S. 80). Frege wählt hier wie andernorts ein Vokabular, das sowohl eine *temporale* als auch eine *logische* Interpretation der Abhängigkeiten zwischen den einzelnen Stufen zulässt. Kann die Stufe des Urteilens in einem zeitlichen oder logischen Sinn nur über die Stufe des blossen Denkens erreicht werden? Und muss einer Behauptung in einem zeitlichen oder logischen Sinn ein Urteil vorausgehen? Der Vergleich zum Fortschritt in den Wissenschaften legt die temporale Lesart nahe – *zuerst* wird ein Gedanke etwa in der Form einer Frage gefasst, *und dann* wird er als wahr anerkannt: „Man kann einen Gedanken nicht als wahr anerkennen, *bevor* man ihn nicht gefasst hat“ (NS 271; *meine Hervorh.*). Solche Formulierungen suggerieren, dass der epistemische Zustand des Gedankenfassens dem des Urteilens zeitlich vorausgehen muss. Doch dieser Standpunkt ist unverträglich mit Freges Auffassung von Axiomen, denn bei Axiomen fällt das Fassen des Gedankens mit dem Urteilen zusammen (vgl. S. 56).

Erstaunlich viele Autoren lassen sich von Freges Formulierungen beirren und meinen, die Stufen Denken und Urteilen würden zeitlich auseinander liegen:

Frege made explicit his conception of the temporal anatomy of the act of assertion. Making an assertion consists in a series of acts. One must first grasp a thought, then one must judge it to be true, and finally one must manifest this judgment by uttering a sentence which expresses it in the appropriate form. (Baker/Hacker, 1984, 342).

Wir haben also zwei feststehende Korrelate, ein epistemisches Subjekt und einen Gedanken; diese treten (in zeitlicher Abfolge) in verschiedene Beziehungen zueinander.“ (Stuhlmann-Laeisz, 1995, 30).

Frege points out that we grasp a thought before we judge or even ask a question. (Carl, 1994, 74). [T]o think a content precedes a judgement and is presupposed by it. (Carl, 1994, 119).

Auch Becker muss sich das Urteilen als zeitlich ausgedehnten Prozess vorstellen, wenn er zwischen dem Fassen eines Gedankens und dem Anerkennen seiner Wahrheit einen Prozess der Rechtfertigung einschleibt: „Erst diese Rechtfertigung ermöglicht es, einem



Gedanken einen Wahrheitswert zuzusprechen; sie liegt daher sowohl zeitlich als auch der Sache nach zwischen dem Fassen eines Gedankens und der Anerkennung seiner Wahrheit“ (Becker, 1989, 241). In einer anderen Arbeit erklärt Becker, dass wir uns diese Rechtfertigung als Verifikationsprozess vorstellen müssen:

[D]er Urteilende oder Behauptende [muss] über eine Garantie verfügen, dass eine Verifikation zu dem von ihm angestrebten Wahrheitswert führt. Dafür kann er jedoch nur garantieren, insofern er über hinreichende Mittel zur Rechtfertigung seines Anspruchs verfügt. Deshalb kann die *Anerkennung der Wahrheit erst nach* dem Erkenntnisprozess, in dem eine Rechtfertigungsbasis geschaffen wurde, erfolgen. (Becker, 1988, 51)

Zwischen Gedankenfassen und Urteilsakt verstreicht nach Becker also genug Zeit für einen Verifikationsprozess. Stepanians (1998, 98, Fn.) weist zu Recht darauf hin, dass dieser Urteiskonzeption ein infinites Regress droht, falls in den zeitlich eingeschobenen Verifikationsprozess weitere Urteile involviert sind. „Ist ein Gedanke nur gefasst, so ist *noch* nicht entschieden, welcher der beiden Wahrheitswerte [...] bezeichnet wird; es ist *noch* nichts über das Eintreten des Falles entschieden, der mit der Kenntnis des Gedankens kognitiv erfasst ist“ (Becker, 1989, 240). Was immer diesen Entscheid herbeiführen mag, es darf sich dabei nicht um Urteile handeln.

Nun ist es aber eine Tatsache, dass Frege den Übergang vom Gedankenfassen zum Urteilen häufig mit einem Vokabular erläutert, das das Bestehen eines temporalen Zusammenhangs suggeriert. Will er damit sagen, dass *jedem* Urteilsakt ein blosser Denkkakt zeitlich vorausgeht? Das wäre merkwürdig, da es wie gesagt unvereinbar ist mit seiner Auffassung von Axiomen und spontanen Urteilen. Wenn Frege bemerkt, dass oft „Jahre mühevoller Untersuchungen [...] zwischen dem Fassen des Gedankens und der Anerkennung seiner Wahrheit liegen“ (V 151), dann will er auf eine subtile Abstufung aufmerksam machen, die an der Oberfläche nahezu unkenntlich ist. Unmittelbar zuvor schreibt er, dass das Fassen eines Gedankens und das Urteilen oft so prompt aufeinander folgen, „dass sie in eine Tat zusammenzuschmelzen scheinen“ (V 151). Behauptungen sind logisch in drei, Urteile in zwei Stufen zerlegbar. Die logische Trennung dieser Stufen versucht Frege mit sprachlichen Mitteln anschaulich zu machen:

Ehe wir urteilen fragen wir oft. Der Mathematiker spricht einen Satz für sich aus, bevor er ihn beweisen kann. Der Physiker nimmt hypothetisch ein Gesetz an, um es an der Erfahrung zu prüfen. Wir erfassen den Inhalt der Wahrheit, ehe wir sie als wahr anerkennen, aber nicht bloss diesen sondern auch den entgegengesetzten; denn bei der Frage schwanken wir zwischen Gegensätzen. (NS 8)

Ein Forscher, der eine wissenschaftliche Entdeckung macht, erfasst meist zunächst nur den Gedanken und fragt sich nun, ob er als wahr anzuerkennen sei; und erst, nachdem die Untersuchung zu Gunsten der Hypothese ausgefallen ist, wagt er es, sie als wahr hinzustellen. (NS 150)

Das jahrelange „Schwanken“ (G 61), das Frege dem Urteilsakt voranstellt, sollte eher in einem *didaktischen* Sinn verstanden werden. Frege versucht die kaum erkennbare logische Differenz zwischen Gedanke und Urteil temporal greifbar zu machen. Aber aus der prinzipiellen Möglichkeit, einen Gedanken zu fassen, ohne ihn als wahr anzuerkennen, folgt nicht, dass jedem Urteil ein blosses Fassen des Urteilsinhalts zeitlich vorausgeht. Frege schreibt explizit: „Erfassen des Gedankens geht *oft* der Anerkennung der Wahrheit vorher“ und „Ehe wir urteilen, fragen wir *oft*“ (NS 138, 8; *meine Hervorh.*) – oft, aber eben nicht immer!<sup>23</sup>

Es ist nicht ungewöhnlich und oft sogar hilfreich, logische Beziehungen temporal zu beschreiben. Ein allgemein akzeptiertes Beispiel ist Russells Erläuterung der Allquantifikation in *On Denoting*: „C(everything) means ‚C(x) is always true‘...“ (Russell, 1905, 480). Weitere Beispiele sind problemlos konstruierbar: Man könnte sich etwa eine Bombe vorstellen, die nur entschärft werden kann, wenn der rote Draht als letzter durchtrennt wird. Obwohl die Relationen innerhalb eines elektrischen Schaltkreises logisch vollständig beschreibbar sind, würde der Sprengmeister den Angehörigen der Sondereinheit wohl nicht mit den Worten „Das Durchtrennen des roten Drahtes als letzter ist eine notwendige Bedingung dafür, dass die Bombe nicht explodiert“ anweisen, sondern mit „Den roten Draht zuletzt!“ Intensionale Lesarten von wahrheitsfunktionalen Konditionalen kommen unserem Verständnis vielfach entgegen. Mit seinen temporalen Charakterisierungen für den Übergang vom Gedankenfassen zum Urteilen verfolgt Frege genau diesen Zweck – er paraphrasiert einen feinen logischen Unterschied zwecks besseren Verständnisses temporal. Dabei räumt er die Möglichkeit ein, dass zwischen dem ersten Fassen eines Gedankens und dem Urteilen, dass er wahr ist, Zeit verstreichen kann, aber für den logisch begrifflichen Unterschied kommt es auf diese nicht an. Einem Vertreter der Stufentheorie erweist Freges Hilfestellung jedoch einen Bärendienst, da Freges temporale Erläuterungen zu bestätigen scheinen, dass zwischen dem Fassen des Gedankens und dem Urteilen, dass er wahr ist, Zeit verstreicht. Das ist zwar manchmal der Fall, aber nicht immer, wie wir gesehen haben.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass die Leistungsfähigkeit der Fortschreitmetapher beschränkt ist. Das Bild des Urteilens als Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert ist insofern aufschlussreich, als es einen Zusammenhang zwischen Freges Urteilsbegriff und seiner Unterscheidung zwischen Sinn und

---

<sup>23</sup>Diese Relativierung geht klar aus einer bislang nur bruchstückhaft zitierten Passage hervor: „Dabei ist das Fassen eines Gedankens und die Anerkennung seiner Wahrheit nicht auseinandergehalten. *In vielen Fällen* freilich folgen diese Taten [das Fassen eines Gedankens und die Anerkennung seiner Wahrheit] so unmittelbar aufeinander, dass sie in eine Tat zusammenzuschmelzen scheinen, *aber nicht in allen*. Jahre mühevoller Untersuchungen *können* zwischen dem Fassen des Gedankens und der Anerkennung seiner Wahrheit liegen.“ (V 151; *meiner Hervorh.*).

Bedeutung herstellt, doch das kann nicht über die Schwierigkeiten hinwegtäuschen, mit denen dieses Bild behaftet ist. Abgesehen davon, dass sich die Metapher nicht vollends auflösen lässt, da man sich unter dem Fortschreiten von einem Gedanken zu einem abstrakten Gegenstand nichts vorstellen kann, vermittelt sie ein Bild von Urteilen als zeitlich ausgedehnte Prozesse, die zu wissenschaftlich wertvoller Erkenntnis führen. Wer urteilt, schreitet von der Stufe des blossen Erwägens zu der höher gelegenen Stufe des Wissens empor. Selbst wenn dieses Bild für bestimmte Urteile richtig ist – es wird zu klären sein, inwiefern Urteile überhaupt in zwei Akte zerfallen können (vgl. Kap. 4.5) –, so stimmt es nicht für alle Arten von Urteilen. Für den Nachweis, dass Urteilen Wissen ist, muss die Verbildlichung des Urteilens als Fortschreiten in unzulässiger Weise strapaziert werden, für selbstverständliche und spontane Urteile versagt die Metapher vollends.

### 3.3 Urteilen als Unterscheiden

Unmittelbar im Anschluss an die Fortschreitmetapher charakterisiert Frege das Urteilen alternativ als ein Unterscheiden zwischen den Teilen eines Wahrheitswertes. Es ist das einzige Vorkommnis dieser Charakterisierung und Frege tut vielleicht gut daran, sie nicht zu wiederholen. Denn wie wir sehen werden, verbirgt sich hinter dem Unterscheiden der Teile eines Wahrheitswerts ebenfalls eine Art Stufentheorie. Frege schreibt:

Man könnte auch sagen Urteilen sei Unterscheiden von Teilen innerhalb des Wahrheitswertes. Diese Unterscheidung geschieht durch Rückgang zum Gedanken. Jeder Sinn, der zu einem Wahrheitswerte gehört, würde einer eignen Weise der Zerlegung entsprechen. (SB 35)

Die Rede von „Teilen“ des Wahrheitswerts legt nahe, dass Frege eine Art Kompositionalitätsprinzip für die Satzbedeutung vorschwebt: Diesem Prinzip zufolge setzte sich der Wahrheitswert eines Satzes analog zu der kompositionalen Zusammensetzung von Gedanken aus den Teilbedeutungen zusammen. Doch Wahrheitswerte sind nach Frege abstrakte Gegenstände – aus welchen Teilen sollen diese zusammengesetzt sein? Dummett meint, Frege sei hier ein Fehler unterlaufen, den er erst viel später in den *Aufzeichnungen für Ludwig Darmstaedter* korrigiere.<sup>24</sup> Dort schreibt Frege klipp und klar, dass nur Sätze und Gedanken ein vergleichbares mereologisches Verhältnis zu ihren Teilen aufweisen: „Anders ist es im Reiche der Bedeutung. Man kann nicht sagen, dass Schweden ein Teil der Hauptstadt von Schweden sei“ (NS 275). Frege distanziert sich jedoch bereits in den *Vorlesungen zur Begriffsschrift* ausdrücklich vom Kompositionalitätsprinzip für Bedeutungen: „Die *Bedeutungen* der Teile des Satzes sind nicht

---

<sup>24</sup>Dummett (1973, 159) und Dummett (1981, 265).

Teile der Bedeutung des Satzes. Aber: Der Sinn eines Teiles des Satzes ist Teil des Sinnes des Satzes“ (VBS 20). Denkbar wäre auch, dass Frege überhaupt nie vertreten hat, dass Wahrheitswerte aus den Teilen Funktion und Argument bestehen. Schliesslich gesteht er direkt im Anschluss an das letzte eingerückte Zitat, dass er das Wort „Teil“ in besonderer Weise gebraucht:

Das Wort „Teil“ habe ich hier allerdings in besondrer Weise gebraucht. Ich habe nämlich das Verhältnis des Ganzen und des Teils vom Satze auf seine Bedeutung übertragen, indem ich die Bedeutung eines Wortes Teil der Bedeutung des Satzes genannt habe, wenn das Wort selbst Teil dieses Satzes ist, eine Redeweise, die freilich anfechtbar ist, weil bei der Bedeutung durch das Ganze und einen Teil der andere nicht bestimmt ist, und weil man bei Körpern das Wort in Teil schon in anderm Sinne gebraucht. Es müsste ein eigener Ausdruck hierfür geschaffen werden. (SB 35-6)

Meines Wissens stammt der einzige ernsthafte Versuch, diese Stelle aus *Über Sinn und Bedeutung* zu interpretieren, von Andreas Kemmerling (2003b).<sup>25</sup> Er findet bei Frege einen Wahrheitsbegriff mit „zwei Gesichtern“: Als Ziel von Urteilen und Behauptungen ist Wahrheit *amorph*. Doch das ist nicht alles, denn „ohne Prädikation ist Wahrheit nur ein Schatten ihrer selbst. Nur da wo im Kern prädiiziert wird, ist ein wahrer Satz interessant“ (Kemmerling, 2003b, 150). Aus diesem Grund stellt Kemmerling dem amorphen einen *strukturierten* Wahrheitsbegriff zur Seite. Für den strukturierten Wahrheitsbegriff sind Begriff und Gegenstand „Wahrheitswertkonstituenten“; d.h. der Wahrheitswert des Wahren besteht aus Teilen. Wenn es etwa tatsächlich wahr sein sollte, dass Harvey doof ist, dann würde sich das Wahre aus dem Begriff  $\xi$  *ist doof* und dem Gegenstand Harvey zusammensetzen.

Kemmerling macht geltend, dass nur mit Sätzen, in deren Kern eine Prädikation vorliegt, eine echte Behauptung aufgestellt wird. Bei den mit

$$\vdash \text{— das Wahre} \quad \text{und} \quad \vdash \text{— } \epsilon(\text{— } \epsilon)$$

aufgestellten Behauptungen handle es sich wegen des inhaltsleeren „wahr“ bloss um „Scheinbehauptungen“ (Kemmerling, 2003b, 152). Dass Freges Wahrheitsbegriff unterschwellig zwei Facetten hat, ist unbestritten: Erstens tritt der Gegenstand des Wahren als Wert oder Argument von Funktionen, zweitens als ein Ziel von Behauptungen und Urteilen in Erscheinung. Aber Kemmerlings These, dass es „Wahrheit, wie sie uns interessiert“ nur da gibt, „wo im Wahrheitswert ‚Teile‘ unterschieden werden, anders gesagt: wo im Satzkern eine Prädikation vorliegt“ (Kemmerling, 2003b, 152), ist zu

---

<sup>25</sup>Im Allgemeinen scheint man sich Dummetts Einschätzung anzuschliessen, dass die Rede von den Teilen von Wahrheitswerten verkehrt ist und auf die „misbegotten doctrine“ (Dummett, 1981, 172) zurückzuführen ist, dass Funktionen die Referenten von Funktionsausdrücken sind; vgl. auch Dummett (1981, 180).

stark. Prädikation ist keine notwendige Bedingung für ein Interesse am Wahrheitswert eines Ausdrucks. Die Wahrheit von  $p \rightarrow q$  kann uns interessieren, ohne dass wir den Wahrheitswert dieses Gedankengefüges in prädikative Konstituenten zerlegen.

Kemmerlings Ausführungen zu den Konstituenten von Wahrheitswerten vermögen zwar Freges Rede von den „Teilen des Wahrheitswerts“ zu klären. Doch daraus geht leider nicht hervor, inwiefern das Urteilen als ein *Unterscheiden* zwischen diesen Teilen zu begreifen ist. Frege hält sich dazu ebenfalls bedeckt – er sagt einzig, dass diese Unterscheidung „durch Rückgang zum Gedanken“ (SB 35) erfolgt. Das ist auch richtig, denn der Rückgang auf Gedanken ist aus zwei Gründen unverzichtbar. Erstens haben alle wahren Sätze denselben Wahrheitswert, so wie auch alle falschen Sätze denselben Wahrheitswert haben. Die beiden Gegenstände, das Wahre und das Falsche, werden auf so unterschiedliche Weise zusammengesetzt, dass die Zusammensetzung interessanter ist, als der Gegenstand der durch sie entsteht. Zweitens erteilen Wahrheitswerte keinerlei Auskunft über die Art ihrer Zusammensetzung. Selbst ein Wahrheitswert zusammen mit nur einem seiner Teile lässt keine Rückschlüsse auf andere Teile zu. Wenn mir beispielsweise nur der Wahrheitswert des Wahren und der Begriff der Trunkenheit gegeben sind, kann ich keine Rückschlüsse darauf ziehen, *wer* betrunken ist. Ebenso wenig weiss ich, dass Sam *betrunken* ist, wenn mir nur das Wahre und Sam gegeben sind. Die Mereologie von Wahrheitswerten ist ganz anders als die von gewöhnlichen Gegenständen, denn wenn ich etwa die Gläser meiner Brille entferne, dann bleibt der Rahmen übrig. Wahrheitswertkonstituenten sind Teile von Wahrheitswerten, aber sie sind nicht in dem körperlichen Sinn Teile, wie Rahmen und Gläser die Teile einer Brille sind. Daher schreibt Frege, dass dieser Gebrauch des Ausdrucks „Teil“ anfechtbar ist und „ein eigener Ausdruck hierfür geschaffen werden“ (SB 36) müsste. Die Teile eines Wahrheitswerts sind nur unter Rückgang zum Gedanken (z.B. dass Sam betrunken ist) bestimmbar.

Der Rückgang zum Gedanken ist notwendig für die Identifikation der Konstituenten von Wahrheitswerten, und er ist notwendig für das Fällen eines Urteils. Ist das Unterscheiden innerhalb der Teile eines Wahrheitswerts auch hinreichend für eine Urteilsfällung? Allein das Unterscheiden zwischen dem Begriff der Trunkenheit und dem Gegenstand Sam ist noch kein Urteilen, dass Sam betrunken ist. Wenn wir jedoch zwischen Sam und der Trunkenheit als *Teile des Wahren* unterscheiden, dann lässt sich dies durchaus als Charakterisierung eines Urteils begreifen, auch wenn sie etwas umständlich ist: Sam und die Trunkenheit sind Bestandteile des Wahren. Damit ich zwischen Sam und der Trunkenheit als Teile des Wahren unterscheiden kann, muss ich erstens zum Gedanken zurückgehen, dass Sam betrunken ist. Habe ich den Gedanken einmal gefasst, gelingt es, die Teile des Wahrheitswerts zu identifizieren. Zweitens muss ich neben dem Rückgang zum Gedanken zwischen Sam und der Trun-

kenheit als Teilen *des Wahren* unterscheiden. Es genügt nicht, zwischen den Teilen irgend eines Wahrheitswertes zu unterscheiden, ich muss wissen, dass Sam und die Trunkenheit Konstituenten des Wahren sind, ansonsten ist Freges Charakterisierung nicht hilfreich.

Wie bereits das Fortschreiten von einem Gedanke zu seinem Wahrheitswert ist auch die Charakterisierung des Urteilens als Unterscheiden innerhalb der Teile eines Wahrheitswertes mit Schwierigkeiten behaftet. Erstens bleibt unklar, was Frege mit „Rückgang“ meint. Wir haben festgestellt, dass nur im Rückgang zum Gedanken zwischen den Teilen eines Wahrheitswertes unterschieden werden kann. „Rückgang“ ist ein Antonym zu „Fortschritt“ – falls mit Rückgang gemeint ist, dass wir *erst* zum Gedanken zurückgehen müssen, um ein Urteil zu fällen, dann werden sich für das Urteilen als Unterscheiden dieselben Komplikationen ergeben wie für die Stufentheorie des Urteilens. Zweitens erfasst diese Charakterisierung nur die prädikativen Urteile, Frege fällt aber auch Urteile, die keinen prädikativen Kern aufweisen. Allein von den insgesamt neun *Begriffsschrift*-Axiomen drücken sieben Axiome Gedankengefüge ohne „prädikativen Kern“ aus. Ferner enthalten die beiden formalen Werke Freges beachtliche Teile mit nur aussagenlogischen Schlüssen. Gleichwohl sind dies Urteile, die eine Interpretation von Freges Urteiltstheorie erfassen müsste. Letztlich gehören Wahrheitswerte und Gedanken sowie die Vorstellung, dass Funktionen und Gegenstände Konstituenten von Wahrheitswerten sind, zu Freges moderner Auffassung. Gegen die Unterscheidungstheorie – wenn wir sie einmal so nennen wollen – kann daher derselbe Einwand wie gegen die Stufentheorie vorgebracht werden: Sie schuldet eine Erklärung für den Urteilsbegriff, den Frege vor der Einführung von Sinn und Bedeutung hat.

#### 3.4 Urteilen als Wählen

Gelegentlich beschreibt Frege Urteilen als Wählen: „Das Urteilen ist die Wahl zwischen entgegengesetzten Gedanken“ (NS 214).<sup>26</sup> Interessant ist diese Umschreibung unter anderem deshalb, weil sie in Verbindung mit verschiedenen werttheoretischen Überlegungen steht, die Frege anstellt. Eine Wahl kann aufgrund von Präferenzen erfolgen. Wenn ein Urteil eine Wahl zwischen entgegengesetzten Gedanken ist, dann könnte die Wahl etwa durch die Präferenz für wahre Gedanken motiviert sein. Die Wahrheit ist für Frege nicht nur der Wert einer Funktion, sondern auch ein Wert wie das Schöne und Gute. Die Konzeption des Urteilens als Wählen harmoniert bestens mit dem evaluativen Sinn von „anerkennen“ in Freges Standardcharakterisierung für das Urteilen: Wer das Urteil fällt, dass  $p$  wahr ist, wählt zwischen  $p$  und  $\neg p$  und anerkennt oder würdigt so die Wahrheit des Gedankens, dass  $p$ . Wir wollen diese

---

<sup>26</sup>Vgl. NS 8, NS 161, 201

Konzeption des Urteilens etwas affektiert „Wahltheorie“ nennen, um sie von der Stufentheorie und der Unterscheidungstheorie abzugrenzen. Es wird sich herausstellen, dass auch die Wahltheorie an selbstverständlichen und spontanen Urteilen scheitert. Zudem setzt der evaluative Sinn von „anerkennen der Wahrheit eines Gedankens“ voraus, dass Wahrheit eine Eigenschaft ist – eine Voraussetzung, die Frege bestreitet.

Frege macht im Zusammenhang mit der Negation den Vorschlag, das Urteilen als Wahl zwischen entgegengesetzten Gedanken zu begreifen. Da er nicht zwischen bejahenden und verneinenden Urteilen als Urteilsformen unterscheidet, ist das Verneinen kein Gegenstück zum Urteilen: „So ist denn die Annahme von zwei verschiedenen Weisen des Urteilens zu verwerfen“ (V 154). Das drückt sich auch in seiner Notation aus, in der Negationen stets am Waagrechten und nie am Urteilsstrich angebracht werden. Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen zählt Frege die Verneinung nicht zum Akt des Urteilens sondern zum Urteilsinhalt.<sup>27</sup>

Indem ich einen Gedanken für falsch halte, halte ich einen [anderen] Gedanken für wahr, und von diesem sagen wir dann, er sei jenem entgegengesetzt [...] Man kann ebenso gut sagen: „Der Gedanke, dass Petrus nicht nach Rom kam“ wie „Der Gedanke, dass Petrus nach Rom kam“. Wir sehen also, dass das Behaupten und Urteilen kein anderes ist, wenn ich behaupte, dass Petrus nicht nach Rom kam wie wenn ich behaupte, dass Petrus nach Rom kam; nur der Gedanke ist der entgegengesetzte. So gibt es zu jedem Gedanken einen entgegengesetzten. (NS 161)

Verneinen ist kein negatives Korrelat zum Urteilen. Wer verneint, dass  $p$  wahr ist, urteilt, dass  $\neg p$  wahr ist und fällt daher das Urteil  $\vdash \neg p$ . Urteile sind immer affirmativ, negiert werden höchstens die zu beurteilenden Gedanken. Für den Akt des Urteilens ist es sogar unerheblich, ob der Gedanke  $p$  oder  $\neg p$  gefasst wird, denn mit dem Anerkennen des einen wird der andere verworfen: „Die Verwerfung des einen und die Anerkennung des andern ist *eine* Tat“ (NS 201; vgl. 214).

Hier zeichnet sich ab, dass Frege offensichtlich der Ansicht war, dass sich Gedanken dem Denkenden stets als Gegensatzpaare präsentieren – wer Gedanken fasst, fasst nicht nur *einen* Gedanken, sondern zugleich auch den kontradiktorisch entgegengesetzten Gedanken.<sup>28</sup> Dieses Verständnis verträgt sich gut mit dem „Schwanken“ zwischen Gegensätzen, das Frege dem Urteilsakt voranstellt (NS 8, 161, G 61; vgl. S. 88).

Doch wie bereits die Stufentheorie eignet sich die Wahltheorie nicht dazu, selbstverständliche Urteile zu erklären. Schwanken ist ein zeitlich ausgedehnter Prozess

---

<sup>27</sup>Picardi (1997) und Stelzner (2003) haben darauf hingewiesen, dass Frege diesbezüglich nur bedingt die Rolle eines Pioniers zugeschrieben werden kann, da bereits Sigwart (1873, 158f.) primär nur eine affirmative Urteilsform anerkennt; negative Urteile sind davon abgeleitet. Es ist überliefert, dass Frege Sigwarts Logik gekannt hat. Möglicherweise folgt Sigwart in diesem Punkt Lotze, demzufolge „[a]n und für sich [...] jedes Urteil positiv“ (Lotze, 1843, 92) ist (vgl. hierzu auch Gabriel (2001a; 2003)).

<sup>28</sup>Das zweite „n“ in „Gedankenfassen“ ist weder ein Binde-*n* noch drückt es Kasus aus, sondern signalisiert den Numerus.

und eine Wahl setzt Alternativen voraus. Wenn wir die Wahrheit eines Axioms anerkennen, dann schwanken wir nicht zwischen zwei Gedanken und wir wählen auch nicht zwischen zwei Gedanken. Zu den Gedanken, die sich der Beschreibung von Urteilen als Wählen entziehen, gehören nicht nur Axiome, sondern auch logische Gesetze, Definitionen, Wahrnehmungsurteile und *äquipollente* Sätze. Dies sind alles Beispiele für Urteile, die weder die erforderliche Zeit für ein Schwanken, noch die erforderlichen Alternativen für eine Wahl lassen. Es hilft auch nicht, die Wahltheorie mit dem Hinweis verteidigen zu wollen, dass eine Wahl nicht immer eine freie Wahl sein muss. Dass unfreie Wahlen *keine* Wahlen sind, schlägt sich in gängigen Wendungen wie „Du lässt mit keine Wahl“ nieder. Dass Wahlen (zumindest in einigen wenigen demokratischen Ländern) für ungültig erklärt werden, wenn ein begründeter Verdacht auf Wahlbetrug oder gar Wahlbeeinflussung vorliegt, ist ein weiteres Indiz dafür, dass unfreie Wahlen keine Wahlen sind.<sup>29</sup>

Für Stepanians ist die These, dass Urteilen ein Wählen zwischen entgegengesetzten Gedanken ist, damit vom Tisch (Stepanians, 1998, 131, 188f.). Das ist vorschnell, denn mit „wählen“ könnte auch einfach auf eine Entscheidung angespielt werden, die *aufgrund von Präferenzen* gefällt wird. Wenn ich etwa die Wahl zwischen Himbeereis und gebratenen Eiern habe, könnte ich mich aufgrund meiner Präferenz für Süßes für das Eis entscheiden. Das Verb „wählen“ hat neben der selektiven auch eine *evaluative* Bedeutung, und diese wird von obigem Einwand nicht berücksichtigt, dass eine Wahl das Bestehen von Alternativen voraussetzt. Wenn wir etwas etwas anderem vorziehen, dann haben wir hierfür oft auch Gründe, und eine Wahl kann nur unter Rekurs auf die Präferenzen erklärt werden, aufgrund derer die Wahl getroffen wird. Der entsprechende Eintrag in die *Encyclopedia of Philosophy* bestätigt dieses Verständnis:

Hence, to say that one does *x rather than y* implies that there is a connection between *which* action one performs and some preference, intention, principle, antecedent resolution, or habit. To explain this connection is to give a reason why one does *x rather than y* [...] It is part of the meaning of any evaluative concept that there are reasons for evaluative differences between things, these reasons being appeals to other differences between those things (Oldenquist, 1972, 98).

Eine Wahl ist immer eine selektive Entscheidung aufgrund von Präferenzen für das eine oder das andere – insofern beinhaltet Wählen eine Evaluation. Für die Wahltheorie des Urteilens würde dies bedeuten, dass unter einem Urteil nicht nur die Entscheidung zwischen zwei entgegengesetzten Gedanken zu verstehen ist, sondern eine

---

<sup>29</sup>Standardwörterbücher bestätigen, dass der Begriff der Wahl mehrere wählbare Alternativen voraussetzt: „Wahl, [...] *Sichentscheiden zwischen zwei oder mehreren Möglichkeiten*“ (DUDEN, 2003, 1768). Mark Textor verdanke ich den Hinweis auf Morris: „One can only speak of a reason, in the relevant sense, where there is room for choice. And there is only room for choice where one could have chosen otherwise.“ Morris (1992, 151); vgl. auch Honderich (2005, 140).



Entscheidung aufgrund von Präferenzen. Wer urteilt, dass  $p$ , wählt zwischen  $p$  und  $\neg p$  aufgrund seiner Präferenz für die Wahrheit.

In Anbetracht der Tatsache, dass das Verb „anerkennen“ u.a. eine *evaluative* Bedeutung hat, ist die Wahltheorie nicht unplausibel: „würdigen“, „loben“, „schätzen“, „rühmen“ und „achten“ sind nur einige Beispiele sinnverwandter Wörter für „anerkennen“.<sup>30</sup> Das evaluative Anerkennen besteht in der Würdigung einer Eigenschaft oder einer Leistung; man anerkennt etwa die Kochkünste einer Person oder die Schönheit eines Gemäldes. Das kommt dem Wählen mit Präferenzen sehr nahe: Wenn man etwas würdigt, hat man auch gute Gründe, dieses zu wählen und etwas anderem vorzuziehen. Übertragen auf das Urteilen heisst dies, dass man das Wahrsein eines Gedankens würdigt, wenn man seine Wahrheit anerkennt. Wer urteilt, wählt diesen und nicht den entgegengesetzten Gedanken aufgrund einer Präferenz für das Wahre.<sup>31</sup> Wahrheit ist dann nicht nur der Wert einer Funktion oder die Bedeutung eines Aussagesatzes, sondern ein Wert wie die Schönheit oder das Gute – also etwas, das uns eine Sache begehren lässt.

Diese Interpretation erhält zusätzlich Auftrieb durch die werttheoretischen Überlegungen, die in Bezug auf Frege und insbesondere auf die Beeinflussung durch sein neukantianisches Umfeld angestellt werden können. Verschiedene Autoren versuchen das vor allem durch Dummetts Interpretation skizzierte Bild von Frege als „Einkämpfer“ (Gabriel, 1986, 84) zu korrigieren, indem sie den historischen Hintergrund von Freges Philosophie beleuchten.<sup>32</sup> Gabriel vertritt die Auffassung, dass die „Frege-sche Anerkennungstheorie der Wahrheit [...] in der traditionellen Logik, insbesondere in der Urteilstheorie des werttheoretischen Neukantianismus, weitgehend vorbereitet [ist]“ (Gabriel, 2003, 27). Ähnlich heisst es bei Sluga: „Frege’s early theory of judgments must thus be considered part of a contemporary discourse, largeley conducted by philosophers associated with the renewal of Kantianism in the late nineteenth century“ (Sluga, 1996, 217).

---

<sup>30</sup> Ich werde im nächsten Kapitel auf die verschiedenen Bedeutungen von „anerkennen“ detailliert eingehen.

<sup>31</sup> Adams (2002) geht bspw. der Frage nach, in welchem Sinn es für uns besser ist, wahre Überzeugungen zu haben als falsche. So soll sich zeigen lassen, dass Wahrheit in einer Weise bedeutsam ist, die über das Bivalenzprinzip für Wahrheitswerte hinausgeht. Das erinnert an Russells frühe (und verzweifelte) Versuche, den Zusammenhang zwischen Wahrheit und Urteil zu erklären: „[A]s for the preference which most people [...] feel in favour of true propositions, this must be based, apparently, upon an ultimate ethical proposition: “It is good to believe true propositions, and bad to believe false ones”. This proposition, it is to be hoped, is true; but if not, there is no reason to think that we do ill in believing it“ (Russell, 1904, 524).

<sup>32</sup> Sluga (1980; 1996) weist auf das gedankliche Erbe Lotzes hin, Gabriel (1986; 2003), Picardi (1997) und Stelzner (2003) machen auf erstaunliche Übereinstimmungen mit den Urteilstheorien von Sigwart bzw. Windelband und Rickert aufmerksam.

Die Vermutung von Gabriel und Sluga ist nicht unbegründet – Frege verweist an mehreren Stellen auf die klassische Werte-Trias *das Wahre, Schöne und Gute*: „Wie das Wort ‚schön‘ der Ästhetik und ‚gut‘ der Ethik, so weist ‚wahr‘ usw. der Logik die Richtung“ (G 58).<sup>33</sup> Bereits bei Lotze und später bei den Neukantianern Windelband und Rickert nimmt der normative Wertbegriff eine zentrale Stellung ein. Frege hat zwar nur Lotzes Vorlesungen zur Religionsphilosophie in Göttingen besucht (vgl. Kreiser 2001, 95f.), aber er kannte dessen Logik und hat, wie bereits erwähnt, scharfe Kritik daran geübt (Kap. 2.4). Der Ausdruck „Wahrheitswert“ geht nicht auf Lotze, sondern auf Windelband zurück: „Alle Sätze der Erkenntnis enthalten somit bereits eine Kombination des Urteils mit der Beurteilung: sie sind Vorstellungsverbindungen, über deren Wahrheitswert durch Affirmation oder Negation entschieden worden ist“ (Windelband, 1915, II, 73). Es ist nicht gesichert, dass Frege mit den Schriften Windelbands vertraut war und den Begriff des Wahrheitswerts „übernimmt“, wie Gabriel behauptet:

Da es die Wahrheit ist, die (Gedanken ausdrückenden) Sätzen im Blick auf den Zweck Erkenntnisvermittlung (im Unterschied z.B. zum Kunstgenuss) Wert verleiht, bietet sich dieser Wahrheits-Wert als Bedeutung von Sätzen an, sofern man die Rede von „Bedeutung“ über den Zwischenschritt „Wichtigkeit“ (als gewissermaßen „Nebenbedeutung“ des Ausdrucks „Bedeutung“) mit der werttheoretischen Rede von „Wert“ und dann auch „Wahrheitswert“ verbunden sieht. Den werttheoretischen Begriff des Wahrheitswertes scheint Frege vom Neukantianismus übernommen zu haben. Er selbst hat diesen Begriff dann mit der mathematischen Terminologie der „Funktionen“ und ihrer „Werte“ (Funktionswerte) zur Idee der Wahrheitsfunktionen verbunden. (Gabriel, 1986, 96)<sup>34</sup>

Ob Frege den werttheoretischen Begriff des Wahrheitswerts für seine Urteilstheorie von den Neukantianern *übernommen* hat und ihm nur der „letzte Schritt, nämlich die Erweiterung des mathematischen Funktionsbegriffs unter Zulassung der Wahrheitswerte als Werte und Argumente von Funktionen“ (Gabriel, 2003, 27) zu vollziehen bleibt, ist historisch nicht belegt. Fest steht, dass sich Freges intellektuelles Umfeld mit Werttheorien beschäftigte, während sich Frege selber um den funktionstheoretischen Ausbau seines Systems gekümmert hat. Die ihm bescheinigte Harmonisierung zwischen wert- und funktionstheoretischem Wahrheitsbegriff lässt sich, wenn auch nur ansatzweise, eher dem Windelband-Schüler Bruno Bauch zuschreiben, der 1911 nach Jena kam und in seinem Hauptwerk *Wahrheit, Wert und Wirklichkeit* Teile von Freges Arbeit äusserst wohlwollend bespricht und ins Verhältnis zu den Urteilstheori-

---

<sup>33</sup>Vgl. NS 139, 143, 272 und schliesslich NS 161, wo Frege auch die Unterschiede zwischen Wahrheit und Schönheit ausgiebig erörtert.

<sup>34</sup>Sluga (2001, 84, Fn. 9) präzisiert: „Given Frege’s interest in the nature of negative judgements, it seems to me likely that he discovered the notion [‘truth-value’] in Windelband’s 1884 essay [*Beiträge zur Theorie der negativen Urteile*] rather than in the less accessible earlier piece [*Was ist Philosophie?*].“

en von Windelband und Rickert setzt (Bauch, 1923).<sup>35</sup> Im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* schreibt Gabriel schliesslich unverfänglicher, dass Frege den werttheoretischen Erkenntnisbegriff mit der mathematischen Auffassung von Funktionswerten „verbindet“ (Gabriel, 2001c, 188).

Nichtsdestoweniger spielt Frege gelegentlich mit dem evaluativen Beisinn von „Wahrheitswert“. Dies kommt in einer Passage von *Über Sinn und Bedeutung* besonders gut zum Ausdruck:

Dass wir uns überhaupt um die Bedeutung eines Satzteils bemühen, ist ein Zeichen dafür, dass wir auch für den Satz selbst eine Bedeutung im allgemeinen anerkennen und fordern. Der Gedanke verliert für uns an Wert, sobald wir erkennen, dass zu einem seiner Teile die Bedeutung fehlt. Wir sind also wohl berechtigt, uns nicht mit dem Sinne eines Satzes zu begnügen, sondern auch nach seiner Bedeutung zu fragen. Warum wollen wir denn aber, dass jeder Eigennamen nicht nur einen Sinn, sondern auch eine Bedeutung habe? Warum genügt uns der Gedanke nicht? Weil und soweit es uns auf seinen Wahrheitswert ankommt. (SB 33)

Eigentlich soll Frege an dieser Stelle den angekündigten Nachweis erbringen, dass die Bedeutung eines Satzes ein Wahrheitswert ist. Die Beobachtung, dass ein Gedanke mit bedeutungslosen Teilen für uns an Wert verlieren kann, ist freilich kein Beweis dafür, dass die Satzbedeutung ein Wahrheitswert ist. Denn falls Frege damit überhaupt ein deduktiv gültiges Argument vorbringen wollte, müsste man ihn einer Äquivokation zwischen „Wert für uns“ und „Wahrheitswert“ bezichtigen. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass Frege nur mit der evaluativen Bedeutung von „Wert“ spielt, um seine semantische These nachvollziehbar zu machen, dass die Bedeutung von Sätzen Wahrheitswerte sind. Ein Spiel mit Worten bietet sich an, weil auch der Ausdruck „Bedeutung“ neben der semantischen eine evaluative Bedeutung hat.<sup>36</sup> Dasselbe Wortspiel finden wir auch in einem Brief an Russell:

Nun wäre es nicht einzusehen, warum es uns von Werth wäre zu wissen, ob ein Wort eine Bedeutung hätte, wenn der ganze Satz keine Bedeutung hätte und wenn diese Bedeutung nicht von Werth für uns wäre; denn auf den Gedanken hat das keinen Einfluss. Und diese Bedeutung wird etwas sein, was gerade dann Werth für uns hat, wenn es uns interessirt, ob die Worte bedeutungsvoll sind; also wenn wir nach der Wahrheit fragen. Die Bedeutung des Satzes muss etwas sein, was sich nicht ändert, wenn wir ein Zeichen durch ein anderes ersetzen, das dieselbe Bedeutung; aber verschiedenen Sinn hat. Was sich dabei nicht ändert, ist der Wahrheitswerth. (WB 235)

---

<sup>35</sup>Für eine detaillierte Auseinandersetzung mit Bauch und Frege siehe Schlotter (2006).

<sup>36</sup>Aus diesem Grund hat Angelelli (1967, 55) vorgeschlagen, Freges „Bedeutung“ nicht mit „reference“ sondern mit „importance“ zu übersetzen. Weil damit nur der Aspekt der Bedeutsamkeit, nicht aber der der sprachlichen Bedeutung berücksichtigt wird, rät Tugendhat (1970, 178) zum englischen „significance“. Eine systematische Rekonstruktion von Freges Spiel mit dem Doppelsinn von „Bedeutung“ findet sich bei Ruffino (1997).

Nicht alle Autoren sind der Meinung, dass dies nur ein Spiel mit Worten ist. Gabriel zufolge verdankt sich die Gleichsetzung von Satzbedeutung und Wahrheitswert der evaluativen Kongruenz zwischen „Wahrheitswert“ und „Bedeutung“: „Given this connection between Frege’s use of the term ‚truth-value‘ and the German philosophical tradition of value theory it then becomes plausible to suppose that Frege’s identification of *Bedeutung* and truth-value in the case of sentences might be influenced by the meaning of ‚Bedeutung‘ in the sense of ‚importance‘, a suggestion reinforced by the fact that in German ‚Bedeutung‘ in this sense is used as an expression equivalent to ‚Wert‘ (value)“ (Gabriel, 1984, 375). Insbesondere das „Streben nach Wahrheit [...] was uns überall vom Sinn zur Bedeutung vorzudringen treibt“ (SB 33) mache klar, dass Wahrheit für Frege mehr ist als bloss der Wert einer mathematischen Funktion (Gabriel, 1984, 374). Dass Frege mit den evaluativen Konnotationen operiert, die einige seiner zentralen Begriffe aufweisen, ist unbestritten, schliesslich erklärt er in einem Brief an Dingler eben dieses Streben nach Wahrheit zum „Kern“ seines Berufes (WB 44). Aber es ist zu bezweifeln, dass Frege diese Begriffe aufgrund ihrer Konnotationen aus der Werttheorie „übernimmt“ oder „ableitet“ (Gabriel, 1984, 374). Viel plausibler ist die Annahme, dass Frege diese Konnotationen gelegen kommen, um einige Grundbegriffe klären zu können.

Die Wahltheorie des Urteilens ist aus mehreren Gründen keine akzeptable Explikation für Freges Urteilsbegriff: Erstens machen Freges Urteile vor dem Hintergrund dieses Urteilsbegriffs einen labilen Eindruck. Sollen wir tatsächlich mit der Vorstellung an die Begriffsschriftsätze der *Grundgesetze* herantreten, dass Frege darin seine Wertschätzung der Wahrheit zum Ausdruck gebracht hat? Der Urteilsstrich müsste folglich als Zeichen für Freges Präferenz für das Wahre – die Urteile der Begriffsschrift würden sozusagen zu Geschmacksurteilen degradiert. Die Wahltheorie des Urteilens ist ausserstande, die wichtige Frage zu beantworten, inwiefern Freges Wertschätzungen für *uns* relevant sind.

Zweitens steht die Wahltheorie ebenfalls im Verdacht, eine Art Stufentheorie zu sein. Die Beschreibung des Urteilens als Wählen zwischen entgegengesetzten Gedanken legt zumindest nahe, dass der Wahl ein abwägender Prozess vorausgeht. So wie die Entscheidung für das Himbeereis eine Begutachtung des Angebots beinhalten kann, so würde beim Urteilen von der Stufe des Begutachtens und Abwägens zwischen den Alternativen zu der Stufe des Entscheids fortgeschritten. Wenn sich die Wahltheorie als verkappte Stufentheorie erweisen sollte, dann lassen sich gegen die Wahltheorie natürlich dieselben Einwände erheben wie jene, die wir gegen die Stufentheorie vorgebracht haben.

Drittens ist die Wahltheorie nicht mit Freges Wahrheitsbegriff vereinbar. Für die Wahltheorie ist mein Urteil, dass  $p$ , Ausdruck meiner Präferenz für das Wahre, so

wie etwa meine Wahl für Himbeereis Ausdruck meiner Präferenz für Süßes ist. Aber während die Süße eine Eigenschaft von Himbeereis ist, bestreitet Frege vehement, dass Wahrheit eine Eigenschaft ist: „Wenn wir sagen ‚der Gedanke ist wahr‘, scheinen wir die Wahrheit als Eigenschaft dem Gedanken beizulegen [...] Hier täuscht uns aber die Sprache“ (NS 211). Das Verhältnis zwischen Gedanken und Wahrheit ist nicht das der Subsumtion eines Gegenstands unter einen Begriff, sondern das des Sinns eines Zeichens zu seiner Bedeutung.<sup>37</sup> Wenn Wahrheit also keine Eigenschaft ist, dann ist sie erst recht keine Eigenschaft, aufgrund derer wir den einen Gedanken dem anderen vorziehen.

Letztlich gibt es unabhängig von Frege ernstzunehmende Vorbehalte gegen die Auffassung, dass Wahrheit etwas ist, das wir suchen, begehren und schätzen. Wie Jane Heal (1987) berechtigt zu bedenken gibt, sind wir nie an der Wahrheit *per se* interessiert, da unsere Suche nach Wahrheit stets zweckgebunden ist und von konkreten Projekten und Zielen abhängt. Niemand suche nach der Wahrheit, ohne zugleich ein ganz bestimmtes Ziel zu verfolgen. Aus diesem Grund sei es auch irreführend, Überzeugungen und Urteile als Zustände oder Akte zu beschreiben, die auf Wahrheit *abzielen* (vgl. Heal, 1987, 102). Diese Metapher wird uns noch beschäftigen, da von Urteilen oft behauptet wird, sie zielten auf Wahrheit ab (vgl. Kap. 6.3). Vorerst genügt es festzuhalten, dass die Wahltheorie mit einem Wahrheitsbegriff operiert, der an die problematische Annahme geknüpft ist, dass wir ein grundsätzliches Interesse an der Wahrheit haben – ganz unabhängig von den konkreten Projekten, die wir verfolgen.

In diesem Kapitel wurden verschiedene Charakterisierungen für das isolierte Urteilen vorgestellt. Dieser Exkurs war erforderlich, da Freges Standardcharakterisierung für das Urteilen – das Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens – einen faktiven Charakter hat, was für das Schließen, wie es Frege versteht, unproblematisch ist. Für Urteile, die nicht Teil einer Beweisführung sind, ist ein Urteilsbegriff, der sich am Wissen orientiert, zu stark. Auf isolierte oder spontane Urteile treffen einige der hier vorgestellten alternativen Beschreibungen zu, aber keine Alternative qualifiziert sich als brauchbare Charakterisierung für das Urteilen im Kontext eines Schlusses *und* für das isolierte Urteilen. Das *Fürwahrhalten* von Gedanken bezieht sich nur auf die psychischen Aspekte von Urteilsakten. Das *Fortschreiten* von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert ist eine Metapher, hinter der sich eine Stufentheorie des Urteilens verbirgt, die in vielerlei Hinsicht problematisch ist. Hinter dem *Unterscheiden* von Teilen innerhalb des Wahrheitswerts verbirgt sich möglicherweise ebenfalls eine Stufentheorie, und die These, dass Urteilen ein *Wählen* zwischen entgegengesetzten Gedanken ist, konfligiert mit Freges Wahrheitsbegriff. Diese Beschreibungen haben

---

<sup>37</sup>Vgl. auch NS 252, 271, G 61; auf Freges bekanntes Regressargument gegen die Definierbarkeit der Wahrheit werden wir weiter unten eingehen (Kap. 4.4).

zudem den schwerwiegenden Nachteil, dass sie selbstverständliche und spontane Urteile nicht berücksichtigen. Aus diesem Grund werden wir uns im nächsten Kapitel mit Freges Standardcharakterisierung auseinandersetzen: Was heisst es, einen Gedanken als wahr anzuerkennen?

## 4 Urteilen als Anerkennen

Am Begriff des Anerkennens führt kein Weg vorbei. Wer ein Urteil fällt, anerkennt die Wahrheit eines Gedankens bzw. anerkennt einen Gedanken als wahr – so beschreibt Frege gewöhnlich den Akt des Urteilens. Frege-Interpreten haben dem Wörtchen „anerkennen“ bis auf einige Ausnahmen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. In diesem Kapitel werde ich zuerst die verschiedenen Bedeutungen von „anerkennen“ besprechen und sie mit je einem in der Sekundärliteratur vertretenen Interpretationsansatz in Verbindung bringen. Da keine dieser Interpretationen eine zufriedenstellende Analyse des Urteilens ergibt, werde ich im letzten Teil des Kapitels einen neuen Ansatz skizzieren. Dabei soll dem *faktiven* Charakter von „anerkennen“ besondere Berücksichtigung zuteil werden. Es lässt sich nachweisen, dass Freges Urteilsbegriff nicht faktiv ist. Urteilen im Fregeschen Sinn setzt Wahrheit nicht voraus, sondern stellt Wahrheit als *normatives* Ziel für Urteilsakte fest – die Möglichkeit falscher Urteile wird dadurch nicht ausgeschlossen. Der adverbiale Zusatz in „anerkennen eines Gedankens *als wahr*“ kann als Ausdruck des normativen Wahrheitsbegriffs gedeutet werden, der für unsere Urteile konstitutiv ist.

### 4.1 Zur Bedeutung von *anerkennen*

Zu Beginn des letzten Kapitels sind wir auf ein Dilemma gestossen, das sich in Bezug auf den Begriff des Anerkennens in Freges Bestimmung von Urteilen als Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens ergibt. Wenn „anerkennen“ wie „erkennen“ oder „wissen“ *faktiv* ist, dann wird dadurch die Möglichkeit falscher Urteile ausgeschlossen. Ein Verb ist faktiv, wenn es die Wahrheit des eingebetteten Satzes voraussetzt. Für die Urteile, die im Zuge einer Beweisführung gefällt werden, ist der faktive Urteilsbegriff annehmbar. Für isolierte Urteile ist der faktive Urteilsbegriff jedoch zu eng, da insbesondere spontane Urteile oft auch falsch sind. Wenn „anerkennen“ andererseits wie „fürwahrhalten“ oder „glauben“ verstanden wird, verliert es zwar den für isolierte Urteile problematischen faktiven Charakter, genügt aber den hohen epistemischen Anforderungen an den logizistischen Schlussbegriff nicht. Was also heisst „anerkennen“ bei Frege?

Engelssprachige Autoren übersetzen „anerkennen“ meist mit faktiven Verben wie „acknowledge“ oder „recognise“.<sup>1</sup> In der deutschsprachigen Fachliteratur scheint man den Begriff erst gar nicht für klärungsbedürftig zu halten. Erst Stepanians (1998, 83f.) schafft hier Klarheit und hält verschiedene Bedeutungen von „anerkennen“ auseinander. Er beruft sich auf *Das grosse Wörterbuch der deutschen Sprache*, in welchem eine dreifache Unterscheidung vorgenommen wird: „1a) *gutheissen, billigen, akzeptieren, einer Sache zustimmen...* 1b) *würdigen, loben, respektieren, [be]achten...* 2. *öffentlich bestätigen, für gültig erklären, legitimieren*“ (DUDEN, 1976). Ich schlage eine vierfache Unterscheidung vor, die im Folgenden mit Synonymen und einem charakteristischen Beispiel für den jeweiligen Gebrauch expliziert wird:<sup>2</sup>

**evaluativ** würdigen, loben, respektieren, ästimieren, beachten, wertschätzen, gutheissen; z.B.: „Sie erkennt seine Leistung als Hausmann an“;

**juristisch** öffentlich bestätigen, für gültig erklären, quittieren, legitimieren; z.B.: „Die EU erkennt die Unabhängigkeit Kosovos an“;

**ontisch** zulassen, hinnehmen, als Seiend annehmen; z.B.: „Ein drittes Reich muss anerkannt werden“ (G 69);

**epistemisch** billigen, akzeptieren, zustimmen, einsehen; z.B.: „Der Präsident erkannte seine Niederlage an“.

Bevor wir uns der Frage zuwenden, in welchem Sinn Frege „anerkennen“ gebraucht, will ich einige Bemerkungen zu diesen verschiedenen Gebrauchsweisen machen. Erstens ist „anerkennen“ höchstens im epistemischen Sinn faktiv. Das evaluative Anerkennen einer Leistung impliziert nicht Wahrheit, jemand kann fälschlicherweise für eine Leistung gelobt werden; z.B. für eine Leistung, die er oder sie gar nicht erbracht hat. Ebenso kann man die Schönheit eines Gemäldes loben, auch wenn das Gemälde gar nicht schön ist. Das juristische Anerkennen impliziert ebenfalls nicht Wahrheit; Schiedsrichter treffen hin und wieder Fehlentscheidungen und erkennen fälschlicherweise ein Tor an. Anerkennen im ontischen Sinn ist erst recht nicht faktiv. Aus dem Umstand, dass jemand innere Grundtöne für seiend erklärt, folgt zum Glück nicht, dass innere Grundtöne tatsächlich existieren. Wenn hingegen der Präsident seine Wahlniederlage anerkennt, insofern er einsieht, dass er die Wahl verloren hat, dann

---

<sup>1</sup>Eine Ausnahme ist Kenny, der „accept“ vorzieht, weil es im Gegensatz zu „acknowledge“ kein Erfolgsverb ist – auf Erfolgsverben werden wir gleich zu sprechen kommen (S. 104) –, und es für Frege eindeutig möglich sei, eine Falschheit anzuerkennen: „it is clear in Frege, that regrettably, one can *anerkennen*, as one can assert, a falsehood“ (Kenny, 1995, 216). Kenny erklärt allerdings weder, weshalb es für ihn so offensichtlich ist, dass man nach Frege auch falsche Urteile fällen kann, noch warum er dies bedauert.

<sup>2</sup>Diese Darstellung soll nicht den Eindruck erwecken, dass sich die unterschiedlichen Verwendungsweisen von „anerkennen“ strikt voneinander abgrenzen lassen.



folgt daraus, dass für ihn die Wahl tatsächlich verloren ist. „Anerkennen“ im epistemischen Sinn ist faktiv wie „erkennen“ oder „wissen“.

Zweitens sollte Faktizität nicht mit Implikation oder Präsupposition verwechselt werden. Jeder hier aufgeführte Sinn von „anerkennen“ setzt in gewisser Weise voraus, dass das, was anerkannt wird, *bereits zur Debatte steht*, aber nur im epistemischen Sinn von „anerkennen“ ist das, was zur Debatte steht, auch tatsächlich der Fall. So wie man die Macht des Königs nicht anerkennen kann, wenn diese nicht bereits zur Debatte steht, so kann man auch keine Leistung würdigen, ohne dass eine Leistung erbracht wurde. Und für die Fehlentscheidung des Schiedsrichters, der fälschlicherweise ein Tor anerkennt, muss zumindest eine torgefährlichen Spielsituation stattgefunden haben. Das Anerkennen eines Tors setzt nicht voraus, dass ein Tor gefallen ist, sondern dass es zur Debatte steht, dass ein Tor gefallen ist. Entsprechende Beispiele lassen sich für die Präsuppositionen des evaluativen und ontischen Anerkennens konstruieren. Präsupposition und Implikation, wie diese Begriffe hier verwendet werden, sind schwächer als der Begriff der Faktizität, denn nur faktive Verben implizieren Wahrheit. Auch Freges „Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens“ setzt nicht voraus, dass der Gedanke wahr ist, sondern impliziert oder präsupponiert nur, dass die Wahrheit von Gedanken überhaupt zur Debatte steht; Frege nennt Gedanken dasjenige, „bei dem überhaupt Wahrheit in Frage kommen kann“ (G 60).

Drittens wird „anerkennen“ üblicherweise wie „verstehen“, „finden“ oder „explodieren“ zu den Erfolgsverben (*achievement-verb*) gezählt. Solche Wörter bezeichnen mehr oder weniger plötzliche Höhepunkte oder Auflösungen von Prozessen, die auf diese Höhepunkte angelegt sind (Ryle, 1949, 143). Im Gegensatz zu „suchen“ und „pflegen“ bringen „finden“ und „heilen“ jeweils den erfolgreichen Abschluss eines Vorgangs zum Ausdruck. Ob ein Verb ein Erfolgsverb ist, hängt nach Ryle zum einen davon ab, ob es mit Adverbien wie „sorgfältig“, „hartnäckig“ oder „aufmerksam“ verwendet werden kann. Diese Adverbien können Aufgabenverben (*try verbs*) wie „suchen“ oder „prüfen“ modifizieren, aber nicht Erfolgsverben. Zum anderen beinhalten Erfolgsverben eine Erfolgsklausel. Man kann zwar mit oder ohne Erfolg *zielen*, aber man kann nicht sinnvoll sagen, dass jemand ein Ziel erfolgreich oder erfolglos *trifft*. Ob Freges Gebrauch von „anerkennen“ in „anerkennen der Wahrheit eines Gedankens“ bzw. in „anerkennen eines Gedankens als wahr“ erfüllt, ist offen – kann man die Wahrheit eines Gedankens erfolglos anerkennen? Der Umstand, dass man beispielsweise nicht sinnvoll behaupten kann, der Präsident anerkenne seine Niederlage hartnäckig, scheint jedoch dafür zu sprechen, dass „anerkennen“ ein Erfolgsverb ist.

Viertens geht das deutsche „anerkennen“ etymologisch auf das Verbum „erkennen“ zurück, doch der Sinn von „erkennen“ war nicht immer ein epistemischer. „Erkennen“ ist vom althochdeutschen *irchennan* abgeleitet, das denselben Stamm wie das Wort

„Urkunde“ hat und auf das lateinische *cognoscere* zurückgeführt wird. Im 13. Jahrhundert soll „erkennen“ u.a. gleich wie „urteilen“ verwendet worden sein. Dieser Gebrauch hat zwar in juristischen Kontexten bis heute überlebt – „Das Gericht erkannte auf Freispruch“ (vgl. DUDEN, 1989, 161) –, aber im Allgemeinen wird heute ausdrücklich zwischen der juristischen und der epistemischen Bedeutung von „erkennen“ unterschieden. Stepanians verweist auf *Trübners deutsches Wörterbuch*, demgemäss erst im 16. Jahrhundert die Vorsilbe *an-* zum Zweck der Disambiguierung hinzugefügt wurde, sodass „anerkennen“ allein dem juristischen Sinn vorbehalten bleibt (vgl. Stepanians, 1998, 83).

In welcher Bedeutung verwendet nun Frege das Wort „anerkennen“? In dieser Frage gehen die Meinungen auseinander: Stepanians plädiert für die juristische, Textor für die ontische und Ricketts für die epistemische Bedeutung von „anerkennen“. Ich werde in den folgenden Abschnitten auf die Probleme hinweisen, die sich für Interpretationen ergeben, die sich auf die eine oder andere Bedeutung versteifen. Auf das evaluative Anerkennen werden wir nicht mehr eingehen, da es bereits im Rahmen der Wahltheorie problematisiert wurde (vgl. Kap. 3.4).

### 4.2 Juristisches Anerkennen

Stepanians (1998) versucht die Idee stark zu machen, dass „anerkennen“ in Freges Standardcharakterisierung eine juristische Bedeutung hat. Gedanken würden von sich aus einen Anspruch auf Wahrheit erheben, der beim Urteilen anerkannt wird:

Ein Gedanke fordert den Denkenden gewissermassen dazu auf, seinen Wahrheitsanspruch anzuerkennen, d.h. zu urteilen. Das Fassen eines Gedankens ist wie das Verstehen einer Frage nach seinem Wahrheitswert, die zur Beantwortung auffordert: „Ein von uns gefasster Gedanke drängt immer auf die Beantwortung der Frage nach seinem Wahrsein.“ (NS 183) Diesem Drängen sollten wir natürlich nicht nachgeben, wenn der Gedanke nicht wahr ist. Aber wenn wir ihm nachgeben, dann urteilen wir. Das Urteil ist dann die Anerkennung seines Anspruchs auf Wahrheit. (Stepanians, 1998, 89).

Für Stepanians sind Gedanken also performativ nicht neutral, sondern haben wie Fragen einen auffordernden Charakter: Alle Gedanken, inklusive falsche Gedanken, erheben den Anspruch, wahr zu sein. Diese These verteidigt Stepanians zum einen mit der *Omnipräsenz* des Sinns von „wahr“, zum anderen damit, dass „anerkennen“ unter anderem die Bedeutung des Einräumens eines Anspruchs hat. Auf beide Gesichtspunkte will ich kurz eingehen.

Frege hat beobachtet, dass der Sinn des Wortes „wahr“ einem Gedanken inhaltlich nichts hinzufügt: „Das Wort ‚wahr‘ liefert [...] durch seinen Sinn keinen wesentlichen Beitrag zum Gedanken“ (NS 271; vgl. NS 153). Es ist einerlei, ob wir behaupten

„Es ist wahr, dass Meerwasser salzig ist“ oder „Meerwasser ist salzig“ – beide Sätze drücken den Gedanken aus, dass Meerwasser salzig ist.<sup>3</sup> Einige Autoren haben Frege aufgrund dieser Beobachtung eine *Redundanztheorie* der Wahrheit unterstellt.<sup>4</sup> In diesem Zusammenhang will ich einem Missverständnis entgegenreten: Frege sagt nicht, dass das Wort „wahr“ *keinen* Sinn hat, sondern dass es keinen Sinn hat, der zum Sinn eines Satzes einen inhaltlichen Beitrag leistet. Frege bringt ein einfaches aber überzeugendes Argument dafür vor, dass „wahr“ nicht sinnlos ist: Wenn nämlich „wahr“ überhaupt keinen Sinn hätte, dann „hätte auch ein Satz, in dem ‚wahr‘ als Prädikat vorkäme, keinen Sinn“ (NS 272). Daher kann man nur sagen, dass „wahr“ einen ‚inhaltsleeren‘ Sinn hat, einen Sinn, „der zum Sinne des ganzen Satzes, in dem es als Prädikat vorkommt, nichts beiträgt“ (NS 272).<sup>5</sup>

Die Redundanzthese hat jedoch so etwas wie eine Rückseite, denn die gedankliche Identität von „*p*“ und „es ist wahr, dass *p*“ ist ebenso gut mit der Allgegenwart des Sinns von „wahr“ verträglich. Künne (1985, 133) und Burge (1986, 145) bezeichnen dies als *Omnipräsenz* des Sinns von „wahr“, wobei Künne (2003, 34) explizit zwischen Freges Redundanzthese und Omnipräsenzthese unterscheidet. Dass Frege zusätzlich zur Redundanz- auch die Omnipräsenzthese vertreten hat, belegt nach Künne die folgende Stelle: „Immerhin gibt es zu denken, das wir an keinem Dinge eine Eigenschaft erkennen können, ohne damit zugleich den Gedanken, dass dieses Ding diese Eigenschaft habe, wahr zu finden“ (G 61). Wenn der Sinn von „wahr“ in dem Sinne redundant ist, dass er einem Gedanken inhaltlich nichts beifügt, dann kann er, so die Umkehrung der Überlegung, auch problemlos hinzugedacht werden, ohne dass sich der Gedanke ändert. Frege geht sogar noch einen Schritt weiter und sagt nicht nur, dass der Sinn von „wahr“ hinzugedacht werden kann, sondern dass er tatsächlich hinzugedacht *wird*. Der Sinn von „wahr“ ist insofern allgegenwärtig, als jede Prädikation diesen Sinn „gewissermassen als unsichtbare[n] Schatten“ (Stepanians, 1998, 87) mitsichführt.

Die gedankliche Omnipräsenz des Sinns von „wahr“ ist für Stepanians eine Manifestation des Wahrheitsanspruchs von Gedanken:

Gleichgültig, ob der gefasste Gedanke wahr oder falsch ist, ob er schliesslich als wahr anerkannt wird oder nicht, in jedem Fall *präsentiert* er sich dem Denkenden *als wahr*. Dieses *Sich-als-wahr-Präsentieren* des Gedankens kann als Anspruch gedeutet werden, wahr zu sein. Wer urteilt, dass *p*, der bestätigt gewissermassen nur noch, was der Gedanke ausdrückt: dass es wahr ist, dass *p*. Er erkennt nur

---

<sup>3</sup>Vgl. hierzu auch die bekannte Stelle aus *Der Gedanke*: „Beachtenswert ist es auch, dass der Satz ‚ich rieche Veilchenduft‘ doch wohl denselben Inhalt hat wie der Satz ‚es ist wahr, dass ich Veilchenduft rieche‘. So scheint denn dem Gedanken dadurch nichts hinzugefügt zu werden, dass ich ihn die Eigenschaft der Wahrheit beilege“ (G 61).

<sup>4</sup>Dies sind u.a. Blackburn (1984, 258), Burge (1986), Horwich (1990, 39) und Soames (1999, 229); für eine überzeugende Korrektur dieser These siehe Kemmerling (2003a) und Picardi (1987, 149).

<sup>5</sup>Ausnahmen sind Sätze wie „what the policeman said is true“ (Geach, 1965, 457).

einen Anspruch an, den der Gedanke schon von sich aus an den Denkenden heranträgt. Ist der Gedanke falsch, so kann durch Hinzufügung eines verneinenden Bestandteils sein kontradiktorisches Gegenteil erzeugt werden. Dessen Drängen nach Anerkennung kann nun problemlos stattgegeben werden. (Stepanians, 1998, 89)

Gedanken präsentieren sich dem Denkenden stets als wahre Gedanken. Stepanians führt diese Beobachtung auf den Wahrheitsanspruch zurück, den Gedanken erheben: Für Gedanken ist es konstitutiv, dass sie „von sich selbst in gewisser Weise [...] sagen, dass sie wahr sind“ (Stepanians, 1998, 88). Gedanken sagen dies nicht in einem behauptenden, sondern eher in einem fordernden Ton. Der von Gedanken erhobene Anspruch wirkt sich auch auf den Urteilsbegriff aus, denn beim Urteilen wird dem Anspruch des Gedankens nachgegeben. Für Stepanians ist damit klar, dass Frege „anerkennen“ im juristischen Sinn meint. Das Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens bestehe „im passiven Einräumen eines Anspruchs, der auch dann besteht, wenn er nicht anerkannt wird“ (Stepanians, 1998, 86). Die Ausführungen zur Etymologie von „anerkennen“ am Ende des letzten Unterkapitels sollen diese Interpretation stützen.

Obwohl die Interpretation von Stepanians über weite Strecken überzeugt, will ich im Rest dieses Unterkapitels auf einige Schwächen und Probleme hinweisen. Ein mögliches Missverständnis steckt im Wortlaut „anerkennen“ bzw. „einräumen eines Anspruchs“ und sollte vorweg beseitigt werden. Stepanians schreibt: „Was im Urteil anerkannt wird, ist ein Anspruch, nämlich der Anspruch eines Gedankens auf Wahrheit“ (Stepanians, 1998, 86). Gemeint ist nicht, dass man beim Urteilen einräumt, *dass* ein Gedanke einen Wahrheitsanspruch erhebt, sondern dass er den Anspruch *zu Recht* erhebt. Wer die Wahrheit eines Gedankens anerkennt, gesteht zu, dass der Gedanke tatsächlich wahr ist. Problematisch ist Stepanians Vorschlag nicht etwa deshalb, weil unklar bliebe, worauf sich „anerkennen“ im juristischen Sinn bezieht, sondern aus folgenden Gründen.

Erstens ist es seltsam, dass Stepanians zwar einräumt, dass „schliessen“ für Frege (und Russell) eine „faktive Komponente enthält“ (Stepanians, 1998, 146), diese aber im Zusammenhang mit isolierten Urteilen völlig ausblendet. Obwohl Stepanians den Schlussbegriff Freges sehr genau untersucht und die Wichtigkeit der für Frege eigentümlichen Präferenz für wahre Urteile hervorhebt, scheinen sich für Stepanians daraus keine Konsequenzen für den Urteilsbegriff zu ergeben. Im juristischen Sinn ist „anerkennen“ nicht faktiv, denn selbst wenn jemand zu Unrecht verurteilt oder freigesprochen wird, hat das Fehlurteil Geltung. Stepanians schuldet somit eine Erklärung dafür, wie sich der Wahrheitsanspruch von Gedanken im Rahmen von Beweisführungen bemerkbar macht, bzw. ob sich dieser vom Wahrheitsanspruch isolierter Gedanken unterscheidet.

Zweitens erheben die einzelnen Gedanken keinen Anspruch auf Wahrheit, wenn sie in ein Konditional eingebettet sind; nur das gesamte Gedankengefüge könnte diesen Anspruch erheben. Frege selbst analysiert den Satz „wenn jetzt die Sonne schon aufgegangen ist, ist der Himmel stark bewölkt“ (SB 46) als Gefüge, das zwei Gedanken ausdrückt – dass die Sonne jetzt schon aufgegangen ist, und dass der Himmel stark bewölkt ist. Keiner dieser Gedanken „drängt uns auf“, die Frage nach seiner Wahrheit zu beantworten. Dieser Satz ist „wahr, sowohl wenn jetzt die Sonne noch nicht aufgegangen ist, *sei nun der Himmel stark bewölkt oder nicht*, als auch wenn die Sonne bereits aufgegangen ist, und der Himmel stark bewölkt ist“ (SB 46; *meine Hervorh.*). Obwohl der im Nachsatz ausgedrückte Gedanke gefasst werden muss, erhebt er keinerlei Wahrheitsanspruch, wenn der Vordersatz falsch ist. Aus diesem Grund ist es auch nicht richtig, die Omnipräsenz des Sinns von „wahr“ mit dem Wahrheitsanspruch von Gedanken gleichzusetzen. Der Sinn von „wahr“ ist auch im Nachsatz präsent, aber der Nachsatz erhebt keinen Anspruch auf Wahrheit.

Drittens ist die Gleichsetzung von Wahrheitsanspruch und Omnipräsenz des Sinns von „wahr“ grundsätzlich problematisch. Allein der Umstand, dass „es ist wahr, dass...“ zu Hauptsätzen im Indikativ hinzugefügt werden kann, ist kein Beleg dafür, dass diese einen Anspruch auf Wahrheit erheben. Ein Anspruch ist eine Forderung, der man nachkommen soll. Würden Gedanken tatsächlich solche Ansprüche stellen, müsste das omnipräsente Partikel eher „... ist *doch* wahr“ heißen und nicht nur „es ist wahr, dass...“. Denn wenn Gedanken zum Urteilen auffordern sollen, dann müssen sie über ein performatives und nicht bloss über ein konstatives Element verfügen. Selbstverständlich können auch Deklarativsätze wie „Wir machen uns dann mal auf die Socken“ Aufforderungen ausdrücken, aber wenn die Omnipräsenz des Sinns von „wahr“ die These stützen soll, dass Gedanken einen Wahrheitsanspruch erheben, dann müssten *Gedanken* performative Elemente aufweisen, nicht Äusserungen mit Sprechern, Hörern, Kontext, Intonation etc. Ein Gedanke müsste gewissermassen *provozieren*, dass man ihn als wahr anerkennt. Dies führt direkt zur Hauptschwierigkeit von Stepanians Vorschlag.

Viertens ist es nicht nur nicht nachvollziehbar, dass *falsche* Gedanken den Anspruch erheben, wahr zu sein, sondern dass Gedanken überhaupt Ansprüche erheben. Richtig ist, dass sich Gedanken dem Denkenden in einer Weise präsentieren können, als würden sie einen Wahrheitsanspruch erheben, aber das liegt nicht an der spezifischen Konstitution von Gedanken, sondern am Denken. Vieles von dem, was wir denken, wird mit dem Anspruch gedacht, dass es wahr ist, aber es sind wir Menschen und nicht die Gedanken, die Ansprüche stellen. Dass sich ein Gedanke dem Denkenden in einer Weise präsentieren kann, als ob er einen Wahrheitsanspruch stellen würde, liegt nicht an der besonderen Konstitution von Gedanken. Vielmehr liegt dies an dem, was

es für uns heisst, einen Gedanken zu *fassen*, bzw. etwas zu *denken*. Ansprüche und Forderungen stellen, Bedürfnisse äussern und auf Anrechten bestehen sind Tätigkeiten, die Menschen ausüben. Denken ist ebenfalls eine Tätigkeit – und zwar eine, die oft mit dem Anspruch ausgeübt wird, dass es wahr ist, was man denkt. Aber der Anspruch ist unserer, nicht der der Gedanken. Es wird nicht den Gedanken freuen oder betrüben, dass er wahr ist, sondern den Menschen, der ihn gefasst hat. Stepanians Theorie des Urteilens als Anerkennen eines Anspruchs anthropomorphisiert Gedanken in einer unzulässigen Weise.<sup>6</sup>

Die vier Einwände sprechen dagegen, Freges „anerkennen“ juristisch zu deuten, und folglich das Urteilen als Bestätigen der Rechtmässigkeit eines Anspruchs zu begreifen. Zu den vorwiegend interpretatorischen Bedenken kommt ein weiterer Vorbehalt hinzu, der unabhängig von der Auslegung von Freges Erläuterungen zum Urteilen Bestand hat. Und zwar läuft die Konzeption des Urteilens als Anerkennen eines Anspruchs Gefahr, das Urteilen als einen zusammengesetzten Akt beschreiben. Denn das Erheben eines Anspruchs ist vom Einräumen, dass der Anspruch zu Recht besteht, ganz verschieden, und dem Akt des Einräumens muss ein Akt des Erhebens vorausgehen. Damit rückt diese Urteilskonzeption in die Nähe der Stufentheorie des Urteilens, welche in einem Urteil ebenfalls zwei verschiedene Akte zusammenfasst – einen blossen Akt des Denkens und einen Akt des Urteilens. Auf die Probleme, mit denen ein derart *kumulativer* Urteilsbegriff behaftet ist, sind wir bereits im Zusammenhang mit dem Urteilen als Fortschreiten von einem Gedanken zu seinem Wahrheitswert eingegangen (Kap. 3.2). Ich werde am Ende dieses Kapitels einen neuen Ansatz skizzieren, der diese Probleme vermeidet. Der springende Punkt dieser Urteilskonzeption wird sein, keinen Keil zwischen den Akt des Denkens und den Akt des Urteilens zu treiben, und Urteilen als eine Art des Denkens zu begreifen. Doch vorher wollen wir uns zwei weiteren Vorschlägen zuwenden, wie Freges Gebrauch von „anerkennen“ zu deuten ist.

#### 4.3 Ontisches Anerkennen

Textor (2010) argumentiert dafür, dass „anerkennen“ in Freges Standardcharakterisierung im ontischen Sinn zu nehmen ist. Er stützt sich dabei auf die folgende Stelle:

Wenn ich die Frage stelle, ob die Sonne grösser als der Mond sei, so *erkenne* ich damit den Sinn des Fragesatzes „Ist die Sonne grösser als der Mond?“ *an*. Wäre nun dieser Sinn ein Gedanke, dessen Sein in seiner Wahrheit bestände, so *erkennte* ich zugleich das Wahrsein dieses Sinnes *an*. Das Fassen des Sinns wäre zugleich ein Urteilen, und das Aussprechen des Fragesatzes wäre zugleich eine Behauptung, also die Beantwortung der Frage. Es darf aber im Fragesatze weder die Wahrheit,

---

<sup>6</sup>Dem Phänomen, dass sich Gedanken dem Denkenden als wahr präsentieren können, muss nicht auf der Ebene der Gedanken begegnet werden, sondern auf der Ebene des Urteilens. Dies werde ich im Kapitel zu Moores Paradox zu zeigen versuchen (vgl. Kap. 6).

noch die Falschheit seines Sinnes behauptet werden. Darum ist der Sinn eines Fragesatzes nicht etwas, dessen Sein in seinem Wahrsein besteht. Das Wesen der Frage erfordert die Scheidung des Fassens des Sinnes vom Urteilen. (V 145; *meine Hervorh.*)

Textor rekonstruiert diese Stelle als *Reductio ad Absurdum*, in der „das Sein eines Gedankens besteht in seiner Wahrheit“ die zu verwerfende Prämisse darstellt. Das Argument ist nur dann gültig, wenn „anerkennen“ in dieser Passage immer im selben Sinn verwendet wird, sonst würde sich Frege einer Äquivokation schuldig machen:<sup>7</sup>

- |   |                      |
|---|----------------------|
| (P1) Wer eine Satzfrage stellt, anerkennt <sub>1</sub> den Sinn der Frage.  | A                    |
| (P2) Der Sinn einer Frage ist ein Gedanke, dessen Sein im Wahrsein besteht. | A                    |
| (P3) Wer eine Frage stellt, anerkennt <sub>2</sub> einen wahren Gedanken.   | 1,2                  |
| (P4) Urteilen ist Anerkennen <sub>2</sub> der Wahrheit eines Gedankens.     | A                    |
| (P5) Wer eine Frage stellt, urteilt.  | Widerspruch! 3,4     |
| ∴ Nicht-(P2)  | RAA (P1), (P2), (P4) |

Was hier als Prämisse (P1) wiedergegeben wird, ist eine Plattitüde über das Fragestellen und folgt nach Textor aus Freges Bestimmung von Satzfragen als Aufforderungen, „einen Gedanken entweder als wahr anzuerkennen, oder als falsch zu verwerfen“ (V 143). Prämisse (P4) gibt Freges Standardcharakterisierung für das Urteilen wieder und steht ebenfalls nicht zur Debatte. Die Prämisse (P2) wird aufgrund des offensichtlichen Widerspruchs in (P5) verworfen: Wenn Fragen nur Gedanken ausdrücken würden, die wahr sind, dann würden Fragen bereits beantwortet, wenn sie gestellt werden. Gedanken müssen folglich unabhängig von ihrem Wahrsein existieren. Textor macht nun geltend, dass das Argument nur dann gültig ist, wenn „anerkennen<sub>1</sub>“ denselben Sinn hat wie „anerkennen<sub>2</sub>“. Da „anerkennen<sub>1</sub>“ eindeutig im ontischen Sinn gemeint sei, müsse auch „anerkennen<sub>2</sub>“ im ontischen Sinn verwendet werden. Frege vertrete demnach eine ontische Theorie des Anerkennens: „The result is that judging that *p* is acknowledging an object: the being true of *p* (*das Wahrsein des Sinnes*)“ (Textor, 2010, 636).

Dieses Argument soll kurz bewertet werden, bevor wir uns weiter auf die ontische Theorie des Anerkennens einlassen. Dass „anerkennen“ einen ontischen Sinn hat, von dem Frege gelegentlich auch Gebrauch macht, ist unbestritten – die Losung „ein drittes Reich muss anerkannt werden“ ist hierfür der beste Beweis. Doch das macht die

---

<sup>7</sup>Vgl. Textor (2010, 20-1); ich gebe Textors *Reductio* leicht vereinfacht wieder und orientiere mich am deutschen Originaltext – die Pointe wird dadurch nicht verändert.

Stelle, auf die sich Textor bezieht, nicht zu einem Beleg, dass Frege „anerkennen“ *immer* im ontischen Sinn versteht. Wir haben bereits in einem anderen Zusammenhang feststellen können, dass Frege hie und da mit verschiedenen Bedeutungen spielt (Kap. 3.4). Die von Textor angeführte Stelle könnte ein weiteres Beispiel hierfür sein, da höchsten „anerkennen<sub>1</sub>“ in (P1) ontologisch gemeint ist. Für den Verlauf von Freges Argumentation wäre dies nicht tragisch, da die (P2) zugrunde liegende Hypothese, dass das Sein eines Gedankens in seinem Wahrsein besteht, bereits am Anfang von *Die Verneinung* angegriffen wird. Frege fährt eine ganze Batterie von Argumenten gegen diese Hypothese auf und von diesen Argumenten schlachtet keines eine Äquivokation aus. Das erste Argument macht geltend, dass „falscher Gedanke“ widersprüchlich ist, wenn das Sein eines Gedankens im Wahrsein besteht:

Wenn das Sein eines Gedankens sein Wahrsein ist, dann ist der Ausdruck „falscher Gedanke“ ebenso widerspruchsvoll wie der Ausdruck „nichtseiender Gedanke“; dann ist der Ausdruck „der Gedanke, dass drei grösser als fünf ist“ leer, und darf deshalb in der Wissenschaft – ausser zwischen Anführungszeichen – überhaupt nicht gebraucht werden; dann darf man nicht sagen „dass drei grösser als fünf sei, ist falsch“, weil das grammatische Subjekt leer ist. (V 144)

Man könnte von einem falschen Gedanken nicht einmal sagen, dass er falsch ist, wenn seine Existenz von seiner Wahrheit abhängt.

Das zweite Argument gegen die Hypothese, dass das Sein eines Gedankens im Wahrsein besteht, macht geltend, dass Fragen, auf welche die Antwort „Nein“ lauten muss, überhaupt keinen Sinn ausdrücken würden, und somit keine Fragen wären:

Wenn man herausgebracht hätte, dass die Frage zu bejahen wäre, könnte man den Fragesatz als sinnvoll annehmen, weil er einen Gedanken als Sinn hätte. Wie aber, wenn die Frage zu verneinen wäre? Einen Gedanken hätte man bei unserer Voraussetzung als Sinn nicht. Aber irgendeinen Sinn muss der Fragesatz doch wohl haben, wenn er überhaupt eine Frage enthalten soll [...] Was also als Sinn des Fragesatzes vor der Beantwortung der Frage fassbar ist [...] kann kein Gedanke sein, wenn das Sein des Gedankens in seinem Wahrsein besteht. (V 144)

Das Verneinen einer Satzfrage setzt voraus, dass man den Sinn der Frage erfasst. Wenn dieser jedoch im Wahrsein eines Gedankens besteht, dann kann eine solche Frage weder verstanden noch gestellt werden. Für die Widerlegung der (P2) zugrunde liegenden Hypothese ist das Argument, das Textor heranzieht, deshalb unwesentlich. Aber es wäre voreilig, Textors Ansatz deswegen nicht weiter zu verfolgen – vielleicht kann der ontische Begriff des Anerkensens für das Verständnis von Freges Urteilsbegriff dennoch fruchtbar gemacht werden.

Die ontische Lesart von „anerkennen“ hat einen entscheidenden Vorteil gegenüber allen anderen Lesarten: Das, was anerkannt wird, ist keine Eigenschaft, sondern ein Gegenstand. „Acknowledgment in the ontic sense is prima facie a mental act that



accepts an object“ (Textor, 2010, 629). Da Wahrheitswerte für Frege nun einmal Gegenstände sind, nimmt die ontische Theorie des Anerkennens nicht nur die nicht-prädikative Rolle der Wahrheit beim Urteilen ernst, sie vermeidet auch den Regress, der entsteht, wenn man das Urteilen als Zuschreibungen von Wahrheit zu einem Gedanken begreift (vgl. Textor 2010, 637-8). Wenn ich etwa urteile, dass  $2 + 2 = 4$ , dann prädiere ich nicht Wahrheit vom Gedanken, dass zwei plus zwei vier ergibt, sondern ich anerkenne ontisch einen Gegenstand, und zwar den Wahrheitswert davon, dass  $2 + 2 = 4$ : „The regress of predicating truth is stopped by the introduction of a new object“ (Textor, 2010, 637).

Doch halten wir einen Moment inne – kann die ontische Anerkennenstheorie wirklich vermeiden, dass beim Urteilen Wahrheit prädiert wird? Nach Textor ist ein Urteil ein ontischer Akt des Anerkennens eines Gegenstands; d.h. wer urteilt, nimmt einen Gegenstand – einen Wahrheitswert – als seiend an, ohne etwas von diesem Gegenstand zu prädiieren. Aber es ist nicht irgendein Wahrheitswert, sondern das Wahre, das Gegenstand der Anerkennung ist. In allen Urteilen wird demnach *derselbe* Gegenstand anerkannt. Dieser Gegenstand kann nur dann weiter spezifiziert werden, wenn er einem Gedanken zugeordnet wird: Das Wahre vom Gedanken, dass  $2 + 2 = 4$ , das Wahre vom Gedanken, dass Sokrates ein Mensch ist etc. Auf diese Prädikationen kann die ontische Anerkennenstheorie nicht verzichten, denn in der Wendung „das Wahre von  $p$ “ steckt nicht minder eine Prädikation als in „der Pullover von Peter“. Demnach engagiert auch die ontische Theorie des Anerkennens ein Wahrheitsprädikat, was nach Frege unzulässig ist.<sup>8</sup>

Besonders deutlich wird die verkappte Wahrheitsprädikation, wenn wir uns Urteilen im Kontext von Schlüssen zuwenden. In Schlüssen wird die Wahrheit eines Gedankens aufgrund der Wahrheit anderer Gedanken anerkannt. Wenn wir Textor darin folgen, dass Urteile ontische Akte des Anerkennens von Wahrheitswerten sind, dann muss sich jeder Syllogismus als Übergang von der Existenz zweier Wahrheitswerte zu der Existenz eines dritten Wahrheitswerts darstellen lassen; also vom Wahren und Wahren zum Wahren. Damit werden Syllogismen und alle anderen Schlüsse ununterscheidbar. Die *Pointe* eines Schlusses ist nur dann zu retten, wenn wir zusätzlich angeben, von *welchen* Gedanken wir das Wahre ontisch anerkennen: Das Wahre da-

---

<sup>8</sup>In einer früheren Fassung zieht Textor in Erwägung, dass die bestimmte Kennzeichnung „das Wahre von  $p$ “ ein Universale bezeichnet (Textor, 2008, 27): So wie eine Weinflasche dasselbe Grün aufweisen kann wie etwa ein Kirchenfenster, so ist es immer derselbe Wahrheitswert, den wir beim Urteilen anerkennen. Aber Universalien sind Abstraktionen von Eigenschaften; der Einwand lässt sich durch den Rekurs auf Universalien nicht entkräften. Textor schlägt sich denn auch auf die Seite jener Interpreten, die nicht bestreiten, dass Wahrheit für Frege ein Prädikat ist: „Does Frege really deny that truth is a property? I think not. His view is that truth is not a property that logic investigates“ (Textor, 2008, 38). Ich werde im nächsten Unterkapitel darauf eingehen, weshalb Wahrheit für Frege keine Eigenschaft ist.

von, dass alle Menschen sterblich sind, existiert; das Wahre davon, dass Sokrates ein Mensch ist, existiert; also existiert das Wahre davon, dass Sokrates sterblich ist. Eine rein ontisch bestimmte Einstellung des Aner kennens zwischen dem urteilenden bzw. schliessenden Subjekt einerseits und Wahrheitswerten andererseits lässt alle Urteile und Schlüsse gleichermassen blass erscheinen, und ihre Farbe gewinnen sie erst durch die Gedanken zurück, von denen ausgesagt wird, dass sie wahr sind. Mit dieser Abhängigkeit scheint die ontische Theorie des Aner kennens jedoch just den Vorsprung zu verlieren, mit dem sie sich ursprünglich von allen Ansätzen abzusetzen vermochte.

Textor rechnet das ontische Anerkennen in Abgrenzung zu den propositionalen Einstellungen zu den *nominal attitudes*, und vergleicht es mit anderen angeblich nominalen Einstellungen wie etwa dem Sehen (vgl. Textor 2010, 640). Leider ist dieser Vergleich wenig aufschlussreich, da es gerade bei dem Sehen äusserst umstritten ist, ob es primär Gegenstände sind, die wir wahrnehmen. Selbst wenn wir Textor darin zustimmen, dass wir in der Wahrnehmung primär Gegenständen gewahr werden („in perception one is fundamentally aware of objects“), dann ist dies noch kein Beleg dafür, dass wir einen unbestimmten, nicht-prädikativen epistemischen Zugang zu den Gegenständen haben, wie es die ontische Theorie fordert. Der Umstand, dass wir nie einen Gegenstand ohne mindestens eine seiner Eigenschaften wahrnehmen können, scheint eher dagegen zu sprechen, dass wir keinen rein ontischen Zugang zu Gegenständen haben können. Für Frege scheint dies zumindest ausgemacht:

Immerhin gibt es zu denken, dass wir an keinem Dinge eine Eigenschaft erkennen können, ohne damit zugleich den Gedanken, dass dieses Ding diese Eigenschaft habe, wahr zu finden. So ist mit jeder Eigenschaft eines Dinges eine Eigenschaft eines Gedankens verknüpft, nämlich die der Wahrheit. (G 61)

Eine zweite Schwierigkeit für die ontische Theorie des Aner kennens besteht darin, dass sie alle Urteile letztlich als Existenzurteile begreift. Wenn ich urteile, dass vor mir ein Baum steht, dann urteile ich, dass das Wahre vom Gedanken, dass vor mir ein Baum steht, existiert. Wenn ich urteile, dass keine Schraube fehlt, dann halte ich das Wahre davon, dass keine Schraube fehlt, für seiend etc. Ein Urteil ist immer ein Urteil über die Existenz eines Wahrheitswerts. Das ist zwar noch kein Defekt der Theorie, aber es wird zu einem Defekt, wenn das ontische Anerkennen den Schlüssel zu Freges allgemeiner Theorie des Urteilens darstellen soll. Die ontische Theorie des Aner kennens ist mit demselben Einwand konfrontiert, den wir bereits gegen die Stufentheorie und gegen andere Erklärungen für Freges Urteilsbegriff geltend gemacht haben: Wahrheitswerte kommen in der *Begriffsschrift* noch nicht vor. Textor bleibt daher eine Erklärung schuldig, inwiefern das Bejahen und Verneinen beurteilbarer Inhalte ontische Akte des Aner kennens sind. Dieser historische Einwand weist eine noch gravierendere, systematische Facette auf: Wahrheitswerte sind die Bedeutungen

von Aussagesätzen. Wenn beim Urteilen also ein Wahrheitswert ontisch anerkannt wird, dann wird die Bedeutung eines Satzes anerkannt. Mein Urteil, dass vor mir ein Baum steht, ist nach Textor so zu analysieren, dass ich das Wahre vom Gedanken als seiend anerkenne, der durch den Satz „Vor mir steht ein Baum“ ausgedrückt wird. Das führt zurück zu dem Problem, auf das ich im ersten Kapitel hingewiesen habe: Urteile sind stets Urteile über das Bezeichnen von Namen (vgl. Kap. 1.4). Die Begriffe *Wahrheitswert* und *Gedanke* gehören einer sprachlichen Kategorie an und liefern keine Erklärung Urteile, die wir unabhängig von unseren sprachlichen Fähigkeiten fällen.

Drittens wird die ontische Anerkennenstheorie Freges Wortwahl nicht gerecht. Weit häufiger als die Phrase „die Wahrheit eines Gedankens anerkennen“ verwendet Frege „einen Gedanken *als wahr* anerkennen“. Die adverbiale Bestimmung modifiziert „anerkennen“, im ontischen Sinn verlangt „anerkennen“ jedoch nach dem Namen eines Gegenstands. Selbst wenn es gelingt, die adverbiale Konstruktion „anerkennen als wahr“ in „die Wahrheit anerkennen“ zu übersetzen, bleibt Textor eine Erklärung schuldig, weshalb Frege nicht häufiger jene Formulierung wählt, welche die ontische Anerkennenstheorie tatsächlich stützen würde. Textor realisiert zwar die Abweichung von Freges Wortwahl, stuft die Adverbialbestimmung jedoch falsch ein: „For what could acknowledging *p* as true be other than predicating truth of it?“ (Textor, 2010, 637) Die Phrase „als wahr“ modifiziert nicht den Gedanken, sondern das Verb „anerkennen“ und führt nicht zum prädikativen Verständnis von Anerkennen, wie Textor unterstellt. Darauf werden wir am Ende dieses Kapitels detailliert eingehen. Doch vorerst wollen wir der Frage nachgehen, ob der epistemische Sinn von „anerkennen“ Aufschluss darüber geben kann, was Frege unter Urteilen versteht.

#### 4.4 Epistemisches Anerkennen

Ricketts (1996) vertritt wie bereits Carl (1994) die These, dass sich Freges Urteilsbegriff am Begriff des Wissens orientiert. Im Gegensatz zu Carl stellt Ricketts jedoch einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dieser These und Freges Gebrauch von „anerkennen“ her – Frege habe bewusst dieses Verb gewählt, da es wie „wissen“ faktiv ist:

Truth is thus the goal of judging, and judging is the recognition of truth. We have no grasp on the one apart from a grasp of the other. Frege's use here of a quasi-factive verb with jurisprudential associations is deliberate: he aligns judgment with knowledge, not belief. To make a judgment is to acquire a piece of knowledge; our capacity for judgment is a capacity to arrive at knowledge. (Ricketts, 1996, 131)

Frege aligns judgment with the acquisition of knowledge, not the formation of belief. (Ricketts, 1998, 172)

Als Beleg für die faktive Lesart zieht Ricketts das Wörterbuch von Moritz Heyne heran, das „anerkennen“ als „stärkeres erkennen, mit dem Beisinn des Würdigens und der Gesetzlichkeit“ (Heyne, 1890) definiert. Wenn „anerkennen“ faktiv ist, dann ist es auch „anerkennen der Wahrheit eines Gedankens“. Aus meinem Urteil, dass  $p$ , folgt dann, dass  $p$  wahr ist. Falsche Urteile gibt es ebenso wenig wie es falsches Wissen gibt.

Mit der faktiven Lesart von „anerkennen“ steht Ricketts allein auf weiter Flur. Seine Kritiker fragen zu Recht, wie es unter diesen Umständen möglich ist, ein falsches Urteil zu fällen.<sup>9</sup> Hat nicht Frege selber in Erwägung gezogen, dass es falsche Urteile gibt? „Was wahr ist, ist unabhängig von unserer Anerkennung. Wir können irren“ (NS 2). Stepanians (1998, 99, 194) sieht hierin einen Beleg, dass Freges Urteilsbegriff nicht faktiv ist. Aber es ist bemerkenswert, dass dies neben dem bereits zitierten „Beim Wahren ist ein Irrtum möglich, nicht aber beim Schönen“ (NS 143) die einzige Stelle in Freges Werk ist, welche die Möglichkeit falscher Urteile überhaupt in Betracht zieht. Und selbst das ist nicht richtig – Frege sagt schliesslich nicht, dass wir falsch urteilen können, sondern dass wir uns irren können. Der Irrtum könnte etwa darin bestehen, ein bestimmtes Urteil nicht zu fällen. Aus dem Kontext der Passage geht hervor, dass es Frege um die *Unabhängigkeit* der Wahr- oder Falschheit von unserem Anerkennen geht; d.h. Urteile *schaffen* keine Wahrheiten. Mir scheint, dass sich Stepanians irreführen lässt, wenn er diese Stelle als Beleg zitiert, dass Frege die Möglichkeit falscher Urteile in Erwägung zieht.<sup>10</sup>

Im Kapitel über das Schliessen haben wir bereits gesehen, dass ein faktiver Urteilsbegriff vor dem Hintergrund von Freges Logizismus nicht abwegig ist. Frege scheint jedoch auch unabhängig von Logik und Wissenschaft einen faktiven Urteilsbegriff gutzuheissen; er stellt des Öfteren einen direkten Zusammenhang zwischen Urteilen und Erkennen her:

Da nun jede Erkenntnis sich in Urteilen vollzieht... (NS 155)

[D]er Sprachgebrauch ist vielfach so, dass die eigentliche Urteilsfällung, die Erkenntnis der Wahrheit, nicht mitgenommen wird (NS 201).

Eine Erkenntnis kommt dadurch zustande, dass ein Gedanke als wahr anerkannt wird. [...] Doch rechne ich das Fassen des Gedankens nicht zur Erkenntnis, sondern erst die Anerkennung der Wahrheit, das eigentliche Urteilen. (NS 286)

---

<sup>9</sup>Vgl. Levine (1996, 147), Kremer (2000, 557) und Burge (2005, 140, Fn.10).

<sup>10</sup>Der Fehler ist möglicherweise dadurch zu erklären, dass Frege zuvor schreibt: „Indem wir etwas innerlich *als wahr anerkennen*, *urteilen* wir, und indem wir das Urteil äussern, behaupten wir“ (NS 2). Das führt auf die falsche Spur, dass sich „irren“ auf das Urteilen und Behaupten bezieht. Plausibler scheint mir wie gesagt die Lesart, derzufolge *wir* es sind, die sich irren, wenn sich jemand irrt. Denn wenn wir durch unser Urteilen wahre Gedanken schaffen würden, dann wäre ein Irrtum tatsächlich unmöglich. Aber damit ist nicht ausgeschlossen, dass man nur dann von einem Urteil sprechen kann, wenn der beurteilte Gedanke wahr ist.

Immerhin gibt es zu denken, dass wir an keinem Dinge eine Eigenschaft erkennen können, ohne damit zugleich den Gedanken, dass dieses Ding diese Eigenschaft habe, wahr zu finden. (G 61)

[A]ber auch der bloße Gedanke gibt keine Erkenntnis, sondern erst der Gedanke zusammen mit seiner Bedeutung, d.h. seinem Wahrheitswerte (SB 35).<sup>11</sup>

Führt man sich diese Stellen vor Augen, gewinnt man leicht den Eindruck, dass Urteilen und Erkennen für Frege denselben *epistemischen Status* haben.<sup>12</sup> Wenn ich ein Urteil fälle, dann glaube ich nicht nur, dass ein Gedanke wahr ist, sondern ich erkenne die Wahrheit des Gedankens. Weil „erkennen“ wie „wissen“ ein faktives Verb ist, folgt aus meinem Urteil, dass der Gedanke tatsächlich wahr ist.

Die angeführten Stellen zeugen davon, dass Frege tatsächlich einen engen Zusammenhang zwischen Urteilen und Wissen herstellt. Dies stützt Ricketts' Position, doch die Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit falscher Urteile rückt damit in die Ferne. Gerade unsere Wahrnehmung stellt doch immer wieder unter Beweis, dass wir uns täuschen können. Sollte Freges Urteilsbegriff etwa jener Prüfung nicht standhalten, der sich Russell zufolge alle philosophischen Theorien zu unterziehen haben: „A good many philosophers [...] have constructed theories according to which all our thinking ought to have been true, and have then had the greatest difficulty in finding a place for falsehood“ (Russell, 1912, 70)? Ricketts erklärt falsche Urteile mit der strikten Unterscheidung zwischen Fürwahrhalten und Anerkennen:

The capacity for judgment is defeasible in that not every exercise of it results in knowledge; not every holding-true (fürwahrhalten) is a recognition-as-true. Still, it is recognition-as-true, not holding-true, that is the prior notion. A holding-true is a putative recognition-as-true, an exercise, perhaps flawed, of the capacity for knowledge. (Ricketts, 1996, 131)

Die Möglichkeit von Fehlern erklärt sich Ricketts so, dass nicht jeder Urteilsakt zu Wissen führt. Wenn wir uns irren, dann halten wir einen Gedanken bloss für wahr. Das *Ziel* von Urteilsakten ist Wahrheit („Truth is the goal of judging“) und wenn wir das Ziel verfehlen, dann haben wir eben kein Urteil gefällt. Falsche Urteile gibt es nicht, sondern nur misslungene Versuche, das Ziel zu treffen. Ein Urteil ist ein Treffer und verfehlte Treffer gibt es ebenso wenig, wie es falsches Wissen gibt.<sup>13</sup>

---

<sup>11</sup>Vgl. auch KS 263, NS 161, 273-4, WB 240. Die Vielzahl der Beispiele widerlegt auch die Behauptung von Stepanians (1998, 194), Frege würde nur an einer einzigen Stelle – gemeint ist das zweite Zitat oben (NS 201) – Urteilen und Erkennen gleichsetzen.

<sup>12</sup>Ich halte es für ratsam, nicht Urteilen und Wissen bzw. Erkennen gleichzusetzen, sondern deren epistemischen Status, da zwischen Urteilen, Erkennen und Wissen offensichtliche Unterschiede bestehen; z.B. sind Urteilen und Erkennen Tätigkeiten, Wissen jedoch nicht. Unter dem epistemischen Status einer Erkenntnisform verstehe ich den Grad an Gewissheit, der mit dieser Form verbunden wird.

<sup>13</sup>Kremer (2000) geht näher auf die Analogie ein zwischen Zielen und Treffen einerseits und Fürwahrhalten und Urteilen andererseits. In diesem Zusammenhang erläutert er auch, weshalb das

Den Hintergrund von Ricketts These, dass Urteilen und Wissen denselben epistemischen Status haben, bildet nicht wie etwa bei Carl ein Modell des wissenschaftlichen Fortschritts, das unsere Suche nach Wahrheit vorantreibt (vgl. Kap. 3.2). Mit der Angleichung von Urteilen an Wissen versucht Ricketts vielmehr, den Urteilsbegriff Freges von demjenigen von Moore und Russell abzugrenzen. Diese würden Urteile mit Überzeugungen (*belief*) gleichsetzen und eine scharfe Trennung zwischen dem Gehalt von Überzeugungen (*proposition*) auf der einen Seite und der Wahr- bzw. Falschheit als Eigenschaften dieser Propositionen auf der anderen Seite vollziehen.<sup>14</sup> Für Frege seien Urteile jedoch viel enger mit dem Begriff der Wahrheit verflochten und das zeige sich am Begriff des Anerkens: „For Frege, the conceptions of judgment and truth are intertwined, as enunciated in his dictum that judgment is the recognition (anerkennen) of the truth of a thought“ (Ricketts, 1996, 130-1). Mit viel Nachdruck vertritt Ricketts den Standpunkt, dass Wahrheit für Frege überhaupt keine Eigenschaft ist – auch nicht von Gedanken.<sup>15</sup> Das zeige Freges bekanntes Regress-Argument gegen die Definierbarkeit von Wahrheit. Weil dieses Argument für Ricketts Frege-Interpretation zentral ist und weil ich mich dieser weitgehend anschliesse, will ich kurz auf das Argument eingehen. Ricketts’ Auslegung des Arguments ist in unserem Zusammenhang besonders interessant, weil er sozusagen eine ‚Urteilsvariante‘ des Regress-Arguments anbietet.

Frege zieht mehrfach in Erwägung, dass Wahrheit in der Übereinstimmung zwischen Vorstellungen oder Gedanken einerseits und der Wirklichkeit andererseits besteht (G 60, NS 139f., 145f.). Schliesslich verwirft er die Idee einer Korrespondenztheorie der Wahrheit mit einem Argument, das in der Literatur als *Regress-Argument* bekannt ist.<sup>16</sup> In diesem Argument demonstriert Frege, dass man in eine „Tretmühle“ (NS 146) gerät, wenn man Wahrheit als Übereinstimmung definiert. Daraus zieht er

---

Anerkennen gegenüber dem blossen Fürwahrhalten vorrangig ist: „holding true is to judging as aiming at the target is to hitting the target. While every act of hitting the target involves aiming at the target, hitting-the-target is the prior notion; for hitting-the-target specifies the goal that defines aiming at the target“ Kremer (2000, 555). Es soll uns hier weder kümmern, dass nicht jedem Treffer ein Zielen vorausgehen muss (es gibt auch Glückstreffer), noch dass Fürwahrhalten nicht analog zum Zielen ist, sondern zum gezielten *Schiessen*.

<sup>14</sup>Vgl. Moore (1899) und Russell (1904); oder auf den Punkt gebracht: „In fact, truth and falsehood are properties of beliefs and statements“ (Russell, 1912, 70).

<sup>15</sup>Vgl. Ricketts (1996, 132), Ricketts (1986b, 78) und Ricketts (2003, 417); für ähnliche Positionen siehe ferner Goldfarb (2001) und Weiner (1990); Weiner (2005); Weiner (2008). Stanley (1996), Tappenden (1997), Heck/May (2007) und Greimann (2008) bringen Argumente für die gegenteilige These vor, dass Frege über ein Wahrheitsprädikat verfügt.

<sup>16</sup>Diesen Namen verdankt es Dummetts Rekonstruktion (Dummett, 1973, 443). Das Argument ist tückisch und die Interpreten streiten sich bis heute darüber, welches seine Prämissen sind bzw. worin seine Konklusion besteht. Für eine unvollständige, aber sehr systematische Darstellung einiger Positionen siehe Pardey (2004), einschlägig sind neben den bereits erwähnten Autoren Carruthers (1981); Moreno (1996); Kemp (1999); Sluga (2001); Heck (2002); Shieh (2002); Künne (2003); Stepanians (2003); Stepanians (2004).

den Schluss, dass nicht nur die Korrespondenztheorie der Wahrheit, sondern auch „jeder andere Versuch, das Wahrsein zu definieren“ (G 60), scheitert:

Denn in einer Definition gäbe man gewisse Merkmale an. Und bei der Anwendung auf einen besonderen Fall käme es dann immer darauf an, ob es wahr wäre, dass diese Merkmale zuträfen. So drehte man sich im Kreise. Hiernach ist es wahrscheinlich, dass der Inhalt des Wortes „wahr“ ganz einzigartig und undefinierbar ist. (G 60)

Über dieses Argument sagt Dummett (1973, 443), es erwecke den Eindruck einer Sophisterei, und Burge (2005, 139) stellt ein Enthymem fest, ein verkürztes Argument, das nur unter der Hinzunahme zusätzlicher Prämissen zur gewünschten Konklusion führt. Es ist beispielsweise alles andere als offensichtlich, weshalb man sich erneut zu fragen hat, ob eine gegebene Wahrheitsdefinition selber wahr ist. Auffallend ist, dass Frege, wenn immer er das Argument vorbringt, grossen Wert auf die *Anwendbarkeit* der Wahrheitsdefinition legt – es wäre sonst „vergeblich, durch eine Definition deutlicher zu machen, was unter ‚wahr‘ zu verstehen sei“ (NS 139). Damit legt Frege nahe, dass eine Definition der Wahrheit zweckmässig sein muss. Eine Wahrheitsdefinition definiert nicht nur, was Wahrheit ist, sie bietet gleichsam ein *Kriterium* zur Feststellung, ob etwas wahr ist. Wenn Wahrheit eine Eigenschaft von Gedanken wäre, wie etwa die, mit der Wirklichkeit übereinzustimmen, dann müssten wir erst überprüfen, ob ein Gedanke diese Eigenschaft hat, ehe wir seine Wahrheit anerkennen. Ein Urteil zu fällen, ohne von allen verfügbaren Mitteln Gebrauch zu machen, die seine Wahrheit sichern, wäre eine blossen *Farce*. Weil jedoch jedes Überprüfen, ob etwas der Fall ist, selbst in einem Urteilsakt mündet, führt die Definition von Wahrheit als feststellbare Eigenschaft in einen *infiniten Regress*.<sup>17</sup> Ricketts zieht aus diesem Argument nicht nur den Schluss, dass Wahrheit nicht definierbar ist, sondern dass Wahrheit überhaupt keine Eigenschaft ist: „But the regress argument, as I have presented it, seems to support the stronger conclusion that truth is not a property at all“ (Ricketts, 1996, 132).

Ricketts' Darstellung des Regress-Arguments wird von vielen Autoren als etwas eigenwillig empfunden, da sie die grundsätzliche *Definierbarkeit* von Wahrheit als Prädikat mit der *Anwendung* dieses Prädikats in einen Topf wirft. Nicht der prädikative Wahrheitsbegriff bringe den Regress ins Rollen, so der nahe liegende Einwand, sondern die Forderung, dass er anwendbar sein müsse.<sup>18</sup> Mir scheint jedoch, dass Ricketts und Frege ein gutes philosophisches Gespür zeigen, wenn sie die Definierbarkeit der Wahrheit als Prädikat an deren Verwendung in Urteilen knüpfen. Denn eine Wahrheitsdefinition würde gleichsam ein Kriterium  $\phi$  für korrekte Urteile liefern: Jemand urteilt korrekt, dass  $p$ , genau dann, wenn  $\phi(p)$ . Es wäre töricht, nicht auf

---

<sup>17</sup>Vgl. Ricketts (1996, 129f.) und Kremer (2000, 579).

<sup>18</sup>Vgl. Shieh (2002, 107) und Burge (2005, 139).

$\phi$  zurückzugreifen, wenn die Wahrheit von  $p$  auf dem Spiel steht. Anders gesagt: Wenn Wahrheit sowohl das *Ziel* von Urteilen als auch ein *Kriterium* für die Korrektheit von Urteilen ist, dann kann mein Urteilen, dass  $p$ , nur dann ein ernsthafter Versuch sein, das Ziel zu treffen, wenn ich das Wahrheitskriterium  $\phi$  anwende. Ich könnte von mir nicht ernsthaft behaupten, dass ich das Ziel, die Wahrheit zu treffen, zu erreichen versuche, wenn ich das Kriterium zur Überprüfung der Wahrheit nicht anwendete (vgl. Kremer 2000, 554, Ricketts 1996, 134). Da Wahrheit das Ziel von Urteilsakten ist, kann sie nicht zugleich eine feststellbare Eigenschaft sein. Denn wenn Wahrheit eine feststellbare Eigenschaft wäre, dann wären wir geradezu verpflichtet, Gedanken auf diese Eigenschaft hin zu überprüfen; das Resultat wäre eine nicht abbrechende Folge von Wahrheitsprädikaten  $\phi(\phi(\phi...(p)))$  – aber kein Urteil.

Welche Schlüsse lassen sich nun aus diesem Argument für den Urteilsbegriff ziehen? Wahrheit ist keine Eigenschaft, also wird beim Urteilen kein Wahrheitsprädikat zugeschrieben. Das Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens ist kein Akt der Prädikation, weil zwischen Gedanken und Wahrheit ein anderes Verhältnis besteht als das zwischen Gegenstand und Eigenschaft (vgl. SB 34). Dieses Ergebnis ist nicht unwichtig, wir wollen es daher in einem einzigen Satz festhalten: Urteilen ist nicht das Präzisieren von Wahrheit. In *Über Sinn und Bedeutung* bestätigt Frege die nicht-prädikative Rolle von der Wahrheit für das Urteilen: „Man gelangt durch die Zusammenfügung von Subjekt und Prädikat immer nur zu einem Gedanken, nie von einem Sinne zu dessen Bedeutung, nie von einem Gedanken zu dessen Wahrheitswerte“ (SB 35). Wenn wir einem Gedanken Wahrheit zusprechen, fassen wir bloss einen neuen, komplexeren Gedanken, aber ein Urteil fällen wir damit nicht. Die Annahme, dass der Wahrheit beim Urteilen eine prädikative Rolle zukommt, führt in einen infiniten Regress.<sup>19</sup>

Viele Autoren haben Frege unterstellt, beim Verfassen der *Begriffsschrift* selber eine prädikative Urteilstheorie vertreten zu haben.<sup>20</sup> Sie beziehen sich auf Freges Vorschlag, sich die Begriffsschrift als eine Sprache mit nur einem Prädikat („... ist eine Tatsache“) vorzustellen (BS §3). Weil Frege jedoch bereits in der *Begriffsschrift* die logische Bedeutsamkeit der grammatischen Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat hinterfragt, belegt diese Stelle meiner Ansicht nach nicht, dass Frege dort ei-

---

<sup>19</sup>Vgl. Heck (2002, 86) und Textor (2010, 637). Pagin schreibt in der *Stanford Encyclopedia of Philosophy*: „According to Frege, judging cannot be the same as ascribing to a proposition [...] the *property* of being true, since moving from the proposition *that p* to the proposition *that p is true* is just moving from a proposition to a proposition.“ Und wenige Zeilen später gesteht er: „Since judging *that p* or asserting *that p* clearly is different from just thinking the thought that *p* is true, we must characterize the relation between assertion, or judgment, and truth in other terms than ascribing truth as a property, just as Frege observed. But it is difficult to do this in clear and convincing way.“ (Pagin, Fall 2008).

<sup>20</sup>Vgl. Geach (1961, 133), Geach (1965, 457-8), Dummett (1981, 491f.), Picardi (1987, 145), Kenny (1995, 37, Fn.), Heck (2002, 87), Macbeth (2005, 144-5) und Textor (2010, 621ff.).



ne prädikative Urteilstheorie vertreten hat. Diese Stelle ist vielmehr so zu lesen, dass *wenn* der Urteilsstrich in der deutschen Sprache paraphrasiert werden müsste, dann würde man sich mit dem Prädikat „ist eine Tatsache“ behelfen. Wir haben gesehen, dass dies ein Vorschlag von einer ganzen Reihe von Vorschlägen ist, wie der Urteilsstrich paraphrasiert werden kann. Doch daraus folgt nicht, dass Frege ursprünglich einen prädikativen Urteilsbegriff hatte. Das Beispiel zeigt vielmehr, dass der Urteilsstrich in einer natürlichen Sprache nur als Prädikat paraphrasiert werden kann. Das ist eine Feststellung über die Unverzichtbarkeit eines Prädikats beim Paraphrasieren und nicht über den Begriff des Urteilens.<sup>21</sup>

Mit diesem Befund haben wir jedoch nur eine weitere Quelle für missglückte Urteiskonzeptionen eruiert. Inwiefern trägt der epistemische Anerkennensbegriff zum richtigen Verständnis von Urteilen bei? Ricketts plädiert für das epistemische Anerkennen, weil für Frege Urteile enger mit der Wahrheit verflochten seien als für Russell und Moore: „For Frege the conceptions of judgment and truth are intertwined“ (Ricketts, 1996, 130). Auf den engen Zusammenhang zwischen Urteilen und Wahrheit hat Ricketts bereits in früheren Arbeiten aufmerksam gemacht: „The relation between judgment and truth is not casual“ (Ricketts, 1986b, 78). Doch was heisst es, dass die Beziehung zwischen Urteilen und Wahrheit nicht *casual* ist? Mit der Angleichung von Urteilen an Wissen wählt Ricketts eine sehr enge Verknüpfung von Urteilen mit Wahrheit: der faktive Urteilsbegriff setzt Wahrheit voraus. Aus meinem Urteil, dass *p*, folgt, dass *p* wahr ist – das ist zu eng!

Weil Ricketts in seinen früheren Arbeiten so sehr darauf insistiert, dass Freges Urteilsbegriff nicht unabhängig von einer funktionierenden *Praxis* des Behauptens, Argumentierens und Schliessens verstanden werden kann, haben einige Autoren den Verdacht geäußert, dass Ricketts eigentlich ein *normativer* Urteilsbegriff vorschwebt.<sup>22</sup> Ricketts bemerkt zwar, dass sich Frege fast nur für das Urteilen im Kontext von Schlüssen interessiert: „Frege has almost nothing to say about noninferential justification, his interest lies exclusively with the first species of justification, with infe-

---

<sup>21</sup>Ich habe bereits auf Carnaps Mitschrift zu den Vorlesung über die Begriffsschrift aus dem Wintersemester 1910/11 hingewiesen, in der Frege erneut vom Tatsachen-Prädikat Gebrauch macht (Kap. 1.2). Selbst wenn Frege ursprünglich eine prädikative Urteilstheorie vertreten haben sollte, so ist es falsch, dass er diese später vollständig aufgegeben hat. Wenn wir uns auf Carnaps Mitschrift verlassen dürfen, so hat Frege auch viele Jahre nach der Veröffentlichung der *Begriffsschrift* Urteile gelegentlich prädikativ charakterisiert. Stepanians (1998, 67) weist ausserdem zurecht darauf hin, dass es unwahrscheinlich ist, dass Frege bei seiner an sich gründlichen Durchsicht des Artikels von Jourdain (1912) ausgerechnet diesen „Fehler“ übersieht (vgl. WB 281). Das Tatsachen-Prädikat ist demnach kein Beleg dafür, dass Frege ursprünglich eine prädikative Urteilstheorie vertreten hat.

<sup>22</sup>Vgl. Kremer (2000, 579f.) und Shieh (2002, 102). Kremer weist nach, dass Ricketts in *Logic and Truth in Frege* (1996) seine ursprüngliche Position (1985; 1986b; 1986a) unnötig strapaziert, indem von einem normativen zu einem faktiven Urteilsbegriff übergeht und damit die Möglichkeit falscher Urteile ausschliesst.

rence“ (Ricketts, 1986b, 74). Doch mit der faktiven Deutung von „anerkennen“ geht Ricketts zu weit. Ein normativer Urteilsbegriff würde die Möglichkeit falscher Urteile nicht ausschliessen, denn gegen Normen kann verstossen werden. Ein normativer Urteilsbegriff liesse sich auch gut mit der Zielmetapher vereinbaren, welcher wir in diesem Unterkapitel mehrmals begegnet sind: Die Wahrheit ist wie ein Ziel, das wir beim Urteilen zu treffen versuchen. Und Ricketts Forderung, dass Urteilen eng mit der Wahrheit verflochten ist, würde vom normativen Urteilsbegriff ebenfalls erfüllt. Denn wenn Wahrheit als ein dem Urteilsakt inhärentes Ziel verstanden wird, ist die Beziehung zwischen Urteilen und Wahrheit alles andere als *casual*.<sup>23</sup> Im Gegensatz zum faktiven Urteilsbegriff impliziert der normative Urteilsbegriff nicht Wahrheit. Vielmehr wird bei der normativen Urteiskonzeption die Wahrheit als ein Ziel verstanden, das beim Urteilen erreicht werden *soll*. Wenn Wahrheit ein normatives Ziel von Urteilen ist, dann ist es besser, wahre Urteile zu fällen als falsche. Diesen Ansatz will ich nun weiter verfolgen.

#### 4.5 Die Adverbialtheorie des Urteilens

Im letzten Abschnitt konnten wir feststellen, dass sich die epistemische Lesart von „anerkennen“ für den Urteilsbegriff als zu eng erweist. Frege scheint auch unabhängig vom Schliessen ein enger Zusammenhang zwischen Urteilen und Erkennen vorzuschweben, doch für die universale Konzeption des Urteilens stellt die faktive Lesart von „anerkennen“ einen Pferdefuss dar, da sie die Möglichkeit falscher Urteile ausschliesst. Ob das Verb „anerkennen“ faktiv ist und in jeder Verwendung Wahrheit impliziert, ist schwer zu entscheiden, doch dass dieses Verb einen faktiven Charakter hat, kann man nicht von der Hand weisen. Hinzu kommt, dass nicht jede Konstruktion mit diesem Verb zwangsläufig faktiv faktiv ist: „Charlotte anerkennt die Tatsache, dass *p*“ ist faktiv, „es wird im Allgemeinen anerkannt, dass *p*“ ist es nicht. Das legt nahe, dass letztlich der Satzkontext bzw. die Satzkonstruktion, in die ein Verb mit faktivem Charakter eingebettet ist, festlegt oder festlegen kann, ob das Verb faktiv verwendet wird. In diesem letzten Unterkapitel versuche ich mit der Hilfe von linguistischen Tests nachzuweisen, dass *keine* von Freges Standardcharakterisierungen für das Urteilen faktiv ist. Dieser Nachweis ist wichtig, weil er den Weg für eine normative Urteiskonzeption ebnet, wie sie im letzten Abschnitt skizziert wurde. Es wird sich herausstellen, dass die bestimmte Kennzeichnung in „die Wahrheit eines Gedankens anerkennen“ schlechterdings präsupponiert, dass der beim Urteilen anerkannte Gedanke wahr ist.

---

<sup>23</sup>Vgl. Kremer (2000, 579). Kremer bemängelt zurecht, dass mit der faktiven Lesart von „anerkennen“ das *Erreichen* des Ziels in den Urteilsakt integriert wird (vgl. Kremer, 2000, 580). Richtig ist, dass mit Urteilsakten ein Ziel *verfolgt* wird: „judging is itself an inherently norm-bound and goal-directed activity“ (Kremer, 2000, 579); vgl. auch Shieh (2002), Sher/Wright (2007, 292) und Taschek (2008).

Die von Frege weitaus häufiger verwendete adverbiale Konstruktion „anerkennen eines Gedankens als wahr“ führt hingegen keine unheilvolle Präsupposition mit sich. Diesen Befund nehme ich als Anlass, der adverbialen Konstruktion grösseres Gewicht zu verleihen und Frege eine Adverbialtheorie des Urteilens zuzuschreiben. Am Ende des Kapitels versuche ich zu zeigen, wie sich das adverbiale „Anerkennen eines Gedankens als wahr“ mit dem normativen Urteilsbegriff zusammenführen lässt.

Freges Standardcharakterisierung für das Urteilen hat zwei Ausprägungen:

(1) Die Wahrheit eines Gedankens anerkennen<sup>24</sup>

(2) Anerkennen eines Gedankens als wahr<sup>25</sup>

Keine dieser Konstruktionen steht für eine propositionale Einstellung, da ihre logische Form nicht etwa *x anerkennt, dass y ist*, sondern *x anerkennt y*. Es würde daher schon eher zutreffen, wie Textor (2010) von *nominalen* Einstellungen zu sprechen, da der Inhalt der Einstellung nominalisiert wiedergegeben wird. Die logische Form schliesst freilich nicht aus, dass man (1) und (2) im Sinn von „anerkennen, dass ein Gedanke wahr ist“ verstehen und Urteilen entsprechend als propositionale Einstellung auffassen kann. Für unsere Zwecke lohnt es sich dennoch, die nominale Struktur von (1) und (2) zu untersuchen und Freges Sprachgebrauch bei der Umschreibung von Urteilen genau zu analysieren. Der entscheidende Unterschied zwischen (1) und (2) besteht darin, *was* jeweils anerkannt wird und welche Rolle der Wahrheitsbegriff spielt. In (1) tritt Wahrheit als Nomen, als Objekt des Anerkennens, in Erscheinung, (2) hingegen bringt das Anerkennen eines Gedankens zum Ausdruck, Wahrheit tritt als Teil einer adverbialen Bestimmung in Erscheinung. Allein der Umstand, dass sich Frege weit häufiger der Adverbialkonstruktion bedient, spricht dafür, von (2) auszugehen, wenn es ‚nur‘ um die richtige Interpretation seines Urteilsbegriffs geht. Im Folgenden will ich jedoch ein unabhängiges Argument für die Vorzüge von (2) als universale Charakterisierung von Urteilen vorbringen.

#### Faktizitätstests

In der Linguistik wurden syntaktische und semantische Kriterien zur Überprüfung der Faktizität von Verben formuliert.<sup>26</sup> Hintikka (1975) stellt die These auf, dass fakti-

---

<sup>24</sup>Vgl. SB 34 Fn., GGA §5, G 62, 63, 74, 76, V 151, 153, GG 47, NS 2, 3, 138, 143, 286, WB 30, 34, 35, 127.

<sup>25</sup>Vgl. G 68, 69, 74, 76, 77, V 143, 145, 147, 151, 154, GG, 38 Fn., GG 42, NS 2, 3, 4, 7, 8, 94, 150, 161, 201, 213, 214, 271, 274, 278, 279, 281, 286, 298, KS 304, 318, 319. WB 33, 34, 35, 36, 103, 118, 126, 240, 245; bzw. „einen Gedanken als wahr hinstellen“ für Behauptungen (G 62, 63, V 146, 153, GG 38, 40, 41, 42, 50, NS 54, 58, 145, 150, 192, 214, 251, KS 232, WB 34, 119).

<sup>26</sup>Der *locus classicus* für die syntaktisch-semantische Kongruenz ist Kiparski/Kiparski (1970).

ve Verben die einzigen Verben sind, die sowohl mit *dass*- als auch mit *ob*- eingeleiteten Nebensätzen verwendet werden können:

(3) Charlotte weiss, *dass* es schneit. / Charlotte weiss, *ob* es schneit.

(4) Charlotte glaubt, *dass* es schneit. / \*Charlotte glaubt, *ob* es schneit.

„Wissen“ ist faktiv, sowohl die *dass*-Konstruktion als auch die *ob*-Konstruktion ist grammatisch; „glauben“ ist nicht faktiv, die Konstruktion mit *ob* ist daher ungrammatisch (\*).<sup>27</sup> Leider versagt der Hintikka-Test für (1) und (2), da Freges Konstruktionen mit „anerkennen“ wie gesagt nominal und nicht propositional sind. Es wäre nicht richtig, die *dass*-Konstruktion, die zur Spezifizierung des Gedankens verwendet wird, auf ihre Modifizierbarkeit mit *ob* hin zu prüfen („Charlotte anerkennt die Wahrheit des Gedankens, dass/\*ob es schneit“ bzw. „Charlotte anerkennt den Gedanken, dass/\*ob es schneit, als wahr“). Im Übrigen ist unklar, ob die Grammatikalität von Verbkonstruktionen mit *dass/ob*-Nebensätzen auch eine notwendige Bedingung für die Faktizität der jeweiligen Verben ist. Wenn (1) und (2) den Test *nicht* bestehen würden, dürfte daraus nicht geschlossen werden, dass (1) und (2) nicht faktiv sind; umgekehrt gilt, dass Freges Verbkonstruktionen faktiv sind, wenn sie den Test bestehen.

Einem anderen Test zufolge bewahren Sätze mit faktiven Verben ihre Präsuppositionen, wenn das Verb negiert wird (Kiparski/Kiparski, 1970, 150):

(5) Charlotte bedauert, *dass* es schneit. / Charlotte bedauert nicht, *dass* es schneit.

(6) Charlotte hofft, *dass* es schneit. / Charlotte hofft nicht, *dass* es schneit.

Das Verb „bedauern“ ist faktiv und seine Verwendung in Sätzen wie in (5) präsupponiert Wahrheit, einerlei ob es affirmativ oder negiert verwendet wird. Denn wenn ein Satz mit einem faktiven Verb negiert wird, so die Beobachtung von Paul und Carol Kiparski, wird nicht negiert, was präsupponiert wird, sondern, was mit dem affirmativen Satz explizit behauptet wird. Die Präsupposition selbst kann nur durch explizites Anführen negiert werden („Charlotte bedauert, *dass* es schneit, obwohl es gar nicht schneit“). Bei nichtfaktiven Verben – selbst wenn sie präsupponieren, dass der eingebettete Nebensatz wahr bzw. falsch ist – geht die Präsupposition im Nebensatz verloren, wenn das Verb negiert wird; das zeigt das Satzpaar (6).<sup>28</sup> Angewendet auf Freges Standardcharakterisierungen für das Urteilen führt der Test zu folgendem Ergebnis:

---

<sup>27</sup>Hintikka hat die These ursprünglich für das Englische formuliert, sie wurde jedoch auch für andere Sprachen verifiziert bzw. präzisiert (Karttunen, 1977; Ginzburg, 1995; Lahiri, 2002; Egré, 2008).

<sup>28</sup>Die Formulierung ist bewusst vorsichtig gewählt, da auch nichtfaktive Verben den Wahrheitswert eingebetteter Nebensätze präsupponieren können; z.B. man wünscht sich nichts, von dem man weiss, dass es ohnehin der Fall ist, also präsupponiert „wünschen, dass *p*“, dass *p* falsch ist. Hazlett (2010) zeigt anhand einer ganzen Reihe von Beispielen, dass umgekehrt selbst klassisch faktive Verben wie „wissen“, „lernen“, „erinnern“, und „realisieren“ nichtfaktive Verwendungsweisen haben können.

(7) Charlotte anerkennt die Wahrheit des Gedankens, dass es schneit. / Charlotte anerkennt die Wahrheit des Gedankens, dass es schneit, nicht.

(8) Charlotte anerkennt den Gedanken, dass es schneit, als wahr. / Charlotte anerkennt den Gedanken, dass es schneit, nicht als wahr.

Beide Teile des Satzpaars (7) präsupponieren, dass es wahr ist, dass es schneit; (1) ist demnach faktiv. Die Sätze in (8) lassen hingegen offen, ob es wahr ist, dass es schneit; (2) ist nicht faktiv.

Ein weiterer Test von Kiparski/Kiparski (1970, 151) bestätigt diesen Befund. Mit einer Satzfrage der Form „Ist es wahr, dass  $p$ ?“ bringt man in der Regel zum Ausdruck, dass man nicht weiss, ob  $p$  wahr ist, und es gern wissen möchte. Anders ist dies, wenn  $p$  im Skopus eines faktiven Verbs steht. Mit der Frage „Bist du darüber bestürzt, dass es schneit?“ wird präsupponiert, dass es schneit. Diese Frage ist nicht eine Frage nach dem Wahrheitswert, sondern eine Frage nach jemandens Einstellung zu der Tatsache, dass es schneit. Angewendet auf (1) und (2) führt dieser Test zu folgendem Resultat:

(9) Anerkennst du die Wahrheit des Gedankens, dass  $p$ ?

(10) Anerkennst du den Gedanken, dass  $p$ , als wahr?

Mit der ersten Frage wird präsupponiert, dass  $p$  wahr ist. Mit (9) würde man sich nicht nach dem Wahrheitswert von  $p$  erkundigen, sondern nach der Einstellung des Gegenübers zu der Tatsache, dass  $p$  wahr ist. Die Frage (10) ist hingegen eine offene Frage, wir wollen von unserem Gegenüber wissen, ob es denkt, dass  $p$  wahr ist. Dieser Test bestätigt demnach, dass (1) faktiv ist und (2) nicht.

Interessanter als dieser Befund ist die Frage, weshalb „anerkennen der Wahrheit eines Gedankens“ im Unterschied zu „anerkennen eines Gedankens als wahr“ faktiv ist. Mir scheint, dass die Faktizität von (1) nicht auf das Verb „anerkennen“ zurückgeht, sondern auf die in (1) enthaltene bestimmte Kennzeichnung „die Wahrheit des Gedankens“. Bereits Strawson (1950a) hat festgestellt, dass mit der Verwendung von bestimmten Kennzeichnungen wie „der so-und-so“ präsupponiert wird, dass es einen so-und-so *gibt*. Hierin unterscheidet sich die Kennzeichnung „die Wahrheit des Gedankens“ nicht von der Kennzeichnung „der gegenwärtige König von Frankreich“. So wie ein Sprecher mit der Äusserung „Der gegenwärtige König von Frankreich ist weiss“ voraussetzt, dass es gegenwärtig einen König von Frankreich gibt, so wird mit der Äusserung „Charlotte anerkennt die Wahrheit des Gedankens, dass es schneit“ vorausgesetzt, dass es die Wahrheit gibt, dass es schneit; und das heisst nichts anderes, als dass es wahr ist, dass es schneit. Die bestimmte Kennzeichnung in (1) hat denselben Effekt wie die Kennzeichnung „die Tatsache, dass“ – sie kann sogar eindeutig nicht-faktive Verben wie „glauben an“ faktiv erscheinen lassen: „Glaubst du an die Tatsache,

dass es schneit?“ Es ist daher nicht erstaunlich, dass die beiden vorgestellten Tests zum Nachweis der Faktizität von Verben (1) als faktiv ausweisen. Unabhängig davon, wie wir das Verb „anerkennen“ verstehen, in Verbindung mit einer präsupponierenden Kennzeichnung wie in (1), erscheint die gesamte Konstruktion faktiv. Wir können das leicht überprüfen, indem wir „die Wahrheit des Gedankens“ durch „die Tatsache, dass“ ersetzen und die Ergebnisse an den Kiparski-Kriterien messen:

(11) Charlotte anerkennt die Tatsache, dass es schneit / nicht.

(12) Anerkennt Charlotte die Tatsache, dass es schneit?

Die Beispielsätze (11) und (12) zeigen, dass die Präsupposition, dass es schneit, erhalten bleibt, wenn der Satz „Charlotte anerkennt die Tatsache, dass es schneit“ negiert bzw. zu einer Frage umformuliert wird. Damit erhärtet sich der Verdacht, dass sich das, was wir bisher unter dem faktiven Charakter von „anerkennen“ verhandelt haben, nicht der Faktizität von „anerkennen“ verdankt, sondern der bestimmten Kennzeichnung in „die Wahrheit eines Gedankens anerkennen“. Damit soll nicht gesagt sein, dass jeder Gebrauch von bestimmten Kennzeichnungen zwingend eine Präsupposition mit sich führt (vgl. „Glaubst du an die jungfräuliche Empfängnis?“), aber auf „die Wahrheit des Gedankens, dass  $p$ “ und auf das zugespitzte „die Tatsache, dass  $p$ “ trifft dies allemal zu – „die Tatsache, dass  $p$ “ und „die Wahrheit des Gedankens, dass  $p$ “ lassen keine Zweifel an der Wahrheit von  $p$  aufkommen.

Für das Verständnis von Freges Urteilsbegriff wird mit diesen sprachlichen Untersuchungen folgendes erreicht: Freges Standardcharakterisierungen für das Urteilen erweisen sich nicht als faktiv, wenn man sie den üblichen Tests zur Überprüfung der Faktizität von Verben unterzieht. Im Unterschied zum „als wahr anerkennen eines Gedankens“ hat „die Wahrheit eines Gedankens anerkennen“ einen faktiven Charakter, dieser ist jedoch auf die enthaltene Kennzeichnung zurückzuführen und nicht auf den Begriff des Anerkennens. Somit haben wir aufzeigen können, woran die Debatte um die Faktizität von Freges Urteilsbegriff entfacht. Es wäre dennoch nicht nur spekulativ, sondern auch falsch, zu behaupten, dass sich keine ernsthafte Diskussion um die Möglichkeit falscher Urteile bei Frege entfacht hätte, wenn Frege nicht gesagt hätte, dass Urteilen im Anerkennen der Wahrheit eines Gedankens besteht. Falsch wäre dies deshalb, weil der Anwendungsbereich von Freges Urteilsbegriff wie wir gesehen haben hauptsächlich dem Beweisen innerhalb seines logizistischen Programms geschuldet ist. Wenn Freges Urteilsbegriff nicht auf den logizistischen Schlussbegriff – das Urteilen innerhalb von Schlussketten – eingeschränkt sein soll, und die Möglichkeit falscher Urteile einschliessen soll, dann muss dies an der adverbialen Bestimmung des Urteilens als Anerkennen eines Gedankens als wahr liegen. Im Folgenden soll daher ein

konstruktiver Vorschlag gemacht werden, wie diese Bestimmung verstanden werden könnte.

#### Urteilen als Art und Weise des Denkens

Was heisst es, einen Gedanken *als wahr* anzuerkennen? Grammatisch gesehen ist „anerkennen“ ein Verb, das für eine Tätigkeit steht, und die adverbiale Bestimmung „als wahr“ beschreibt – wie etwa „sitzend“, „mit links“ oder „gelangweilt“ – die Art und Weise, wie dieser Tätigkeit nachgegangen wird. Die adverbiale Interpretation von „als wahr“ bildet den Grundgedanken dessen, was im Folgenden etwas hochgegriffen als *Adverbialtheorie des Urteilens* bezeichnet wird. Nach dieser Theorie ist Urteilen nur eine von vielen Arten des Denkens; Annehmen, Vorstellen, Erwägen, Staunen, Wundern etc. sind alles verschiedene Arten des Denkens, und Urteilen gehört hier auch dazu. Annehmen ist beispielsweise eine hypothetische Art des Denkens, Urteilen hingegen eine affirmative Art des Denkens. Wer urteilt, denkt wahrerweise – so der Vorschlag, um den es in diesem Abschnitt gehen wird.

Adverbialtheorien sind vorwiegend als Alternativen zur Sinnesdaten-Theorie der Wahrnehmung entwickelt worden.<sup>29</sup> Die Adverbialtheorie der Wahrnehmung bricht die traditionelle Akt-/Objekt-Unterscheidung zwischen dem Akt des Wahrnehmens und dem wahrgenommenen Objekt auf und verwandelt den Wahrnehmungsinhalt in einen Modus des Wahrnehmungsakts. Der Satz „Martin sieht eine rote Tomate“ analysiert die Adverbialtheorie der Wahrnehmung als „Martin sieht rot-tomatig“. Der wahrgenommene Gegenstand wird als Modifikation des Wahrnehmens begriffen, welche durch den wahrgenommenen Gegenstand verursacht wird. Ducasse stellt einen hilfreichen Vergleich an: „To sense blue is then to sense blueely, just as to dance the waltz is to dance *waltzily* [...] to jump a leap is to jump *leapily* [...] etc. Sensing blue, that is to say, is I hold a species of sensing – a specific variety of the sort of activity generically called *sensing*“ (Ducasse, 1942, 232-233). Die Behauptung, dass das Wahrnehmen einer Farbe eine Tätigkeit ist wie Tanzen oder Springen, ist freilich kontrovers. Ducasses Vergleich bringt unabhängig davon etwas Entscheidendes auf den Punkt: Walzertanzen ist eine Art des Tanzens. Die Art und Weise, wie man sich bewegt ist *konstitutiv* für das Walzertanzen. Wer nicht nach einer bestimmten Schrittfolge tanzt, sich nicht in einer bestimmten Art und Weise im Rhythmus dreht, und dabei keine bestimmte Körperhaltung einnimmt, der tanzt vielleicht irgendwie, aber er tanzt keinen Walzer.

Dieser Vergleich kann auch in Bezug auf das Denken und Urteilen Klarheit schaffen. So wie das Walzertanzen eine Art des Tanzens ist, so ist das Urteilen eine Art des Denkens. Die Art und Weise wie man denkt, ist konstitutiv für das Urteilen. Für

---

<sup>29</sup>Vgl. Ducasse (1951), Ayer (1946), Broad (1923); Broad (1942) und Chisholm (1957); Chisholm (1977).

ein Urteil reicht es nicht, einfach nur zu denken, dass  $p$ , sondern man muss  $p$  *als wahr* denken. Aber Urteilen und Denken sind deshalb nicht kategorial verschieden und es liegen auch keine Stufen zwischen einem Denkakt und dem entsprechenden Urteilsakt. Gedanken erheben auch keinen Anspruch, dem erst beim Urteilen nachgegeben wird. Wenn wir Urteile fällen, dann tun wir dasselbe, wie wenn wir denken – wir fassen dieselben Gedanken, nur fassen wir sie *anders*. Für Urteilsakte ist weniger ausschlaggebend, *was* wir tun, sondern vielmehr *wie* wir es tun: Wir anerkennen einen Gedanken als wahr, wir denken ihn als wahr. Das Urteilen ist ein Modus des Denkens, eine bestimmte Art und Weise des Gedankenfassens.

Bevor ich auf die zahlreichen Vorteile der Adverbialtheorie eingehe, will ich zwei Einwände thematisieren, die sich aufdrängen: Erstens modifiziert „als wahr“ nicht das Verb „denken“, sondern die Konstruktion „anerkennen eines Gedankens“. Zweitens ist es vollkommen unklar, welche Art und Weise des Denkens Urteilen ist – was heisst es, etwas als wahr zu denken? Beide Einwände sind berechtigt. Als Antwort auf den ersten Einwand will ich lediglich in Erinnerung rufen, dass wir nicht genau wissen, was Frege mit dem Anerkennen von Gedanken gemeint hat. Gesichert ist einzig, dass „als wahr“ etwas Gedankliches modifiziert – wer einen Gedanken als wahr anerkennt, denkt. Urteilen und Denken unterscheiden sich nicht in der Art der Tätigkeit, sondern in der Art und Weise, wie dieser Tätigkeit nachgegangen wird. Worin soll das Anerkennen eines Gedankens bestehen, wenn nicht in einem Denkakt? Ich halte diese Gleichsetzung daher nicht für problematisch.

Stepanians (1998, 192) kommt ebenfalls zu dem Schluss, dass Urteilen „eine besondere Form des Gedankenfassens“ ist. Den folgenden Vergleich bringt er gegen die Stufentheorie des Urteilens vor: Das Urteilen verhält sich zum Gedankenfassen wie das Geigespielen zum Musizieren. So wie man nicht Geige spielen kann, ohne zu musizieren, so kann man auch nicht urteilen, ohne zu denken. Aber ebensowenig, wie man erst musiziert haben muss, bevor man Geige spielt, so muss man nicht erst denken, bevor man urteilt. (Wir wollen davon absehen, dass die meisten Anfänger Geige spielen, ohne zu musizieren!) Um so merkwürdiger ist es, dass Stepanians so grossen Wert auf den juristischen Sinn von „anerkennen“ legt. Denn das Anerkennen eines Anspruchs ist wie das Unterschreiben eines Vertrags ein Zwei-Akter. Das Unterschreiben des Vertrags, das „passive Einräumen eines Anspruchs“, ist keine besondere Form der Ausarbeitung des Vertrags, des Erhebens des Anspruchs. Die Adverbialtheorie stellt meiner Ansicht nach eine echte Alternative dar, da sie das Urteilen als Modus des Denkens begreift.

Der zweite Einwand ist eher eine willkommene Frage als ein Einwand: Kann die besondere Art und Weise des Denkens, die der Adverbialtheorie des Urteilens zugrunde liegt, genauer bestimmt werden? In welcher Weise denken wir, wenn wir urteilen?



Am Ende des letzten Unterkapitels habe ich Ricketts insofern zugestimmt, dass Urteile eng mit der Wahrheit verflochten sind. Doch der von Ricketts herausgearbeitete Zusammenhang, dass Urteile wie Wissen Wahrheit voraussetzen, hat sich als zu eng erwiesen. Denn wenn es eine notwendige Bedingung für Urteilsakte wäre, dass der beurteilte Gedanke wahr ist, dann wären viele Urteile gar keine Urteile. Freges Urteilsbegriff, so unser Fazit, ist nicht faktiv, sondern normativ. Die Adverbialtheorie des Urteilens lässt sich mit diesem Ergebnis verbinden: Wer ein Urteil fällt, denkt *wahrerweise*; d.h. in einer Art und Weise, wie man nur dann denken soll, wenn es wahr ist, was man denkt. Wenn Wahrheit ein normatives Ziel von Urteilsakten ist, dann muss es auch zu diesen Akten gehören, dass wir dieses Ziel in ihrem Vollzug vor Augen haben.<sup>30</sup>

Urteilen ist eine bestimmte Weise des Denkens, nämlich die, wie man nur dann denken soll, wenn es wahr ist, was man denkt. Urteilen, dass *p* ist wahrerweise Denken, dass *p*. Wenn ich weiss, dass *p* falsch ist, dann sollte ich nicht urteilen, dass *p* – mehr besagt die Adverbialtheorie nicht. Damit wird zwar nur sehr krude beschrieben, worin jener Denkmodus besteht, den wir Urteilen nennen, und wir werden in den nächsten beiden Kapiteln versuchen müssen, diese Beschreibung anzureichern, entscheidend ist jedoch, dass mit dieser Charakterisierung nicht ausgeschlossen wird, dass wir uns mit unseren Urteilen hie und da irren. Frege ist es nicht fremd, Wahrheit als ein Ziel zu formulieren, das wir beim Denken vor Augen haben: „Wie die Ethik kann man auch die Logik eine normative Wissenschaft nennen. *Wie muss ich denken*, um das Ziel, die Wahrheit zu erreichen?“ (NS 139; *meine Hervor.*). Frege fragt nicht, *was* muss ich denken, um das Ziel zu erreichen, sondern *wie*. Das Urteilen ist jene Art des Denkens, die um das Erreichen dieses Ziels bemüht ist. Und die Logik stellt Mittel bereit, die helfen, dieses Ziel zu erreichen: „Dass die logischen Gesetze Richtschnuren für das Denken sein sollen zur Erreichung der Wahrheit, wird zwar vorweg allgemein zugegeben; aber es geräth nur zu leicht in Vergessenheit“ (GGA XV).

Die Adverbialtheorie des Urteilens weist eine ganze Reihe von Vorzügen auf. Erstens lässt sie die Kirche im Dorf und bemüht weder technische Begriffe wie Wahrheitswert, Sinn und Bedeutung, noch versteift sich auf einen ganz besonderen Sinn von „anerkennen“. Urteilen ist nicht mehr und nicht weniger als eine bestimmte Art und Weise des Denkens.

Zweitens trägt sie dem Umstand Rechnung, dass „anerkennen eines Gedankens als wahr“ Freges Standardcharakterisierung für Urteilen ist und nicht „die Wahrheit eines Gedankens anerkennen“. Darüber hinaus unterstellt sie auch keine Abweichung

---

<sup>30</sup>Einen ähnlichen Vorschlag findet man bei Peacocke (2012, 52): „Judging is a mental action, something that can be done for reasons. It is internal to the nature of judgment that only true contents should be judged.“

zum „Bejahen“ der *Begriffsschrift* dar. Wer einen beurteilbaren Inhalt  $p$  bejaht, denkt schlechtweg  $p$  in einer wahren Art und Weise. Es ist nicht plausibel anzunehmen, dass Frege den nachvollziehbaren Begriff des Bejahens im Rahmen der Begriffsschrift-Revision durch einen rätselhaften Begriff des Anerkennens ersetzt.

Drittens erklärt die Adverbialtheorie sowohl Schlussurteile als auch isolierte Urteile. Der Kontext von anderen Urteilen (etwa von  $\vdash p \rightarrow q$  und  $\vdash p$ ) ist ein guter Grund, wahrerweise  $q$  zu denken. Ebenso ist die Wahrnehmung eines Baumes ein guter Grund, wahrerweise zu denken, dass hier ein Baum steht. Auch selbstverständliche Urteile wie Axiome können im Rahmen der Adverbialtheorie problemlos erklärt werden; das Verstehen eines Axioms fällt zusammen mit dem wahrerweise Denken des Axioms. Von allen dargestellten Urteilstheorien ist die Adverbialtheorie die einzige, die einen allgemein gültigen Urteilsbegriff liefert.

Viertens ist die Adverbialtheorie des Urteilens nicht genötigt, ein Wahrheitsprädikat anzuheuern. Die adverbiale Konstruktion suggeriert in keiner Weise, dass Wahrheit eine Eigenschaft von Gedanken ist, sondern beschreibt die Art und Weise, wie etwas gedacht wird – „als wahr“ beschreibt keine Eigenschaft von Gedanken. Das Urteilen ist nicht ein Präzisieren von Wahrheit.

Der fünfte und in systematischer Hinsicht grösste Vorteil der Adverbialtheorie besteht darin, dass sie Urteilsakte nicht als kumulativ zusammengesetzte Akte begreift. Wir haben gesehen, dass viele Erklärungsversuche für Freges Urteilsbegriff Urteilsakte zu einer komplexen Tätigkeit machen. Besonders deutlich ist uns diese Tendenz im Rahmen der Stufentheorie entgegengetreten, die das Urteilen als Fortschreiten vom blossen Gedankenfassen zum Anerkennen seiner Wahrheit beschreibt. Dieses Verständnis von Urteilen ist kumulativ, weil es das Fällen eines Urteils als weiteren Schritt in einer Abfolge von Schritten versteht. Urteilen ist nicht nur das Fassen eines Gedankens, sondern das Fassen *plus* die Anerkennung der Wahrheit eines Gedankens. Weniger offensichtlich ist das kumulative Urteilsverständnis bei jenen Theorien, die mit einem Wahrheitsprädikat operieren. Für die Vertreter solcher Theorien bestehen Urteile nicht aus einem einzigen Akt des Gedankenfassens, sondern aus einem *zusätzlichen* Akt der Prädikation. Der juristischen Interpretation von „anerkennen“ liegt ebenfalls ein kumulatives Urteilsverständnis zugrunde: Urteilen ist nicht nur das Fassen eines Gedankens mit Wahrheitsanspruch, sondern das Fassen des Gedankens *plus* das Einräumen seines Anspruchs auf Wahrheit. Die Adverbialtheorie vermeidet es, Urteile als eine Art Zwei-Akter zu beschreiben. Wer einen Gedanken als wahr anerkennt, tut nicht zwei Dinge, sondern verrichtet nur eine Sache, aber er verrichtet diese in einer ganz bestimmten Art und Weise. So wenig wie etwa elegantes Skifahren eine Zusammensetzung aus zwei Tätigkeiten ist, so ist das Anerkennen eines Gedankens als wahr keine zusammengesetzte Tätigkeit. Elegantes Skifahren ist Skifahren auf

eine elegante Art und Weise. Wer nicht elegant Ski fahren kann, und sich ungelenk den Hang hinunterkämpft, fährt zwar Ski, aber eben nicht elegant. So wie es nicht möglich ist, elegant Ski zu fahren, ohne Ski zu fahren, so ist es auch nicht möglich, ein Urteil zu fällen, ohne zu denken. Aber Urteilsakte sind deshalb nicht kumulative Akte, bestehend aus einem Denkakt und einem zusätzlichen Akt des Anerkennens.<sup>31</sup>

Letztlich versetzt uns die Adverbialtheorie des Urteilens auch in die Lage, über den rätselhaften Zusammenhang zwischen Urteilen und Wahrheit Auskunft zu geben. Eine Theorie des Urteilens kann sich nicht mit der Feststellung begnügen, dass zwischen Urteilen und Wahrheit eine innere Verbindung besteht: „to judge that *A* is always to judge that *A* is true and there is, hence, for Frege an internal link between the notions of judgment and truth“ (Sluga, 2001, 80). Dass Urteilen mit Wahrheit verquickt ist, ist unbestritten, gefordert ist eine Beschreibung dieser „intimate relation to truth“ (Heck/May, 2007, 18) oder „Verflechtung“ (vgl. Ricketts, 1996, 130). Für die Adverbialtheorie des Urteilens ist Wahrheit ein *Ziel* von Urteilsakten. Die Rede vom Zielen und Treffen ist zwar wie die von einer inneren Verbindung oder Verflechtung nur metaphorisch. Aber die Metapher ist aufschlussreicher als viele andere Metaphern, die in diesem Kontext bemüht werden. Sie kann direkt in einen Vergleich verwandelt werden: Das wahrerweise Denken ist wie ein gezieltes Schiessen. Ein gezielter Schuss ist nicht zwingend ein Treffer, aber ein gezielter Schuss ist das, was ein Schütze unternehmen sollte, wenn er einen Treffer erzielen will. Das Adverb „als wahr“ ist beim Urteilen analog zum „gezielt“ beim Schiessen – letzteres beschreibt, *wie* der Schütze schießt, ersteres, *wie* der Urteilende denkt.

Das Ziel in diesem Kapitel besteht nicht darin, zu behaupten, dass Frege eine adverbiale Theorie des Urteilens vertreten hat, mir liegt vielmehr daran, aufzuzeigen, was Frege hätte behaupten müssen, wenn sein Urteilsbegriff nicht nur im Kontext von Schlüssen anwendbar sein soll. Frege scheint sich vorwiegend an jener Erkenntnis zu orientieren, die im Rahmen wissenschaftlich stringenter Beweisführungen gewonnen werden kann. Möglicherweise muss sich Frege sogar den Vorwurf gefallen lassen, dass er den Urteilsbegriff, den er ursprünglich für seinen Logizismus entwickelt hat, unbesonnen auf Wahrnehmungsurteile und Behauptungen ausdehnt. Dass Frege die Möglichkeit falscher Urteile kaum thematisiert, ist darauf zurückzuführen, dass er salopp ausgedrückt vorwiegend in einer Disziplin mit einer hohen Trefferquote urteilt. Gewiss kann man auch beim Schiessen in einem axiomatischen System Fehler machen – auch gezielte Schüsse können ihr Ziel verfehlen – das Grundgesetz V ist kein

---

<sup>31</sup>Die Analogie zum Skifahren ist vielleicht zu anschaulich, und es wäre besser, den Umstand, dass Urteile nicht zusammengesetzt sind, damit zu vergleichen, was Searle über Behauptungen bzw. *statements* sagt: “There are not two things, the statement and the commitment to truth. To make a statement is already to be committed to truth [...] The relationship of truth to statement making is internal“ (Searle, 2007, 39).

Treffer. Aber das als wahr Anerkennen von Axiomen und die sich daraus ergebenden Gedanken bergen weit weniger Gefahr für Fehler und Irrtum als beispielsweise die Sinneswahrnehmung. Eine im vorgeschlagenen Sinn adverbiale Theorie des Urteilens operiert mit einem Urteilsbegriff, der nicht auf Freges Logizismus und ihm nachempfundene Wissenschaften eingeschränkt ist.

## 5 Behaupten

Im letzten Kapitel hat sich gezeigt, dass sich die Probleme, die ein faktiver Urteilsbegriff mit sich bringt, beheben lassen, wenn Freges Charakterisierung für das Urteilen normativ gedeutet wird: Urteile sind nicht zwingend wahr, aber sie *sollten* wahr sein. Der normative Aspekt von Urteilen ist klärungsbedürftig. Die Metapher, dass wir mit Akten des Urteilens auf die Wahrheit zielen, ist zwar hilfreich, genügt aber nicht als Nachweis, dass das Urteilen normativ ist. Weshalb sollen wir wahre Urteile fällen? Da es fast schon ein Gemeinplatz ist, dass Wahrheit eine Norm für den Sprechakt des Behauptens ist, soll in diesem Kapitel untersucht werden, inwiefern das Behaupten Aufschluss über das Urteilen geben kann. Getragen wird die Umkehrung der Erklärungsrichtung von der Idee, dass das Behaupten öffentlich und dadurch greifbarer ist als das Urteilen, und dass die Praxis des Behauptens die Standards für die Praxis des Urteilens festlegt. Im ersten Unterkapitel wenden wir uns Freges Begriff der behauptenden Kraft und der Unterscheidung zwischen der Kraft und dem Inhalt von Äusserungen zu. Es wird sich herausstellen, dass Behauptungen für Frege lediglich laute Urteile sind. Dummett bemängelt Freges kümmerlichen Behauptungsbegriff, da Sprechakte grundsätzlich nicht unabhängig von Konventionen beschrieben werden können. Im zweiten Unterkapitel soll sowohl Dummetts Versuch skizziert werden, Freges Behauptungsbegriff zu korrigieren, als auch Davidsons Einwände gegen Dummett sowie deren Schwächen.

### 5.1 Behauptende Kraft

Offiziell führt Frege den Begriff der behauptenden Kraft in *Über Sinn und Bedeutung* ein:

Die Behauptung der Wahrheit liegt [...] in der Form des Behauptungssatzes, und da, wo diese nicht ihre gewöhnliche Kraft hat, z.B. im Munde eines Schauspielers auf der Bühne, enthält der Satz „der Gedanke, dass 5 eine Primzahl ist, ist wahr“ eben auch nur einen Gedanken, und zwar denselben Gedanken wie das einfache „5 ist eine Primzahl“. (SB 34)<sup>1</sup>

Von da an lässt Frege kaum eine Gelegenheit aus, auf die Wichtigkeit der Unterscheidung zwischen der Kraft und dem Inhalt von Äusserungen hinzuweisen. Implizit ist

---

<sup>1</sup>Inoffiziell findet der Begriff der behauptenden Kraft eine erste und überraschend selbstverständliche Erwähnung in Freges unpubliziertem Vergleich seiner Begriffsschrift mit Booles Formelsprache (NS 54; vgl. WB 122).

die Unterscheidung zwar schon in der *Begriffsschrift* präsent, wo Frege blosse Vorstellungsverbindungen vom Bejahen beurteilbarer Inhalte abgrenzt (BS §2), aber erst mit der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung und dem wachsenden Interesse an der natürlichen Sprache geht Frege ausdrücklich darauf ein, dass Äusserungen mit einer Kraft hervorgebracht werden. Freges Interesse an verschiedenen Sprechakten ist jedoch ziemlich begrenzt und beschränkt sich im Wesentlichen auf Behauptungen. Viele Aspekte dessen, was im Anschluss an Austin zum vollständigen illokutionären Akt des Behauptens gezählt wird, bleiben bei Frege zudem auf der Strecke. Was Frege dazu zu sagen hat, ist mit dem Eingangszitat bereits gesagt: (i) Die Kraft einer Behauptung steckt in keinem Ausdruck, insbesondere nicht in den Wörtchen „ist wahr“, (ii) die behauptende Kraft kann durch den Kontext der Äusserung eliminiert werden. Auf beide Punkte werde ich im Folgenden eingehen. Erst will ich jedoch einige Überlegungen zum Potential der Kraft-Inhalt-Unterscheidung anstellen.

Trotz seines geringen Interesses an Sprechakten, hat Frege mit dem Begriff der behauptenden Kraft der Sprechakttheorie zu einem Grundbegriff verholfen – zum Begriff der *illocutionary force*.<sup>2</sup> Verschiedene Autoren sind Freges Grundgedanken gefolgt und haben die Trennung zwischen Kraft und Inhalt auf weitere illokutionäre Akte ausgedehnt:  $F(p)$  dient hierbei als allgemeines Schema, wobei „ $F$ “ für die Kraft und „ $p$ “ für den propositionalen oder deskriptiven Gehalt der Illokution steht (Searle, 1969, 31). Dieses Schema erlaubt es, verschiedene Typen von Sprechakten mit konstantem Gehalt und variierender Kraft darzustellen:

$\vdash(p)$  für Behauptungen wie „Sam raucht.“

$?(p)$  für Satzfragen wie „Raucht Sam?“

$!(p)$  für Befehle wie „Sam, rauche!“<sup>3</sup>

Diese Äusserungen drücken denselben propositionalen Gehalt – denselben Gedanken – aus und unterscheiden sich einzig hinsichtlich der Kraft, mit der sie vorgebracht werden.

In der Frege-Rezeption ist man uneins, wie allgemeingültig Frege die Inhalt-Kraft-Unterscheidung wissen wollte. Sicher ist, dass er Befehlssätzen abgesprochen hat, Gedanken auszudrücken, da der Sinn eines Befehlssatzes „nicht von der Art [ist], dass Wahrheit bei ihm in Frage kommen könnte“ (G 62). Die Bedeutung eines explizit performativen Befehlssatzes ist „nicht ein Wahrheitswert, sondern ein Befehl“

---

<sup>2</sup>Vgl. Austin (1962, 100), Searle (1969, 62f.) und Searle/Vanderveken (1985, 7, 49-73).

<sup>3</sup>Vgl. Dummett (1973, 328); für alternative Notationen, Klassifikationen und/oder Terminologien siehe bspw. Stenius (1967, 255) und Searle (1969, 31).

(SB 39). Das stellt in Frage, dass Frege die Inhalt-Kraft-Unterscheidung im dargelegten Sinn für ausbaufähig hielt. Denn wenn Befehlssätze überhaupt keine Gedanken ausdrücken, dann ist es auch nicht möglich, dass man mit einem Befehl und einer Behauptung denselben Gedanken ausdrückt. Diesem Standpunkt bleibt Frege immer treu. Schwieriger einzuschätzen ist seine Position bezüglich Fragen. Weil Frege in *Über Sinn und Bedeutung* von bestimmten Fragen sagt, dass sie nicht Gedanken, sondern Fragen ausdrücken, sich später jedoch klar dazu bekennt, dass Fragen Gedanken ausdrücken, unterstellen ihm einige Interpreten einen Kurswechsel.<sup>4</sup> Angemessener scheint mir die Sichtweise, dass Frege seine Auffassung von Satzfragen erst im Laufe der Zeit klärt. Stepanians (1998, 112) weist auf ein frühes Manuskript hin, in dem Frege bereits vertritt, dass eine Satzfrage einen beurteilbaren Inhalt – das ist der Vorgänger von Gedanken –, ausdrückt: „[B]ei der Frage schwanken wir zwischen Gegensätzen [...] es bleibt der Sinn der Frage derselbe, wenn wir hinzufügen ‚oder nicht?‘ [...] Was nun so in Frage gestellt werden kann, wollen wir beurteilbaren Inhalt nennen“ (NS 8). In *Über Sinn und Bedeutung* vertritt Frege wie erwähnt den Standpunkt, dass eingebettete Frage-, Befehls- und Bittsätze nicht Gedanken, sondern Fragen, Befehle bzw. Bitten bedeuten. Erst später stellt er seinen Standpunkt endgültig klar: „Fragesatz und Behauptungssatz enthalten denselben Gedanken“ (G 62; vgl. GG 37-8, NS 150, 163). Statt dem Vorwurf eines Kurswechsels muss sich Frege eher den einer anfänglichen Unsicherheit gefallen lassen.

Freges Gründe für die Inhalt-Kraft-Unterscheidung sind interessanter als die Frage nach deren konsequenter Durchführung und Generalisierbarkeit. Sein stärkstes Argument für die Notwendigkeit eines *gemeinsamen Inhalts* von Frage- und Behauptungssatz findet sich im Aufsatz *Die Verneinung*:

Das Wesen der Frage erfordert die Scheidung des Fassens des Sinns vom Urteilen. Und da der Sinn eines Fragesatzes immer auch in dem Behauptungssatz steckt, in dem die *Antwort* auf die Frage gegeben wird, ist diese Scheidung auch im Behauptungssatz durchzuführen. (V 145; *meine Hervorh.*)

Wenn wir nicht zwischen dem Inhalt und der Kraft von Äußerungen unterscheiden, und wenn eine Frage nicht denselben Inhalt wie eine entsprechende Behauptung

---

<sup>4</sup>Vgl. Dummett (1973, 307-8), Dummett (1991c, 114f.) und Hanks (2007, 142). Stepanians (1998) weist darauf hin, dass Frege an der Stelle, auf die sich Dummett bezieht (SB 38-9), *Wortfragen* im Visier hat – das sind Sätze, die weder für den frühen noch für den späten Frege einen vollständigen Gedanken ausdrücken (vgl. G 62). Richtig ist, dass Frege an der besagten Stelle *sowohl* Wortfragen *als auch* Satzfragen anführt. Am Ende des Paragraphen wirft er alle „bisher betrachteten Fälle“ in einen Topf: Nebensätze – und dazu gehören auch die Nebensätze in Fragesätzen wie „ich frage dich, ob du die Fenster geschlossen hast“ – haben eine ungerade Bedeutung; d.h. ihre Bedeutung ist „nicht ein Wahrheitswert, sondern ein Gedanke, ein Befehl, eine Bitte, *eine Frage*“ (SB 39; *meine Hervorh.*). Daher glaube ich nicht, dass es Frege immer schon „für ausgemacht“ hielt, dass „eine Behauptung und die entsprechende Satzfrage denselben Gedanken ausdrücken“ (Stepanians, 1998, 112). Hanks bezieht sich auf dieselbe Stelle wie Dummett, lässt sich aber offensichtlich von der englischen Übersetzung „ask“ für „bitten“ beirren (vgl. Geach/Black, 1952, 68).

hätte, so das Argument, dann wäre es unmöglich, eine Behauptung als Antwort auf eine gestellte Frage zu verstehen. Das Stellen und Beantworten von Fragen ist ein wesentlicher Bestandteil unseres sprachlichen Verhaltens. Das Zusammenspiel von Frage und Antwort setzt voraus, dass wir eine Behauptung als Antwort auf eine gestellte Frage identifizieren können, und dies gelingt nur dann, wenn wir erkennen, wonach gefragt wird.<sup>5</sup> Mit dieser Überlegung eröffnet Frege seine zweite *Logische Untersuchung*:

Eine Satzfrage enthält die Aufforderung, einen Gedanken entweder als wahr anzuerkennen, oder als falsch zu verwerfen. Damit es möglich sei, dieser Aufforderung richtig nachzukommen, muss verlangt werden, dass aus dem Wortlaute der Frage der Gedanke, um den es sich handelt, unzweifelhaft erkennbar sei [...] Die Antwort auf eine Frage ist eine Behauptung, der ein Urteil zugrunde liegt, und zwar sowohl, wenn die Frage bejaht, als auch wenn sie verneint wird. (V 143-4)

Das Zusammenspiel verschiedener Sprechakte wäre ohne einen gemeinsamen Inhalt gar nicht möglich. Dieses Argument kann in seiner Bedeutsamkeit gar nicht überschätzt werden und ich werde am Schluss dieser Arbeit wieder darauf zurückkommen. Darüber hinaus enthält die zitierte Stelle einen Hinweis, wie mit Befehlsäusserungen und anderen Sprechakten umzugehen ist, mit denen Frege zufolge keine Gedanken ausgedrückt werden. Frege fordert lediglich, dass der in einer Frage ausgedrückte Gedanke *erkennbar* sein muss. Diese Bedingung hätte Frege auch für andere Sprechakte aufstellen können. Mit dem Befehl „Schliessen Sie die Fenster!“ drücke ich nicht den Gedanken aus, dass die Fenster geschlossen sind – sonst gäbe es keinen nachvollziehbaren Grund, die Fenster zu schliessen. Wenn Befehle, wie Behauptungen und Fragen, Gedanken ausdrücken würden, die wahr oder falsch sind, dann müsste ein Befehl genau genommen falsch sein, um befolgt werden zu können. Mit meiner Befehlsäusserung drücke ich also nicht den Gedanken aus, dass die Fenster geschlossen sind, sondern den Befehl, dass die Fenster zu schliessen sind, aber der Gedanke ist für die Empfänger des Befehls „unzweifelhaft erkennbar“ (V 143). So liesse sich zumindest ein sprachlicher Zusammenhang herstellen zwischen meinem Befehl und der Äusserung eines Befehlsempfängers, der mit den Worten „So, die Fenster sind geschlossen“ quittiert, dass er den Befehl befolgt hat. Wenn verschiedene Sprechakte nicht die Gedanken erkennen lassen würden, die mit entsprechenden Behauptungen ausgedrückt werden, dann wäre es mir beispielsweise auch nicht möglich zu verste-

---

<sup>5</sup>Selbst Davidson, der dem Kraftbegriff skeptisch gegenübersteht, räumt ein, dass eine befriedigende Theorie der Kraft die Möglichkeit eines gemeinsamen Bestandteils von Äusserungen mit unterschiedlichem Modus berücksichtigen muss (vgl. Davidson 2001b, 116 und 2005, 123-4).



hen, dass sich jemand meinem Befehl mit gutem Grund widersetzt, wenn er erwidert „Aber die Fenster sind bereits geschlossen“.<sup>6</sup>

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich Freges Unterscheidung zwischen der Kraft und dem Inhalt von Äusserungen vorwiegend auf Behauptungen und später auch auf Fragen erstreckt. Es bietet sich an, diese Einschränkung damit zu erklären, dass Frege primär an wissenschaftlichen Fragen und Antworten interessiert war – Befehle, Wünsche, Versprechen etc. sind Sprechakte, die im wissenschaftlichen Dialog weniger häufig vorkommen. Die Inhalt-Kraft-Unterscheidung weist jedoch ein grosses Potenzial auf und es spricht nichts dagegen, Freges Theorie über Sinn und Bedeutung, wie etwa Dummett dies tut, um eine Theorie der Kraft zu ergänzen: „The theory of sense and reference is then to be supplemented by an account of the various forms of linguistic force that may be attached to a sentence“ (Dummett, 1973, 416).<sup>7</sup> Freges Entdeckung, dass derselbe Gedanke mit oder ohne behauptende Kraft ausgedrückt werden kann, wird von seinen Bewunderern als *Frege-Point* gewürdigt und war der Anlass für die systematische Untersuchung von Sprechakten.<sup>8</sup> Über die Natur der behauptenden Kraft erfährt man von Frege so gut wie nichts. Ihm ist hauptsächlich daran gelegen, dass sie „nicht zum Gedankenausdrucke“ (NS 192) gehört, da ihr „oft kein Wort oder Satzteil in der Sprache [entspricht], sodass sie oft nur gefühlt werden kann“ (NS 183). Doch das ist etwa so informativ wie die Auskunft über die Schwerkraft, dass das Gewicht eines Körpers den Körper nicht verändert und oft nur gefühlt werden kann.

### Sprachliche Träger der behauptenden Kraft

Auf zwei Merkmale oder Phänomene, auf welche Frege im Zusammenhang mit der behauptenden Kraft regelmässig hinweist, sollte detailliert eingegangen werden: Erstens hat die behauptende Kraft keinen sprachlichen Träger und zweitens kann die Kraft einer Behauptung durch den Kontext eliminiert werden. Der behauptenden Kraft, mit der ein Gedanke ausgedrückt wird, entspricht nicht nur oft kein Wort, sondern überhaupt „kein Satzteil; derselbe Wortlaut kann einmal mit, ein anderes Mal ohne sie ausgesprochen werden“ (NS 272). Insbesondere fungiert das Wort „wahr“ nicht als Träger der behauptenden Kraft:

---

<sup>6</sup>Auf der Grundlage der Erkennbarkeit entwickelt Stepanians (1998, 113) den Vorschlag, dass verschiedene Äusserungen nicht denselben, sondern nur „systematisch verwandte“ Gedanken ausdrücken müssen.

<sup>7</sup>Vgl. Dummett (1993b, 40).

<sup>8</sup>Baker und Hacker weisen darauf hin, dass dieser Punkt bereits in älteren Logiken festgehalten wurde (1984, 18, Fn. 27). Boole schreibt beispielsweise: „Now it is to be observed that the proposition, ‘If *Y* is true, *X* is true,’ contains no assertion of the truth of either of the propositions *X* and *Y*“ (Boole, 2003, XI, §12).

In der Form des Behauptungssatzes sprechen wir die Anerkennung der Wahrheit aus. Wir brauchen dazu das Wort „wahr“ nicht. Und selbst, wenn wir es gebrauchen, liegt die eigentlich behauptende Kraft nicht in ihm, sondern in der Form des Behauptungssatzes, und wo diese ihre behauptende Kraft verliert, kann auch das Wort „wahr“ sie nicht wieder herstellen. (G 63)<sup>9</sup>

Der Ausdruck „wahr“ ist nicht etwa deshalb kein Träger der behauptenden Kraft, weil „wahr“ keinen Sinn hat – die behauptende Kraft soll ja dem ausgedrückten Gedanken inhaltlich gerade nichts beifügen. Der Ausdruck „wahr“ oder der Zusatz „... und das ist wahr“ kommen deshalb nicht als Träger für die behauptende Kraft in Frage, weil diese, wie wir sehen werden, durch bestimmte Äusserungskontexte eliminiert werden kann, unabhängig davon, welche Ausdrücke in der Äusserung vorkommen. Das Wort „wahr“ *scheint* nur „das Unmögliche möglich zu machen, nämlich das, was der behauptenden Kraft entspricht, als Beitrag zum Gedanken erscheinen zu lassen“ (NS 272). Die logische Sprache erlaubt es, einen Trägersatz für die behauptende Kraft zu stipulieren: „In der Begriffsschrift habe ich ein eigenes Zeichen mit behauptender Kraft: den Urteilsstrich. In den mir bekannten Sprachen fehlt ein solches Zeichen mit behauptender Kraft“ (NS 214).<sup>10</sup> In natürlichen Sprachen steckt die behauptende Kraft in der *Form* des Behauptungssatzes. Was damit gemeint ist, wird klar, wenn wir uns dem zweiten Kandidaten zuwenden, den Frege als Träger der behauptenden Kraft erwägt.

Die behauptende Kraft ist *prima facie* mit dem Prädikat eines Satzes verknüpft, aber das Prädikat ist ebenfalls kein Kraftträger: „Die Sprache hat ja kein besonderes Wort, keine besondere Silbe für die behauptende Kraft, sondern diese liegt in der Form des Behauptungssatzes, die sich besonders im Prädikat ausprägt“ (V 152). In der Behauptung „Theo reist ab“ scheint es nur so, dass die Kraft im Prädikat steckt, aber ein Kraftträger ist das Prädikat „reist ab“ deswegen ebenso wenig wie das Wort „wahr“ in „Es ist wahr, dass Theo abreist“. Dass Frege überhaupt in Erwägung zieht, die behauptende Kraft könne vom Prädikat getragen werden, hat mit der interessanten Beobachtung zu tun, dass der Prädikatsausdruck im Unterschied zum Subjektsausdruck die Kraft, mit der eine Äusserung hervorgebracht wird, *signalisieren* kann. Die Behauptung „Theo reist ab“ hat denselben propositionalen Gehalt wie die Frage „Reist Theo ab?“, der Befehl „Reise ab, Theo!“ oder die Wünschäusserung „Möge Theo doch abreisen“. Wenn nun nicht nur Behauptungen eine eigentümliche Kraft aufweisen, sondern auch Fragen, Befehle, Wünsche etc., dann müsste sich feststellen lassen, dass die Art des Sprechakts, die Illokution, einen Einfluss auf das grammatische Prädikat und somit auf die Form des Satzes hat. Im Unterschied zum grammatischen Subjektsausdruck *kann* der Prädikatsausdruck die illokutionäre Kraft des Sprechakts

---

<sup>9</sup>Vgl. NS 211, 213, 252, 271, 272.

<sup>10</sup>Vgl. KS 232, V 152, GGA §5.

signalisieren.<sup>11</sup> Frege hat bemerkt, dass die einer Behauptung eigentümliche Kraft Einfluss auf die Satzform nehmen kann. Daher schreibt er, dass die behauptenden Kraft „oft mit der Kopula oder sonst mit dem grammatischen Prädikate verbunden ist“ (NS 192).

Frege macht einen Unterschied zwischen der *grammatischen* Oberfläche und der *logischen* Tiefenstruktur von Behauptungen: „[D]ie Ablösung der behauptenden Kraft vom Prädikate“ (NS 200) erachtet er als wichtiges Ergebnis für die Logik, denn „[s]prachlich ist die behauptende Kraft an das Prädikat gebunden“ (NS 272). Viele Logiker haben sich laut Frege davon beirren lassen, dass sich die behauptende Kraft sprachlich im Prädikat manifestiert: „So wird auch in den Logiken, wie es scheint, das Prädizieren verquickt mit dem Urteilen. So weiss man nicht recht, ob das, was die Logiker Urteil nennen ein Gedanke sein soll mit oder ohne das Urteil, dass er wahr ist“ (NS 201). Auch nach Frege sind nicht alle Logiker dazu bereit, derart strikte zwischen Prädikation und Behauptung zu unterscheiden. Peter Strawson formuliert in *Individuals* ein grammatisches Kriterium zur Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat. Diesem Kriterium zufolge führen Prädikatsausdrücke im Unterschied zu Subjektausdrücken eine Sache in einem „assertive style“ in die Rede ein (vgl. Strawson, 1959, 149). Geach sieht hierin einen Verstoss gegen den *Frege-Point*: „since one and the same unambiguous predicate may occur now in an asserted proposition, now in an unasserted clause, the predicate cannot have any inherent assertoric force.“ (Geach, 1965, 460).<sup>12</sup>

### Elimination der behauptenden Kraft

Frege zieht zwei Kontexte in Betracht, welche die Kraft einer Behauptung eliminieren: Eine Behauptung verliert ihre Kraft, wenn sie in ein Konditional eingebettet ist oder wenn sie in einem literarischen Kontext aufgestellt wird. Der Konditionalisierung sind wir bereits im Zusammenhang mit indirekten Beweisen begegnet (Kap. 2.5). Das Urteil  $\vdash (B \rightarrow A)$  beinhaltet die Gedanken  $A$  und  $B$  aber nicht die Urteile  $\vdash A$  und  $\vdash B$ : „Von den beiden in dem Ganzen enthaltenen Teilgedanken wird weder die Bedingung, noch die Folge mit behauptender Kraft ausgesprochen“ (V 145; vgl. NS 214-5). Oft reicht schon eine kleine Nebensatzkonstruktion, um eine Behauptung ihrer Kraft zu berauben: Mit der Äusserung „Es wird berichtet, dass der Ölpreis steigt“ wird nicht

---

<sup>11</sup>Die modale Formulierung ist bewusst gewählt, da die strikte Korrelation zwischen Illokution und Prädikation, wie sie etwa Searle (1969, 122) zu beobachten glaubt, für systematische Zwecke zwar wünschenswert ist, aber zumindest im Deutschen nicht besteht. In „du *telefonierst*“ und „ich *wünsche*, dass du *telefonierst*“ hat das Prädikat trotz unterschiedlicher Illokution dieselbe Form.

<sup>12</sup>Ich habe an anderer Stelle dargelegt, dass es Geach mit diesem Vorwurf ein bisschen zu eilig hat, obschon Strawsons Kriterium problematisch ist und sich für die strikte Trennung zwischen Behauptung und Prädikation mit gutem Grund eine Lanze brechen lässt (Pfisterer, 2010).

behauptet, dass der Ölpreis steigt. Daher schreibt Frege: „Ohne behauptende Kraft werden oft Nebensätze ausgesprochen“ (NS 183; vgl. NS 271). Die behauptende Kraft erstreckt sich weder auf das Antezedens oder Konsequens eines Konditionals noch auf Nebensätze, sondern immer auf ein ganzes Satzgefüge.<sup>13</sup>

Zuverlässige Kraft-Killer sind Konditionale freilich nicht, das demonstriert Geach mit Beispielen von Konditionalen, welche die Kraft der eingebetteten Behauptungen nicht oder nur teilweise eliminieren: Mit „If *A* is under the illusion that *p*, then *q*“ (Geach, 1965, 465) wird bspw. mitbehauptet, dass *p* nicht der Fall ist. In den im Anschluss an Austins Beispiel genannten *biscuit-conditionals* verlieren Nebensätze ihre behauptende Kraft ebenfalls nicht: „There are biscuits on the sideboard if you want them“ (Austin, 1970, 212). Aus diesem Grund ist es auch nicht richtig, dass die Kraft-Eliminierung ein fester Bestandteil der Semantik von Konditionalen ist, wie Hanks (2007, 154) behauptet. Die Einbettung in Nebensätze eliminiert die behauptende Kraft ebenfalls nicht immer: „Bebel wähnt, dass durch die Rückgabe Elsass-Lothringens Frankreichs Rachegelüste beschwichtigt werden können“ bringt nebst dem, dass Bebel dies glaubt, auch behauptend zum Ausdruck, dass es nicht der Fall ist, dass Frankreichs Rachegelüste durch die Rückgabe Elsass-Lothringens beschwichtigt werden können (vgl. SB 47-8).

Zweitens ist Frege der Ansicht, dass literarische Kontexte die Kraft von Behauptungen eliminieren:

Was der Schauspieler auf der Bühne sagt, hat meist die Form von Behauptungssätzen und würde ausserhalb der Bühne gesprochen auch als Behauptung meist verstanden werden; aber man weiss ja: auf der Bühne ist es nicht Ernst, nur Spiel. Der Schauspieler tut nur so als behaupte er etwas, wie er nur so tut, als wollte er einen Andern erstechen, und man kann ja ihn ebensowenig der Lüge wie des Mordversuchs zeihen. Was auf der Bühne gesprochen wird, wird ohne behauptende Kraft gesagt. (WB 34)

Die Umstände für Behauptungen mit Kraft müssen also stimmen, und das ist weder beim „Dichter, der aus seinen Werken vorliest“ (NS 252) der Fall, noch auf der Theaterbühne: „Wie der Theaterdonner nur Scheindonner, das Theatergefecht nur Scheingefecht, so ist auch die Theaterbehauptung nur Scheinbehauptung“ (G 63; vgl. NS 211, 214). Scheinbehauptungen verdienen aus zwei Gründen besondere Aufmerksamkeit: Erstens zeigt ihr Beispiel, dass auch die Form von Behauptungssätzen kein Kraftträger ist, denn Theaterbehauptungen haben dieselbe Form wie ernst gemeinte Behauptungen. Wer auf der Bühne spricht, drückt nur Gedanken aus und behauptet nichts. Selbst wenn ein Schauspieler im Anschluss an eine Behauptung versichern

---

<sup>13</sup>Das trifft auch auf andere Operatoren zu: Mit „ $\phi$  oder  $\psi$ “ wird weder behauptet, dass  $\phi$ , noch dass  $\psi$ . Hingegen wird mit „ $\phi$  und  $\psi$ “ behauptet, dass beides der Fall ist,  $\phi$  und  $\psi$ . Für eine detaillierte Diskussion solcher Phänomene siehe Dummett (1973, Kap. 10).

würde, dass es wahr ist, was er eben gesagt hat, würde dies die Scheinbehauptung nicht zu einer echten Behauptung machen. Der Theaterkontext raubt den Behauptungen ihre Kraft, denn das Publikum erwartet erst gar nicht, dass die Schauspieler echte Behauptungen aufstellen: „Wenn ein Schauspieler auf der Bühne Behauptungssätze ausspricht, so behauptet er doch nicht wirklich und ist für die Wahrheit nicht verantwortlich“ (NS 269).<sup>14</sup>

Das führt zum zweiten bemerkenswerten Punkt. Freges „Scheinbehauptungen“ haben einen abschätzigen Beigeschmack und es wäre nicht verwunderlich, wenn sich Dichter und Schriftsteller auf den Schlipps getreten fühlten. Weshalb sollen in einem Roman keine Feststellungen mit einem Wahrheitsanspruch gemacht werden können? Romane, Erzählungen und Stücke können doch ebenfalls sehr aufschlussreich sein. Es ist nicht bekannt, ob Frege ein belesener Mann war und der Literatur etwas abgewinnen konnte. Die folgende Stelle hat jedoch etwas Versöhnliches, da Frege zumindest nicht ausschliesst, dass literarische Werke teilweise wahr sein können:

Die Dichtkunst hat es, wie z.B. auch die Malerei, *auf den Schein abgesehen*. Die Behauptungen sind in der Dichtung nicht ernst zu nehmen: es sind nur Scheinbehauptungen. Auch die Gedanken sind nicht ernst zu nehmen, wie in der Wissenschaft: Es sind nur Scheingedanken. Wenn Schillers Don Carlos als Geschichte aufzufassen wäre, so wäre dies Drama *zu einem grossen Teile falsch*. Aber ein Werk der Dichtkunst will gar *nicht in dieser Weise* ernst genommen werden; es ist ein Spiel [...] Um die Scheingedanken braucht sich die Logik nicht zu kümmern, wie auch der Physiker, der das Gewitter erforschen will, das Bühnengewitter unbeachtet lassen wird. (NS 142; *meine Hervorh.*)

Frege geht es offenbar weniger darum, literarische Behauptungen zu diskreditieren, sondern sie mit wissenschaftlichen Behauptungen zu kontrastieren. Da der Literatur und anderen Künsten vorwiegend am „Schein“ gelegen ist, sind ihre Werke nicht in der Weise ernst zu nehmen, wie wissenschaftliche Werke. Aber das schliesst weder aus, dass wir sie *in anderer Weise* ernst nehmen, noch dass in einem literarischen Werk auch Wahrheiten stecken können. Die Erwartung, mit der wir an ein literarisches Werk herantreten, ist nicht dieselbe wie die, mit der wir einen wissenschaftlichen Text lesen. Diesen Unterschied hat sich beispielsweise Hume in seinen *Dialogen über natürliche Religion* zu Nutze gemacht, indem er seine religionskritischen Ansichten den drei Figuren Philo, Cleanthes, Demea und dem Erzähler Pamphilus in den Mund legt (Hume, 1935). Auf diese Weise konnte sich Hume von den aufgestellten Behauptungen distanzieren, sodass sich seine Interpreten bis heute darüber

---

<sup>14</sup>Das erklärt auch, weshalb es für Davidsons echten Feuerwehrmann so schwierig ist, das Publikum während der Vorstellung davon zu überzeugen, dass das Theater brennt und der Saal rasch geräumt werden muss. Es ist vielleicht nicht unmöglich, dass sein Sprechakt gelingt, aber der Feuerwehrmann dürfte seine grösste Mühe haben, weil das Publikum davon ausgehen wird, dass sein Auftritt zur Vorstellung gehört (vgl. Davidson, 2001a, 270).

streiten, welche Position diejenige Humes ist. Hätte Hume das Werk noch zu Lebzeiten veröffentlicht und wäre, wie von seinen engsten Freunden befürchtet, für seine religionskritischen Ansichten angeklagt worden, so hätte er sich auf den Standpunkt zurückziehen können, dass er nichts mit behauptender Kraft zum Ausdruck gebracht habe. Das Beispiel von Humes Dialogen zeigt ferner, dass die beiden Kontexte, welche die Kraft von Behauptungen zu tilgen vermögen, nicht in denselben Topf geworfen werden können, wie oft behauptet wird.<sup>15</sup> Denn die Sätze in literarischen Werken drücken „Scheingedanken“ aus und die darin vorkommenden Eigennamen sind für Frege „Scheineigennamen“ – das sind Namen, die nicht „ernst genommen werden“ sollen (NS 142). Das trifft auf Konditionale im Allgemeinen gewiss nicht zu.<sup>16</sup>

Bevor wir zu einer abschliessenden Bewertung von Freges Begriff der behauptenden Kraft gelangen, will ich auf einen grundlegenden Einwand eingehen, den jüngst Hanks (2007) gegen die Inhalt-Kraft-Unterscheidung vorgebracht hat. Hanks argumentiert gegen diese Unterscheidung, weil Freges Beobachtung, dass die Kraft einer Behauptung durch den Kontext getilgt werden kann, nicht den Schluss zulässt, dass die ausgedrückten Gedanken an sich kraftlos sind. Die Kraft einer Behauptung könne nur dann getilgt werden, wenn es etwas zu tilgen gibt. Freges Argumente für die Kraft-Inhalt-Unterscheidung würden daher genauso die These stützen, dass Gedanken nicht kraftlos sind: „contents come bound up with an element of force“ (Hanks, 2007, 156). Deshalb macht Hanks den Vorschlag, zwischen *assertiven*, *interrogativen* und *imperativen* Propositionen zu unterscheiden (vgl. Hanks, 2007, 151).

Hanks meint, es spreche für seine These, dass sie eine Lösung für ein altes Problem bei der Analyse von eingebetteten Nebensätzen anbietet:

(1) Jones knows that Smith is tall.

(2) Jones knows whether Smith is tall.

Die Glieder solcher Satzpaare können unterschiedliche Wahrheitswerte haben. Wenn Jones etwa weiss, dass Smith nicht gross ist, dann ist (2) wahr und (1) falsch. Wenn (1) und (2) verschiedene Wahrheitsbedingungen haben, dann muss ihr Gehalt verschieden sein. Hanks zieht daraus den Schluss, dass Propositionen in Rückgriff auf die ihnen eigentümliche Kraft individuiert werden müssen: In (1) steht Jones in Relation zu einer assertiven Proposition, in (2) hingegen zu einer interrogativen Proposition (vgl. Hanks, 2007, 144ff.). Ich habe bereits in einem anderen Zusammenhang darauf hingewiesen, dass epistemische Verben auf die Möglichkeit untersucht werden können, sowohl *dass-*

---

<sup>15</sup>Vgl. Hanks (2007, 155), Bell (1979, 120).

<sup>16</sup>Mehr zu den Unterschieden zwischen den Kontexten, die die Kraft von Behauptungen eliminieren können, findet sich in Kenny (1995, 132) und ausführlicher in Kenny (1975, 36-8).

als auch *ob*-Nebensätze einzubetten (Kap. 4.5). Ganz abgesehen davon, ob es je zu einer adäquaten Beschreibung von Wissen führen wird, wenn man die Sätze (1) und (2) als Ausdruck von Relationen zwischen Personen und Propositionen analysiert, ist Hanks Vorschlag konfus. Freges Analyse faktiver Verben wie „wissen“ oder „wähnen“ – und ich glaube, darin hat er recht – sieht vor, eingebettete *dass*-Nebensätze „doppelt zu nehmen“ (SB 48), einmal als Gedanke und einmal als Wahrheitswert. „Jones weiss, dass Smith gross ist“ bedeutet a), dass Smith gross ist und b), dass Jones weiss, dass Smith gross ist. Der Nebensatz „dass Smith gross ist“ ist doppelt zu nehmen, weil er zweimal etwas zur Bedeutung von (1) beisteuert – in a) ist es ein Wahrheitswert und in b) ein Gedanke. Ob *ob*-Nebensätze ebenfalls doppelt zu nehmen sind, wie Fiengo (2007, 8) mutmasst, wissen wir nicht. Vermutlich hätte sie Frege nicht als Zusammensetzungen zweier Sätze analysiert, weil sie ja keine Rückschlüsse auf den Wahrheitswert zulassen. Dann hätte Frege vielleicht eine relationale Analyse im Sinne Hanks für (2) in Erwägung gezogen, aber sicher nicht für (1).

Die Idee, dass Gedanken Elemente der Kraft aufweisen können, ist nicht grundsätzlich falsch, aber Hanks vertut sich bei der Identifikation von Freges Argumenten für die Inhalt-Kraft-Unterscheidung. Weder das Beispiel des Konditionals noch das der Theaterbehauptung stellen für Frege zwingende Gründe dar, zwischen der Kraft und dem Inhalt von Behauptungen zu unterscheiden. Diese Kontexte dienen vielmehr dazu, Aspekte einer davon unabhängig getroffenen Unterscheidung zu illustrieren. Beide Kontexte zeigen auf, dass weder ein bestimmtes Wort noch die Form eines Satzes für das Aufstellen einer echten Behauptung konstitutiv ist. Hanks verschätzt sich, wenn er hierin ein Argument für die Inhalt-Kraft-Unterscheidung sieht: „Frege’s most important argument for the content-force distinction is the fact that neither the antecedent nor consequent is asserted in the utterance of a conditional“ (Hanks, 2007, 153). Folglich übersieht Hanks, was ich weiter oben als Freges stärkstes Argument für die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen Kraft und Inhalt von Äusserungen ausgewiesen habe (vgl. S. 134). Der Begriff der Kraft, darin können wir Hanks zustimmen, erstreckt sich nicht allein auf Behauptungen, Fragen, Befehle und dergleichen, sondern auch auf Gedanken, oder besser auf bestimmte Weisen des Denkens. Aber dabei fassen wir nicht assertive, interrogative und imperative Gedanken, sondern wir denken in einer bestimmten *Art und Weise*: Wer sich fragt, ob *p* wahr ist, denkt *p* in der Weise, wie man denkt, wenn man wissen will, ob *p* wahr ist. Und wer assertiv denkt, dass *p*, der denkt *p* in der Weise, wie man nur dann denken soll, wenn *p* wahr ist. Frege nennt diese Art zu denken „urteilen“, und die für diese Art zu denken eigentümliche Kraft ist die „urteilende Kraft“ (NS 201). Kurz: Hanks beobachtet richtig, dass der Begriff der Kraft nicht ausschliesslich bei der Analyse von Sprechakten hilf-

reich ist, sondern auch bei Denkakten. Aber er schreibt diese Kräfte fälschlicherweise den Propositionen oder Gedanken zu und nicht Urteilen.

### 5.2 Mehr als laute Urteile

Wie wir sehen werden, vermag Freges Begriff des Behauptens den Aspekten, die zu illokutionären Akten gehören, nicht Rechnung zu tragen. Dummetts Versuch, Freges Versäumnis zu korrigieren, beinhaltet die problematische Annahme, dass der Satzmodus ein konventionales Zeichen für die Kraft einer Äusserung ist; d.h. es besteht eine Konvention, für Behauptungen Deklarativsätze zu verwenden. Davidson wendet gegen Dummetts Hypothese ein, dass es keine konventionalen Zeichen für Behauptungen und andere Sprechakte geben könne. Aber Davidsons eigene Analyse für den Satzmodus überzeugt ebenfalls nicht, da sie den Begriff des Behauptens voraussetzt und daher unvollständig ist.

Wir mussten feststellen, dass man von Frege nicht viel mehr über die Natur von Behauptungen erfährt, als dass sie eine eigentümliche Kraft aufweisen, die durch bestimmte Kontexte getilgt werden kann und daher nicht an die Verwendung bestimmter Ausdrücke geknüpft ist. Ansonsten erhält man von Frege meist die Auskunft, dass eine Behauptung die Kundgabe eines Urteils ist:

[I]ndem wir das Urteil äussern, behaupten wir. (NS 2; vgl. NS 150, 201, 214)

[D]ie Kundgebung dieses Urteils – das Behaupten (G 62)

Die Antwort [...] ist eine Behauptung, der ein Urteil zugrunde liegt. (V 144)

[D]ie behauptende Kraft, die ja sprachlich dem Urteilen entspricht ( V 152)

[I]ndem man ein Urteil kund gibt, behauptet man (WB 33)

Wenn ich [...] behaupte, so spreche ich damit ein Urteil aus (NS 11)

Eine Behauptung ist für Frege die Äusserung eines Urteils. Einer Behauptung liegt ein Urteil zugrunde, insofern man mit der Behauptung ein Urteil kundgibt. Unter einer Behauptung versteht Frege demnach nichts anderes als ein *lautes Urteil*. Für seinen kümmerlichen Behauptungsbegriff wird Frege von vielen getadelt. Baker und Hacker sehen in diesem „Cartesian picture of assertion“ ein Korollar zu Freges ohnehin problematischer „Cartesian conception of judgment“ (Baker/Hacker, 1984, 80). Selbst die Verteidiger Freges haben dessen Auffassung von Behauptungen als lauten Urteile kritisiert: „Frege never quite rid himself of the idea that assertion is the expression of a mental attitude; this explains some of the curious things he said about it“ (Dummett, 1973, 312). Behauptungen sind nicht nur laute Urteile, sondern Teil einer komplexen Sprachpraxis, die sich nicht beschreiben lässt, ohne die Konventionen und Sprecherintentionen zu berücksichtigen, die der Behauptungssprechakt involviert. Picardi bringt



es auf den Punkt: „But judging and asserting are not like twin brothers, the former shy and aloof and the latter forthcoming and chatty“ (Picardi, 1987, 144). Behauptungen können Lügen sein oder nur probeweise aufgestellt werden, sie können Implikaturen enthalten etc. – all dies geht verloren, wenn man wie Frege unter einer Behauptung lediglich die Kundgabe eines Prozesses versteht, der im Inneren stattgefunden hat.

Ein Blick in die neuere Literatur genügt, um sich davon zu überzeugen, dass viele Philosophen unter einer Behauptung mehr verstanden haben wollen als bloss ein lautes Urteil:

A man makes an assertion if he says something in such a manner as deliberately to convey the impression of saying it with the overriding intention of saying something true. (Dummett, 1973, 300)

In asserting a sentence one both commits oneself to it and endorses it. (Brandom, 1983, 640)

[A]n assertion is a (very special kind of) commitment to the truth of a proposition. (Searle, 1969, 29)

[T]o make an assertion necessarily involves undertaking an obligation to speak truthfully. (Searle, 1969, 186)

A utters a sentence *S*, where *S* means that *P*, in doing which either he expresses his belief that *P*, or he intends the person addressed to take it that he believes that *P*. (Williams, 2002, 74)

One must: assert that *p* only if one knows that *p*. (Williamson, 1996, 494)

Wer eine Behauptung aufstellt, gibt nicht nur ein Urteil kund, sondern geht eine *Verpflichtung* ein. Unter dem „illocutionary commitment“ (Green, 2000; Alston, 2000) wird allgemein ein Bewusstsein dessen verstanden, dass der Sprecher bei seinen Zuhörern den Eindruck erwecken wird, dass er auch glaubt, was er sagt (Dummett, Williams). Williamson geht noch einen Schritt weiter und fordert, dass wir wissen sollten, dass es wahr ist, was wir behaupten. So verschieden diese Vorschläge und die jeweiligen Theorien zum Behaupten sein mögen, ihnen allen ist gemein, dass das Behaupten nur vor dem Hintergrund einer Praxis erfasst werden kann, die bestimmten Konventionen und Normen unterworfen ist. Das steckt auch hinter Searles *sincerity condition*, derzufolge ein Sprecher auch glauben muss, was er behauptet Searle (1969, 69) bzw. hinter den Qualitätsmaximen von Grice: „Try to make your contribution one that is true [...] Do not say what you believe to be false“ (Grice, 1989b, 27).

### Dummetts Konventionalismus

Dummett hat mit einem längeren Exkurs in die Sprechakte zu zeigen versucht, wie Freges Theorie des Behauptens zu korrigieren ist. Da viele Sprechakte eine Art inneres Pendant hätten, liege es nahe, den Sprechakt ausgehend vom „interior case“

zu beschreiben (Dummett, 1973, 298).<sup>17</sup> Weil Sprechakte jedoch nicht ohne Rückgriff auf die Konventionen beschrieben werden können, denen sie unterworfen sind, kehrt Dummett die Richtung der Erklärung um und beginnt bei den Konventionen, die unser Sprachverhalten regulieren:

Assertion, for example, is to be explained in terms of the conventions governing the use of those sentences which are understood as having assertoric force, not as the utterance of a sentence with the intention of expressing one's interior act of judgment (or interior state of belief) that is true. (Dummett, 1973, 311)

Die Beschreibung des Behauptungssprechakts dürfe nicht vom inneren, privaten Urteilsakt ausgehen, da sie dem konventionellen Aspekt von Behauptungen nicht gerecht würde. Dummett rät aus diesem Grund, Behauptungen nicht als äusserliche Urteilsakte zu begreifen, sondern umgekehrt, Urteile als innerliche Akte des Behauptens: „We have opposed throughout the view of assertion as the expression of an interior act of judgment; judgment, rather, is the interiorization of an external act of judgment“ (Dummett, 1973, 362). Dummetts Kritik, Frege erkläre sozusagen verkehrt von Innen nach Aussen – das Behaupten durch das Urteilen – ist vollkommen berechtigt, und die sich darauf stützende Umkehrung der Erklärungsrichtung erfährt einen verdient prominenten Auftritt in Brandons Inferentialismus (Brandom, 1994, 153f.). Dennoch übersieht Dummett eine interessante Stelle, an welcher der späte Frege zumindest für einen kurzen Moment in Erwägung zu ziehen scheint, dass das Denken ein leises Sprechen ist: „Vielleicht ist unser Denken zuerst ein Sprechen, das dann Vorstellen des Sprechens wird. Das stille Denken wäre dann ein lautlos gewordenes, in der Vorstellung verlaufendes Sprechen“ (NS 288). Wenn das Denken allgemein ein lautlos gewordenes Sprechen wäre, dann wäre das Urteilen eine stumme Behauptung – ein erster Schritt in die richtige Richtung. Leider lässt Frege diese Idee sofort wieder fallen und hält nur noch fest, es gäbe keine notwendige Verbindung eines Gedankens mit einem bestimmten Satz, dass es aber für uns Menschen notwendig sei, dass „ein uns bewusster Gedanke mit irgendeinem Satze in unserm Bewusstsein verbunden ist“ (NS 288).<sup>18</sup>

Die Umkehrung der Erklärungsrichtung bedeutet nicht, dass Urteile und Sprecherintentionen für die Beschreibung des Sprechakts völlig entbehrlich sind. Schliesslich gehen Behauptungen oft mit der Absicht einher, etwas Wahres zu sagen. Und wer

---

<sup>17</sup>Vgl. hierzu auch die Ausführungen von Bell (1979, 99-105).

<sup>18</sup>Frege hat schon viel früher auf die Unentbehrlichkeit der Sprache für das Denken hingewiesen: „Die Zeichen sind für das Denken von derselben Bedeutung wie für die Schifffahrt die Erfindung, den Wind zu gebrauchen, um gegen den Wind zu segeln. Deshalb verachte niemand die Zeichen! [...] Wir würden uns ohne Zeichen auch schwerlich zum begrifflichen Denken erheben. Indem wir nämlich verschiedenen aber ähnlichen Dingen dasselbe Zeichen geben, bezeichnen wir eigentlich nicht mehr das einzelne Ding, sondern das ihnen Gemeinsame, den Begriff“ (WBBS 49).

einen Befehl erteilt oder eine Frage stellt, tut dies mit der Absicht, jemanden zu veranlassen, etwas zu tun, bzw. etwas in Erfahrung zu bringen. Aber das Behaupten ist nicht zwingend mit der Absicht verbunden, die Wahrheit zu sagen. Der Versuch, Behauptungen allein unter Rückgriff auf die Sprecherintentionen zu beschreiben, würde daran scheitern, dass Intentionen nicht zwingend festlegen, ob ein Sprecher etwas behauptet (vgl. Dummett, 1973, 299). Ein pathologischer Lügner hat nie die Absicht, etwas Wahres zu sagen. Und wer einen Satz aus einem Roman vorliest, oder eine Behauptung nur probeweise aufstellt, hat vielleicht überhaupt keine Absichten, etwas Wahres zu sagen. Das Beispiel der Lüge zeigt gerade, dass die Intentionen des Sprechers nicht allein dafür ausschlaggebend sein können, ob etwas eine Behauptung ist oder nicht. Auch für die Erklärung anderer Sprechakte sollte man sich nicht einfach auf die Intentionen des Sprechers verlassen. Es ist denkbar, dass jemand einen Befehl erteilt, ohne die Absicht zu haben, dass der Befehl befolgt wird, oder sich nur anstandshalber aber nicht aus Interesse nach dem Wohlbefinden von jemand anderem erkundigt. Kurz: Dummett meint nicht, dass Sprecherintentionen entbehrlich sind, sondern, dass sie für die Beschreibung von Sprechakten einen schlechten Ausgangspunkt darstellen, da Sprechakte stets vor dem Hintergrund sprachlicher Konventionen vollzogen werden.

Den Zusammenhang zwischen Sprechakt, Konvention und Intention erläutert Dummett mit einer hilfreichen Analogie (vgl. Dummett, 1973, 300f.): So wie sich die Klasse aller Spiele in Spiele mit und Spiele ohne Einsatz unterteilen lassen, so kann die Klasse aller Sprechhandlungen in Sprechakte mit und ohne Konsequenzen unterteilt werden. Spiele wie Poker oder Tarock erfordern einen monetären Spieleinsatz, und das Gewinnen oder Verlieren solcher Spiele hat klar definierte Konsequenzen. Wird beim Pokern ein Bluff aufgedeckt, so bedeutet das für den entsprechenden Spieler einen finanziellen Verlust. Beim Schach hingegen wird nicht um Geld gespielt, das Gewinnen und Verlieren solcher Spiele ist nicht mit klar bestimmten Konsequenzen verbunden. Dummett meint nun, dass die Intentionen der Spieler nur bei Spielen der zweiten Kategorie ins Gewicht fallen. Man kann sich hierzu vorstellen, dass jemand vorsätzlich ein Spiel verliert: Wer schlecht pokert, ob absichtlich oder nicht, verliert sein Geld. Wer sich hingegen absichtlich in ein Matt manövriert, um bspw. den Jähzorn seines Onkels in Grenzen zu halten, verliert zwar auch in gewisser Weise das Spiel, aber es ist fraglich, ob er überhaupt Schach gespielt hat.

Diese Unterscheidung zwischen zwei Arten von Spielen überträgt Dummett auf Sprechakte. So wie die Klasse aller Spiele in Spiele mit und ohne Konsequenzen unterteilt werden kann, so kann die Klasse aller Sprechakte in Sprechakte mit und ohne Konsequenzen unterteilt werden. Befehle entsprechen beispielsweise eher dem Pokern und Behauptungen dem Schach. Denn das Erteilen eines Befehls ist mit den Konse-

quenzen des Ungehorsams verbunden, die Intentionen des Befehlsgebers sind irrelevant – Befehl ist Befehl. Für das Aufstellen von Behauptungen kennen wir hingegen keine derartige Konsequenzen, der Rekurs auf die Sprecherabsichten ist daher unumgänglich:

An assertion has no such definite consequences [...] Assertions take place against the background of a custom of uttering them with the intention of saying something true [...] In order, then, to describe the use of assertoric sentences, we have to add [...] a specification of the convention governing such utterances. Let us for the present state this convention by saying merely that it is that we should utter such sentences with the intention of uttering only true ones. (Dummett, 1973, 302).

Mit der These, dass der Vollzug von Sprechakten durch Konventionen bestimmt wird, ist Dummett nicht allein.<sup>19</sup> Viele bestreiten aber die Annahme, dass diese Konventionen sprachlich manifestiert sind. Dummett behauptet nämlich nicht nur, dass es für den Vollzug von Sprechakten Konventionen gibt, sondern auch, dass der *Satzmodus* ein konventionales Zeichen für die Art des Sprechakts ist.<sup>20</sup> Der Satzmodus gehört zu den so genannten *illocutionary force indicating devices*, das sind sprachliche Elemente wie Wortfolge und Betonung, die den Sprechakttyp signalisieren können.<sup>21</sup> Dummett vertritt die Auffassung, dass es eine Konvention ist, Befehle unter Verwendung von Imperativsätzen zu erteilen: „The conventional sign of this imperatival force is the imperative mood of the verb“ (Dummett, 1973, 303). Und für das Aufstellen einer Behauptung bestehe die Konvention, einen Deklarativsatz zu verwenden: „assertion consists in the (deliberate) utterance of a sentence which, by its form and context, is recognized as being used according to a certain general convention“ (Dummett, 1973, 311).<sup>22</sup> Der Satzmodus ist ein konventionell festgelegtes Signal für den Sprechakttyp: Imperativsätze signalisieren Befehle, Ingerrogativsätze Fragen, Deklarativsätze Behauptungen etc. Demnach gehört es für Dummett zu den Konventionen für das Behaupten, dass der Sprecher sowohl die Intention hat etwas Wahres zu sagen, bzw. sich dessen bewusst ist, dass seine Zuhörer davon ausgehen werden, dass er glaubt, was er sagt, als auch dass er seine Behauptung in einen Deklarativsatz verpackt.

---

<sup>19</sup>Vgl. Austin (1962, 14, 103), Searle (1969, 36ff., 64), Kotatko (1998).

<sup>20</sup>Mit „Modus“ oder „Satzmodus“ wird die Modalität von Sätzen bezeichnet, also die Art und Weise der Stellungnahme eines Sprechers zum geäußerten Sachverhalt; z.B. deklarativ, interrogativ, imperativ und optativ. Grammatisch beeinflusst der Modus die Flexion des Verbs und die Satzstellung. In der englischsprachigen Literatur ist häufig von *mood* statt *mode* die Rede.

<sup>21</sup>Vgl. Searle (1969, 30, 62-4), Searle/Vanderveken (1985, 2), Recanati (1987, 81f., 165), Green (1997; 2000); keiner dieser Autoren ist Dummett darin gefolgt, einen konventionellen Zusammenhang zwischen der Kraft einer Äußerung und dem Satzmodus zu postulieren. Grundlegende Einwände gegen konventionale Kraft-Indikatoren haben u.a. Strawson (2004), Pendlebury (1986) und Stainton (1997) vorgebracht.

<sup>22</sup>Dummett sagt dies zwar nicht explizit, aber wir können davon ausgehen, dass er bei *form* an Deklarativsätze denkt; Davidson (2001b, 110) liest die Stelle so, und damit liegt er vermutlich richtig.

Dummett weiss natürlich, dass Satzmodus und Sprechakt oft inkongruent sind: „Kannst du mir den Salzstreuer geben?“ ist keine Frage, sondern eine Aufforderung; und „Kannst du damit nicht aufhören?“ ist genauso wenig eine Frage wie „Du hörst jetzt damit auf“ eine Behauptung ist – beide Äusserungen sind Befehle. Für Sprechakt/Modus-Inkongruenzen unterscheidet Dummett zwischen dem Witz (*point*) und der Kraft von Äusserungen: Während die Kraft einer Äusserung durch sprachliche Konventionen bestimmt ist, hängt der Witz einer Äusserung von den Intentionen des Sprechers ab; z.B. jemanden auffordern wollen, den Salzstreuer zu reichen (vgl. Dummett, 1993a, 209-10). Das ändert jedoch nichts daran, dass Dummett einen konventionalen Zusammenhang zwischen Kraft und Modus postuliert. Dieser Zusammenhang ist umstritten, wie wir gleich sehen werden.

### Davidsons parafaktische Analyse des Satzmodus

Davidson setzt sich in zwei Arbeiten kritisch mit Dummetts Konventionalismus auseinander (Davidson, 2001b; Davidson, 2001a). Er zweifelt grundsätzlich an der Leistungsfähigkeit des Konventionsbegriffs und rät daher davon ab, sprachliches Verhalten durch Regeln und Konventionen zu erklären (Davidson, 1984, 171). Er bestreitet jedoch insbesondere Dummetts These, dass es eine konventionelle Verknüpfung zwischen dem Satzmodus und der Art des Sprechaktes gibt, bzw. der Kraft, mit der eine Äusserung hervorgebracht wird. Dafür gebe es einfach zu viele Verwendungen von Deklarativsätzen in Witzen und Romanen und zu viele Fälle, in denen Sprechakt und Modus inkongruent sind (Davidson, 2001b, 110). Dummett orientiere sich zu sehr an den kongruenten Fällen.

Davidson begründet seine Zweifel an der konventionellen Verknüpfung zwischen Satzmodus und Sprechakt mit einem kleinen Gedankenexperiment: Wenn es zusätzlich zum Modus ein konventionell festgelegtes Zeichen für aufrichtige Behauptungen gäbe, wie etwa Freges Urteilsstrich, dann würde kein Schauspieler und kein Lügner auch nur eine Sekunde zögern, dieses Zeichen zu verwenden, um eine echte Behauptung vorzutäuschen. Es hilft nichts, echte Behauptungen durch etwas Konventionelles zu verstärken, da kein zusätzliches Zeichen etwas leisten kann, was nicht bereits durch den Modus geleistet würde:

There is no point, then, in the strengthened mood; the available indicative does as well as language can do in the service of assertion. But since the indicative is not so strong that its mere employment constitutes assertion, what must be added to produce assertion cannot be merely a matter of linguistic convention. (Davidson, 2001b, 112).

Jedes konventionell festgelegte Zeichen kann missbraucht werden, das betrifft den Satzmodus genauso wie den Urteilsstrich: „mood is not a conventional sign of asser-

tion or command because nothing is, or could be, a conventional sign of assertion or command“ (Davidson, 2001b, 114).<sup>23</sup> Davidson bezweifelt natürlich nicht, dass zwischen Behauptungen, Fragen und Befehlen Unterschiede bestehen, derer sich eine semantische Theorie der Sprache annehmen muss. Seine Zweifel richten sich dagegen, dass Sprechakte mit Satzmodi oder anderen sprachlichen Merkmalen konventionell verknüpft sind. Die Debatte zur Relevanz von sprachlichen Konventionen zwischen Dummett und Davidson ist zu umfangreich, um hier auf alle ihre Facetten einzugehen. Wir wollen uns daher auf die wichtigsten Punkte beider Autoren beschränken, und dazu gehört auch, Davidsons eigenen Vorschlag zur Analyse des Satzmodus zu prüfen.

Davidson versucht den Satzmodus bzw. die Kraft von Äusserungen anders in den Griff zu bekommen. Hierzu verfährt er ähnlich wie mit Sätzen in indirekter Rede (Davidson, 2001c, 105) und mit Verben für die Zuschreibung propositionaler Einstellungen (Davidson, 2001d, 165) – er analysiert den Satzmodus *parataktisch*. Ein Befehl wie etwa „Schliessen sie die Fenster“ ist als Zusammensetzung zweier Sätze zu analysieren: „Die Fenster sind geschlossen. Das ist ein Befehl.“ Der erste Satz gibt den Inhalt der Äusserung an, und der zweite Satz fungiert als Modusregler (*mood-setter*). Das parataktische Verfahren eignet sich natürlich nicht nur für Imperative, sondern auch für Fragesätze, Wunschsätze und dergleichen. Der entscheidende Vorteil dieses Verfahrens besteht nach Davidson darin, dass alle Äusserungen *wahrheitsfunktional* analysierbar werden. Die parataktische Analyse liefert zwei Sätze, die je einen Wahrheitswert haben.<sup>24</sup>

Die parataktischen Modus-Analyse hat einige Schwachstellen, die Achillesferse von Davidsons Vorschlag ist aber der Modus des Modusreglers. Davidson muss nämlich voraussetzen, dass der Indikativ des Modusreglers nicht weiter zerlegt wird, da sich sonst ein infinites Regress ergibt. Eine einfache Frage wie „Geht es Johanna wieder besser?“ würde zu „Der folgende Satz ist eine Behauptung. Der folgende Satz ist eine Behauptung etc... Der folgende Satz ist eine Frage. Johanna geht es wieder besser.“ Der Modusregler selbst ist genuin behauptend, da er den Modus eines anderen Satzes deklariert.<sup>25</sup> Davidson scheint sich dieser Problematik bewusst zu sein, wenn er den Modusregler ausdrücklich von Modus und Kraft befreit: „Mood-setters *characterize* an

---

<sup>23</sup>Vgl. Davidson (2001a, 270).

<sup>24</sup>Das heisst natürlich nicht, dass für die Verwendung eines Satzes in einem bestimmten Modus der Wahrheitswert der logischen Konjunktion beider Sätze ausschlaggebend ist, denn Äusserungen haben überhaupt keinen Wahrheitswert (vgl. Davidson, 2001b, 121).

<sup>25</sup>Diesen Einwand haben bereits Dummett (1993a, 205) und van der Schaar (2007, 64) erhoben; van der Schaar weist zudem darauf hin, dass Davidsons Analyse unvollständig ist, da Wortfragen wie „Where does it snow?“ nicht parataktisch analysiert werden können. Darauf liesse sich erwidern, dass sich offene Fragen nicht grundsätzlich einer Zerlegung in zwei Sätze entziehen, wie die folgende Parataxe zeigt: „Irgendwo schneit es. Das ist eine Frage nach dem Ort.“

utterance as having a certain illocutionary force; they do not *assert* that it has that force, since only speakers make assertions“ (Davidson, 2001b, 120; *meine Hervorh.*). Modusregler kennzeichnen die Kraft von Äusserungen, aber sie behaupten nach Davidson nicht, dass der Kernsatz diesen oder jenen Modus hat. Diese Erwiderung ist *ad hoc* und es ist nicht nachvollziehbar, weshalb Kennzeichnungen nicht Deklarationen mit Behauptungscharakter sind.

Der fehlende Modus des Modusreglers stellt nicht bloss eine Lücke dar, die Davidson mit einer entsprechenden Erweiterung der Theorie schliessen könnte, da dieser Zug für die Analyse von Deklarativsätzen die reine Willkür bedeutete. Die parataktische Analyse von Deklarativsätzen zerlegt einfache Behauptungen wie „Johanna hat sich gut erholt“ in zwei Sätze, von denen nur der Kernsatz deklarativ ist. Wenn der Modusregler keinen eigenen Modus haben soll, weil er zur Deklaration des Modus eines anderen Satzes verwendet wird, dann dürfen wir uns berechtigt fragen, worin der grammatische Unterschied zwischen der Deklaration eines Satzmodus und der Deklaration von Johannas Gesundheitszustand besteht. Die Frage nach dem Modus des Modusreglers ist nicht nur die lästige Selbstanwendung einer an sich gelungenen Theorie, sondern weist darauf hin, wie grundlegend der indikative oder deklarative Satzmodus ist, bzw. wie grundlegend der Behauptungssprechakt ist. Wer nicht versteht, dass mit einem Deklarativsatz eine Behauptung aufgestellt werden kann, wird mit Davidsons Modus-Reglern Verständnisprobleme haben.

Fassen wir kurz zusammen. Frege zeichnet ein ärmliches Bild von Behauptungen: Behauptungen sind nur laute Urteile, sie unterscheiden sich von Urteilen lediglich in der Lautstärke. Der konventionelle Aspekt von Behauptungen geht dadurch unter. Dummett versucht Freges Behauptungsbegriff zu korrigieren, indem er die Erklärungsrichtung umkehrt, und nicht Behauptungen durch Urteile erklärt, sondern von Behauptungen und den für diesen Sprechakt geltenden Konventionen ausgeht. Zu diesen Konventionen zählt Dummett, dass für Behauptungen Deklarativsätze verwendet werden. Gegen diese These wendet Davidson berechtigt ein, dass es überhaupt kein konventionales Zeichen für Behauptungen geben kann. Dass wir es mit einer Behauptung zu tun haben, wird weder durch den Modus von Behauptungssätzen, noch durch Freges Urteilsstrich signalisiert. Davidsons parataktische Analyse von Behauptungssätzen ist ebenfalls nicht überzeugend, da man sich mit ihr ziemlich weit von dem entfernt, was man gemeinhin unter einer Behauptung versteht, und weil sie für den Sprechakt des Behauptens voraussetzt, was sie zeigen soll.

Ich werde in der Debatte, ob der Rückgriff auf Konventionen für die adäquate Beschreibung von Behauptungen und anderen Sprechakten relevant ist, keine Entscheidung herbeizuführen versuchen. Stattdessen werde ich, anhand von Moores Paradox zeigen, dass es für den Sprechakt des Behauptens und für Urteilsakte konstitutiv ist,

dass wir dabei auf die Wahrheit zielen. So wie es nicht möglich ist, Sätze wie „es regnet, aber ich glaube es nicht“ aufrichtig und mit Bedacht zu behaupten, so können wir auch keine entsprechenden Urteile fällen. Dieser Vorgehensweise ist vielversprechender als wenn wir die Kategorien *Urteilen* und *Behaupten* vermischen müssen, um darlegen zu können, inwiefern Urteile auf die Wahrheit zielen. Künne, der ebenfalls eine Variante des Adverbialismus vertritt, hat jüngst vorgeschlagen, das Urteilen als Denken mit Verpflichtung zu begreifen: „Acknowledging a thought as true is thinking that thought *in a special way*, namely *with a commitment to its truth*“ (Künne, 2013, 61). Dem sollten wir grundsätzlich zustimmen (vgl. Kap. 4.5), doch der Begriff des *commitments* ist der Sprechakttheorie – wenn nicht der Moralphilosophie – entlehnt, und seine Adaption an den Urteilsbegriff müsste weiter ausgeführt werden. Dass Behauptungen mit Pflichten einhergehen können, scheint offensichtlich zu sein, aber inwiefern gehen wir beim Urteilen Verpflichtungen ein? Diese Frage ist ohne Rekurs auf Behauptungen nur schwer zu beantworten. Das Problem des Imports theoriefremder Begriffe lässt sich umgehen, wie im Folgenden gezeigt wird, wenn nachgewiesen werden kann, dass sowohl Behauptungen als auch Urteile auf die Wahrheit zielen.



## 6 Moores Paradox

G.E. Moore macht darauf aufmerksam, dass es absurd ist, etwas zu behaupten, wovon man gleichzeitig sagt, dass man es nicht glaubt: „I went to the pictures last Tuesday, but I don't believe that I did“ is a perfectly absurd thing to say, although *what* is asserted is something which is perfectly possible logically“ (Moore, 1942, 543).<sup>1</sup> Moore-paradoxe Äusserungen haben die Form:

$$(1) \quad p, \text{ aber ich glaube nicht, dass } p \qquad p \wedge \neg Gi p^2$$

Das Paradox besteht nicht etwa darin, dass Behauptungen der Form (1) einen formalen Widerspruch enthalten. Die beiden Konjunkte  $p$  und  $\neg Gi p$  ergeben keine Kontradiktion, sonst wäre „es ist nicht der Fall, dass es regnet, obwohl ich es nicht glaube“ eine Tautologie. Das Verb „glauben“ erzeugt einen opaken Kontext und ist daher nicht wahrheitsfunktional; aus der Tatsache, dass jemand nicht glaubt, dass  $p$ , folgt (leider oder glücklicherweise) weder die Wahrheit von  $\neg p$  noch die von  $p$ . Dass ein Satz zwar wahr sein kann, aber nicht aufrichtig und mit Bedacht behauptet werden kann, ist widersinnig oder eben paradox. Es ist ein wesentliches Merkmal von Überzeugungen, dass sie falsch sein können. Schliesslich werden wir nicht selten von der Realität eines Besseren belehrt und müssen Teile dessen, was wir glauben, aufgrund neuer Erkenntnisse aufgeben. Ich könnte beispielsweise nicht bemerkt haben, dass es regnet, und würde daher auch nicht glauben, dass es regnet, auch wenn es wahr ist, dass es regnet. Obwohl der Satz „es regnet, aber ich glaube es nicht“ wahr sein kann, kann ich ihn (in der 1. Pers. Sing. Ind. Akt. Präs.) nicht aufrichtig und mit Bedacht behaupten, ohne

<sup>1</sup>Einzelne Teile meiner Darstellung des Moore'schen Paradoxons sind veröffentlicht in Pfisterer (2008).

<sup>2</sup>„G“ steht für das Glaubensprädikat, „i“ für die erste Person Singular. Da nicht alle Beispiele von Moore diese Form aufweisen, unterscheidet man in der Literatur zwischen der *omissiven* und der *kommissiven* Form (Sorensen, 1988). Moore-paradoxe Sätze der zweiten Art haben die Form:

$$(1') \quad p, \text{ aber ich glaube, dass } \neg p \qquad p \wedge Gi \neg p$$

Während eine Behauptung im Stil von (1) über das *Fehlen* einer Überzeugung berichtet, enthält eine Behauptung im Stil von (1') die Auskunft, dass der Sprecher (zusätzlich zu  $p$ ) etwas *glaubt*. Ich werde mich im Folgenden allein mit der *omissiven* Form von Moores Paradox auseinandersetzen. Terminologisch schliesse ich mich dem üblichen Gebrauch an und nenne Sätze oder Überzeugungen dieser Form „Moore-paradoxe Sätze“ bzw. „Moore-paradoxe Überzeugungen“ (oder verkürzt „Moore'sche Sätze“ bzw. „Moore'sche Überzeugungen“). Weil es für das Wortpaar „believe/belief“ im Deutschen keine elegante Entsprechung gibt, ziehe ich es vor, von „Überzeugungen“ statt von „beliefs“ oder „Glauben“ zu sprechen. Das ermöglicht gleichzeitig, das englische „belief“ zu disambiguieren: „urteilen“ bezeichnet den *Akt*, zu einer Meinung oder Überzeugung zu gelangen, und „Überzeugung“ bezeichnet das *Resultat* eines solchen Akts.

eine Art Widerspruch zu behaupten. Die Anomalie Moore-paradoxer Sätze verschwindet sofort, wenn sich die grammatische Zeit oder Person ändert: Die Behauptungen „ich habe geglaubt, dass es regnet, aber es regnete nicht“ und „sie glaubt, dass es regnet und es regnet nicht“ weisen keinerlei Anomalien auf (vgl. Baldwin 1993, 208).

Im ersten Teil dieses Kapitels werde ich auf das Paradox eingehen, wie es sich Moore darstellt. Es wird sich herausstellen, dass seine Analyse der Anomalie zu kurz greift, da sie sich nur auf Behauptungen im Stil von (1) erstreckt. Moore begründet nicht, weshalb man keine entsprechende Überzeugung haben oder kein entsprechendes Urteil fällen kann. Verschiedene Autoren haben auf diesen Mangel rein sprachtheoretischer Analysen hingewiesen und für eine einheitliche Lösung plädiert, die sowohl die Anomalie Moore'scher Behauptungen als auch die Anomalie Moore'scher Überzeugungen zu erklären imstande ist.<sup>3</sup> Eine beliebte Strategie für einheitliche Lösungen besteht in der Annahme, dass bewusste Überzeugungen bewusste oder unbewusste Überzeugungen höherer Stufe (*higher-order beliefs*) nach sich ziehen. Im zweiten Teil des Kapitels werde ich am Beispiel zweier Autoren demonstrieren, dass dies verkehrt ist. Es ist zwar richtig, dass sich eine adäquate Analyse auch Moore'scher Überzeugungen annehmen muss, aber mit der Annahme von Überzeugungen höherer Stufe verbindet sich die Gefahr, das Problem Moore'scher Behauptungen als ein bloss *abgeleitetes* Problem zu begreifen. Erstens unterstellt der Vorschlag, dass wir keine Behauptungen im Stil von (1) aufstellen, weil wir die entsprechenden Überzeugungen nicht haben, einen Behauptungsbegriff, den wir im letzten Kapitel zurückgewiesen haben (Behauptungen sind nicht nur laute Urteile). Zweitens reduziert der Rekurs auf höherstufige Überzeugungen die Anomalie Moore'scher Überzeugungen fälschlicherweise auf den *Überzeugungsinhalt*. In diesem Kapitel werde ich daher dafür argumentieren, dass es nicht am Gehalt, sondern am Meinen, Glauben oder Urteilen selbst liegt, dass wir keine Moore'sche Überzeugungen haben. Es gehört wesentlich zum Meinen, Glauben und Urteilen, dass wir mit dieser Art von Akten auf die Wahrheit zielen.

### 6.1 Moores Analyse des Implizierens

Moore berichtet 1944 im Rahmen eines Vortrags vor dem *Cambridge Moral Science Club* von seiner Entdeckung. Das Manuskript zu diesem Vortrag ist leider verschollen. Unter den Zuhörern befindet sich jedoch Ludwig Wittgenstein, der Moores Beobachtung in dem, was als Teil II der *Philosophischen Untersuchungen* und als *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie* veröffentlicht ist, aufgreift und ihr den Namen *Moores Paradox* verleiht.<sup>4</sup> Norman Malcolm berichtet, dass Wittgenstein ihm

---

<sup>3</sup>Das sind u.a. Baldwin (1992), Heal (1994), Rosenthal (1995a), Shoemaker (1996) und Kriegel (2004).

<sup>4</sup>Vgl. Wittgenstein (1984, II, x) und Wittgenstein (1999, I, §§470-504, II, §§277-83).

gegenüber einmal äusserte, ihn habe diese Entdeckung als einzige in Moores Arbeiten wirklich beeindruckt (Malcolm, 1984, 56). In einer tagebuchartigen Notiz hält Wittgenstein fest: „Moore hat mit seinem Paradox in ein philosophisches Wespennest gestochen; und wenn die Wespen nicht gehörig aufgefliegen sind, so ist es nur, weil sie zu träge waren“ (Wittgenstein, 1997, 558). Inzwischen haben die Wespen das Nest längst verlassen, und die Literatur zu Moores Paradox ist in den letzten sechzig Jahren stark angewachsen. Das Paradox wird insbesondere in einem engen Zusammenhang mit Fragen über das Bewusstsein, Selbstwissen und Skeptizismus diskutiert und nimmt Einfluss auf die epistemische Logik, Entscheidungstheorie und Sprechakttheorie.<sup>5</sup>

Nach einer elaborierten Darstellung der Paradoxie sucht man bei Moore vergeblich. Neben eher beiläufigen Erwähnungen in zwei Publikationen (1942, 543; 1944, 175), stellt ein diffus geschriebenes Manuskript Moores umfangreichste schriftlich festgehaltene Auseinandersetzung mit seinem Paradox dar (1993, 207-11). Der Herausgeber von Moores gesammelten Schriften vermutet, dass es sich bei diesem Manuskript um den Versuch handelt, auf die Einwände einzugehen, die Wittgenstein im Anschluss an den Vortrag vorgebracht hat. Wittgenstein bedankt sich in einem Brief für den Vortrag und schreibt, dass Moore etwas Wichtiges über die *Logik des Behauptens* herausgefunden habe:

Dear Moore,  
I should like to tell you how glad I am that you read us a paper yesterday. It seems to me that the most important point was the „absurdity“ of the assertion „There is a fire in this room and I don't believe there is.“ To call this, as I think you did, „an absurdity for *psychological* reasons“ seems to me to be wrong, or *highly* misleading [...] Pointing out that „absurdity“ which is in fact something *similar* to a contradiction, though it isn't one, is so important that *I hope you'll publish your paper*. By the way, don't be shocked at my saying it's something „similar“ to a contradiction. This means roughly: it plays a similar role in logic. You have said something about the *logic* of assertion. (McGuinness, 2008, 365)

Inwiefern ist es einem Widerspruch *ähnlich*, einen Moore-paradoxen Satz zu behaupten? Wie konfligiert eine Moore'sche Behauptung mit der *Logik des Behauptens*?

Moore war der Auffassung, dass ein Sprecher mit einer Behauptung *impliziert*, dass er auch glaubt, was er sagt: „There seems to me to be nothing mysterious about this sense of ‚imply‘, in which if you assert that you went to the pictures last Tuesday, you *imply*, though you don't *assert*, that you believe or know that you did“ (Moore, 1942, 542). Aus einer Behauptung folgt zwar nicht logisch, dass das Behauptete wahr ist, aber mit einer Behauptung impliziert ein Sprecher, dass er an die Wahrheit des Gesagten glaubt; d.h. er gibt zumindest vor, zu glauben, dass es wahr ist, was er sagt. Diese Art der Implikation ist es auch, durch die Lügen möglich werden: „when a man

---

<sup>5</sup>Einen guten Überblick über die Literatur verschaffen Green und Williams in der Einführung zum jüngst erschienen Sammelband zu Moores Paradox (Green/Williams, 2007, 3-36).

asserts anything which might be true or false, he *implies* that he himself, at the time of speaking, believes or knows the thing in question – a sense in which he *implies* this, even if he is lying“ (Moore, 1942, 541). Wenn ein Sprecher mit einer Behauptung impliziert, dass er glaubt, was er sagt, dann ergibt sich für Moore-paradoxe Sätze die folgende Konjunktion:

$$(2) \quad p \wedge \neg Gi p \wedge (Gi p)_{impl.}$$

Die ersten beiden Konjunkte entsprechen dem, was ein Sprecher *sagt*, wenn er eine Moore'sche Behauptung aufstellt, das dritte Konjunkt ist, was der Sprecher mit einer solchen Behauptung *impliziert*. Somit ergibt sich ein Widerspruch zwischen einem Teil dessen, was der Sprecher sagt (zweiten Konjunkt) und dem, was er mit der Behauptung impliziert (drittes Konjunkt): „so that there is a contradiction between what I implied and something that I said“ (Baldwin, 1993, 210).<sup>6</sup> Weil bei Behauptungen der Form (1) das Gesagte mit dem Implizierten konfligiert, legt Moore grossen Wert darauf, dass es sich nicht um einen Widerspruch im eigentlichen Sinn handelt: „It is a paradox that it should be perfectly absurd to utter assertively words of which the meaning is something which may quite well be true – it is not a contradiction“ (Baldwin, 1993, 209). Würde in einer Moore'schen Behauptung ein echter Widerspruch stecken, dann wäre es unmöglich, dass Sätze der Form (1) wahr sind, denn eine logische Kontradiktion ist immer falsch.

Moores Implikationsbegriff kann als rudimentärer Vorläufer dessen betrachtet werden, was Grice später unter dem Begriff der *konversationellen Implikatur* systematisch ausarbeitet (Grice, 1989a, 24ff.).<sup>7</sup> Moore spricht jedoch auch noch in einem anderen Zusammenhang vom Implizieren. In einer Besprechung von Russells Kennzeichentheorie stellt Moore eine interessante Überlegung an: Wir können die Bedeutung eines Satzes wie „Es gibt mindestens einen König von Frankreich“ nicht alternativ bestimmen, ohne von der herkömmlichen Bedeutung Gebrauch zu machen. „ $\phi$  bedeutet nicht  $\phi$ “ ist keine Kontradiktion im logischen Sinn, sonst wäre „ $\phi$  bedeutet  $\phi$ “ eine Tautologie. Wer behauptete, dass „ $\phi$ “ nicht  $\phi$  bedeutet, widerspreche sich nicht, bringe jedoch eine gewisse Absurdität zum Ausdruck: „The absurdity I mean arises from the fact that when we use expressions to make an assertion, we *imply* by the mere fact of using them in accordance with established usage“ (Moore, 1944, 203). Behauptungen der Form „ $\phi$  bedeutet nicht  $\phi$ “ weisen nach Moore dieselbe Absurdität auf wie Behauptungen im Stil von (1). Die Angabe einer Bedeutungsalternative für „ $\phi$ “ setzt ein Verständnis dessen voraus,

---

<sup>6</sup>Zudem impliziert der Sprecher auch, dass er glaubt, dass er nicht glaubt, dass  $p$  wahr ist ( $Gi \neg Gi p$ ); das ist die Implikation des zweitens Konjunks von (1).

<sup>7</sup>Wir haben gesehen, dass bereits Frege antizipiert, dass man mit einfachen Behauptungssätzen mehrere Gedanken ausdrücken kann (SB 47). Searle behandelt Implikaturen dieser Art unter dem Begriff des *indirekten Sprechakts* (Searle, 1975).

wovon die Alternative abweicht. Der bloße Gebrauch von „ $\phi$ “ muss die herkömmliche Bedeutung implizieren, da sonst der Relation *x ist eine Alternative für y* ein Relat fehlen würde. In einem Satz wie „ $\phi$  bedeutet nicht  $\phi$ “ steht die herkömmliche Bedeutung von „ $\phi$ “ im Widerspruch zur behaupteten Alternative.

Leider verfolgt Moore diese Überlegung nicht weiter. Mit dem Argument gegen die Möglichkeit, sich von der herkömmlichen Bedeutung sprachlicher Ausdrücke vollständig befreien zu können, wäre Moore nahe daran, etwas über das Haben von Überzeugungen zu sagen. Ein Sprecher stellt eine Behauptung stets vor dem Hintergrund seiner Überzeugungen auf, und sei es, um die herkömmliche Bedeutung der Ausdrücke zu verändern, die darin vorkommen. Moore hätte die Parallele zwischen den beiden Implikationsbegriffen ernster nehmen können: So wie sich ein Sprecher nicht restlos von der implizierten herkömmlichen Bedeutung der Ausdrücke distanzieren kann, die er verwendet, wenn er eine Behauptung aufstellt, so kann er sich auch nicht einfach davon trennen, dass er selbst glaubt, was er sagt. Das heißt natürlich nicht, dass er nicht lügen kann, aber sofern eine Lüge in der *bewussten* Irreführung der Zuhörer besteht, kann und will sich ein Lügner nicht davon distanzieren, dass die Zuhörer glauben werden, dass es wahr ist, was er sagt.

Die folgende Begründung belegt jedoch, dass Moore die Tragweite seiner eigenen Überlegung unterschätzt. Er führt den Umstand, dass wir mit unseren Behauptungen implizieren, dass wir glauben, was wir sagen, nicht auf die Schwierigkeiten zurück, die entstünden, wollten wir uns von dieser Implikation distanzieren, sondern auf die *empirische* Tatsache, dass ein Sprecher in der Regel auch glaubt, was er sagt:

That we *imply* it means only, I think, something which results from the fact that people, in general, do not make a positive assertion, unless they do not believe that the opposite is true [...]. And it results from this general truth that a hearer who hears me say „he has not gone out“, will, in general, assume that I don't believe that he has gone out. (Moore, 1944, 173)

Moores Implikationsbegriff fusst auf dem naiven Vertrauen, dass Behauptungen gewöhnlich nicht in der Absicht aufgestellt werden, jemanden zu belügen. In den meisten Fällen glaubt der Sprecher schlicht und einfach, dass es wahr ist, was er behauptet:

What's meant by saying that I imply it? The only answer I can see to this is that it is something which follows from the following empirical fact: *viz.* that in the immense majority of cases in which a person says a thing assertively, he does *believe* the proposition his words express. Because this is so, a person's saying certain words assertively *tends* to make his hearer believe that he does believe the proposition expressed. (Baldwin, 1993, 210-11)

Es ist sicher richtig, dass Behauptungen mehrheitlich keine Lügen sind, und dass wir daher erwarten dürfen, dass ein Sprecher auch glaubt, was er sagt. Verschiedene Autoren haben jedoch berechtigterweise zu bedenken gegeben, dass Moores Paradox mit

dem Hinweis, dass die meisten Behauptungen keine Lügen sind, nicht erledigt ist.<sup>8</sup> Selbst wenn mit Moores Implikationsbegriff erklärt werden kann, weshalb Behauptungen der Form (1) absurd sind, so wird damit noch nicht erklärt, weshalb es absurd ist, eine entsprechende Überzeugung zu haben oder ein entsprechendes Urteil zu fällen. Moores Befund beschränkt sich auf Behauptungen, aber ein Satz im Stil von (1) drückt einen Gedanken aus, der unabhängig vom Sprechakt des Behauptens nicht gefasst werden kann. Schliesslich hängt es nicht von einem Szenario mit Sprechern und Hörern ab, dass wir in Schwierigkeiten geraten, wenn wir ein Moore'sches Urteil zu fällen versuchen. Im Folgenden will ich mich daher einigen Erklärungsversuchen für die Absurdität Moore'scher Überzeugungen zuwenden.

Bevor wir uns der Anomalie Moore'scher Überzeugungen und Urteile annehmen, sollten wir uns jedoch über mögliche Einwände klar werden. Wittgenstein dürfte es im Anschluss an Moores Vortrag leicht gefallen sein, Beispiele für die sinnvolle Verwendung von Moore'schen Sätzen zu finden – das können wir der Notiz entnehmen, die Moore möglicherweise als Reaktion auf Wittgensteins Einwände verfasst hat (Baldwin, 1993, 207). Eine Person könnte den Satz „I don't believe it's raining, but as a matter of fact it is“ etwa dann sinnvoll behaupten, wenn sie jemandem einen bösen Streich spielen will und den zweiten Teil des Satzes einer weiteren Person leise ins Ohr flüstert. Oder jemand könnte sich korrigieren und nach der ersten Hälfte des Satzes innehalten, aus dem Fenster schauen und dann erst die zweite Hälfte des Satzes behaupten. Die Anomalie entsteht nur dann, wenn jemand mit gleichbleibender Lautstärke, ohne Unterbruch, aufrichtig in der ersten Person Singular Präsens Indikativ Aktiv behauptet, dass es regnet, und er es nicht glaube.

Der zweite Einwand ist relevant für die Frage, ob wir Moore'sche Urteile fällen, oder überhaupt Moore'sche Gedanken fassen können: „In diesem Zimmer brennt ein Feuer, aber ich glaube es nicht“ drückt einen Gedanken aus, den wir sehr wohl fassen können – ich könnte das Feuer beispielsweise nicht bemerkt haben. Doch denke ich dann wirklich, dass in diesem Zimmer ein Feuer brennt, und dass ich es nicht glaube? Nein, denn wer so argumentiert, nimmt stillschweigend einen Perspektivenwechsel vor. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, dass ich in einem brennenden Zimmer stehe, ohne es zu bemerken, aber dann habe ich nicht den Gedanken gefasst, dass in diesem Zimmer ein Feuer brennt und ich es nicht glaube, dass in diesem Zimmer ein Feuer brennt. Der Einwand zeigt auf, dass ich mir aus der Perspektive der dritten Person vorstellen kann, wie ich in einem Zimmer stehe und nicht bemerke, dass ein Feuer brennt. Doch das ist nicht dasselbe, wie wenn ich aus meiner Perspektive denke, dass in diesem Zimmer ein Feuer brennt, und ich es nicht glaube. Der gefasste Gedanke

---

<sup>8</sup>Vgl. etwa Burnyeat (1967-1968, 232-3), Baldwin (1992, 228) und Baldwin (2007, 77).

würde in diesem Fall eher mit dem Satz „Angenommen in diesem Zimmer brennt ein Feuer und ich glaube es nicht“ ausgedrückt.<sup>9</sup>

## 6.2 Die Absurdität Moore'scher Überzeugungen

Mit Moores Implikationsbegriff kann erklärt werden, weshalb wir keine Behauptungen der Form (1) aufstellen können. Die Erklärung lässt aber offen, ob es möglich ist, ein Moore'sches Urteil zu fällen oder eine Moore'sche Überzeugung zu haben. Diese Lücke stellt für viele eine Schwäche dar, schliesslich hängt die Anomalie Moore'scher Sätze nicht von einem Szenario mit Sprecher und Hörer ab. Es wäre äusserst merkwürdig, wenn jemand bspw. in einem Selbstgespräch einen Moore'schen Satz zu sich sagen würde: „Moore's paradox is absurd independent of any context of communication. It's absurd even in soliloquy, where no betrayal of insincerity is relevant“ (Rosenthal, 1995a, 322). Spätestens seit Sorensens *Blindspots* wird die Frage nach der Möglichkeit Moore'scher Überzeugungen leidenschaftlich erörtert. Von einer adäquaten Erklärung für Moores Paradox wird verlangt, dass sie sowohl Behauptungen als auch Überzeugungen im Stil von (1) einbezieht.<sup>10</sup> Es herrscht zwar weitgehend Konsens darüber, dass es eigenartig wäre, eine Moore'sche Überzeugung zu haben, aber es ist umstritten, weshalb solche Überzeugungen problematisch sind. Baldwin vertritt den Standpunkt, dass Moore'sche Überzeugungen und Moore'sche Behauptungen aus denselben Gründen absurd sind:

For much the same reason that a rational speaker will not consciously assert a Moorean sentence, it seems clear that a rational speaker will not consciously hold a Moorean belief. For to hold a belief consciously is both to hold the belief and to be aware, and thus believe, that one holds it. (Baldwin, 1992, 230)

Baldwins Überlegung enthält zwei Grundgedanken, die für eine ganze Reihe von Autoren charakteristisch sind, die Moores Paradox in Bezug auf Überzeugungen untersuchen. Erstens: Wer eine bewusste Überzeugung  $p$  hat, glaubt auch, dass er glaubt, dass  $p$  – bewusste Überzeugungen ziehen Überzeugungen höherer Stufe nach sich:<sup>11</sup>

<sup>9</sup>Wittgenstein hat nachdrücklich auf die Unterschiede zwischen „ich glaube, dass...“ und „angenommen, dass...“ hingewiesen: „Moore's Paradox lässt sich auch so aussprechen: Die Äusserung ‚Ich glaube, es verhält sich so‘ wird ähnlich verwendet wie die Behauptung ‚Es verhält sich so‘; und doch die *Annahme*, ich glaube, es verhalte sich so, nicht ähnlich wie die Annahme, es verhalte sich so“ (Wittgenstein, 1984, x, S. 513). Für eine detaillierte Rekonstruktion von Wittgensteins Argumentation siehe Schulte (1985).

<sup>10</sup>Diese Forderung erheben neben Sorensen (1988) auch Baldwin (1992; 2007), Linville/Ring (1991), Rosenthal (1986a; 1995a; 1995b; 1997), Heal (1994), Shoemaker (1988; 1996), Williams (1994; 1996; 1998), de Almeida (2001) und Kriegel (2004).

<sup>11</sup>Das ist die Kernthese so genannter *Higher-Order Theories of Belief* (HOT). Ein starker Vertreter von HOT ist Rosenthal (1986b), der dafür argumentiert, dass ein intentionaler Zustand genau dann bewusst ist, wenn es eine entsprechende Überzeugung zweiter Stufe dazu gibt (vgl. auch Rosenthal 1990). Für eine umfangreiche Darstellung mit Vertretern und Gegnern solcher Theorien siehe Gennaro (2004). Bald-

Zweitens halten viele Autoren das Problem Moore'scher Überzeugungen für basaler als das Problem Moore'scher Behauptungen. Wenn es widersprüchlich ist, eine Moore'sche Überzeugung zu haben, so der Gedanke, dann vererbt sich der Widerspruch auf die entsprechende Behauptung, denn mit Behauptungen drücken wir unsere Überzeugungen, oder generell, unsere intentionalen Zustände aus.<sup>12</sup> Das Problem Moore'scher Behauptungen wird auf das Problem Moore'scher Überzeugungen reduziert, und von einer Lösung für letzteres verspricht man sich auch eine Lösung für ersteres:

If the absurdity of Moorean assertions depends on their expressing Moorean beliefs, it is reasonable to conclude that Moorean assertions are absurd, when they are, *because* they express Moorean beliefs. [...] This line of thought suggests that if we can explain the absurdity of Moorean beliefs, we will have obtained a satisfactory explanation of the absurdity of Moorean assertions; namely, that they are absurd because they express absurd beliefs. (Kriegel, 2004, 102)

Diese beiden Schritte kennzeichnen eine bestimmte Strategie, die im Folgenden am Beispiel von Shoemaker und Kriegel erörtert und kritisiert werden soll. Die Parallelisierung Moore'scher Behauptungen und Moore'scher Überzeugungen verfehlt ihr Ziel – Moore'sche Behauptungen sind nicht absurd, *weil* die entsprechenden Überzeugungen absurd sind. Erstens zeichnet diese reduktionistische Erklärungsstrategie jenes Bild von Behauptungen, das wir im vorigen Kapitel zurückgewiesen haben. Zweitens wird mit dem Rekurs auf höherstufige Überzeugungen die Anomalie Moore'scher Überzeugungen falsch lokalisiert. Die Unmöglichkeit Moore'scher Überzeugungen beruht nicht auf einem inhaltlichen Widerspruch, sondern es ist der episodische Akt des Glaubens, der dem, was geglaubt oder geurteilt werden soll, entgegenläuft. Der Rekurs auf höherstufige Überzeugungen verschleiert die Natur des episodischen Akts des Glaubens, und somit die Natur des Urteilens. Das Problem Moore'scher Behauptungen ist nicht einfach vom Problem Moore'scher Überzeugungen abzuleiten. Vielmehr zeigt Moore's Paradox in Bezug auf das Urteilen, dass wir uns nicht ohne Weiteres vom Anspruch lösen können, dass unsere Überzeugungen wahr sind. Es weist auf einen für das Urteilen *konstitutiven* Aspekt hin, der beim Behaupten normativ manifestiert ist.

Auch Shoemaker moniert, dass sprechakttheoretische Erklärungen für Moores Paradox nicht imstande sind, zu erklären, weshalb wir keine Moore'schen Überzeugungen haben. Umgekehrt soll sich aus der Erklärung für die Unmöglichkeit Moore'scher Überzeugungen *umsonst* eine Erklärung für entsprechende Behauptungen ergeben:

---

win revidiert später seinen Standpunkt und distanziert sich zugunsten eines normativen Überzeugungs- und Urteilsbegriff restlos vom HOT-Ansatz (Baldwin, 2007, 88). Wir werden gleich sehen, wie sich die Absurdität Moore'scher Überzeugungen im Rahmen von HOT darstellt.

<sup>12</sup> Stellvertretend für viele Autoren sei hier Rosenthal zitiert: „I cannot assertively produce the sentence ‚It's raining but I don't think it is' because asserting the first conjunct would express an intentional state that the second conjunct denies I am in“ (Rosenthal, 1995a, 319).



What really needs to be explained is why someone cannot coherently *believe* that it is raining and that she doesn't believe that it is, despite the fact that the conjuncts of this belief can both be true. If we can show that such beliefs are impossible, or at least logically defective, and if we can come up with an explanation of this, then an explanation of why one cannot (coherently) *assert* a Moore-paradoxical sentence will come along for free, via the principle that what can be (coherently) believed constrains what can be (coherently) asserted. (Shoemaker, 1996, 76)

Diese Strategie verspricht, zwei Fliegen auf einen Schlag zu erschlagen. Gelingt es, Moores Paradox in Bezug auf Überzeugungen zu erklären, erhält man eine Erklärung für das Paradox in Bezug auf Behauptungen umsonst dazu. Mit dem bereits erwähnten Prinzip für höherstufige Überzeugungen kann dieses Ziel scheinbar flott erreicht werden. Denn wenn bewusste Überzeugungen Überzeugungen zweiter Stufe nach sich ziehen, dann müsste eine Moore'sche Überzeugung, sobald wir uns ihrer bewusst sind, zu einem glatten Widerspruch führen:

(3)  $Gip \rightarrow GiGip$

HOT-Prinzip

Wenn jemand glaubt, dass  $p$ , und sich dieser Überzeugung auch bewusst ist, dann glaubt, er auch, dass er glaubt, dass  $p$ ; das ist das grundlegende Prinzip von HOT. Eine Moore'sche Überzeugung zu haben, heisst, sowohl  $p$  als auch  $\neg Gip$  zu glauben. Wenn wir nun mit (3) annehmen, dass zu beiden Konjunkten einer Moore'schen Überzeugung höherstufige Überzeugungen existieren, dann ist leicht ersichtlich, dass die höherstufige Überzeugung zum ersten Konjunkt ( $Gip$ ) im Widerspruch steht zum zweiten Konjunkt von (1); ich würde sowohl glauben, dass  $p$  als auch nicht glauben, dass  $p$ . Dieses Argument zeigt jedoch nur, dass der Gehalt von (1) nicht Gegenstand einer *bewussten* Überzeugung sein kann. Das ist eine Voraussetzung, die Shoemaker nicht zu treffen bereit ist, da er den Überzeugungsbegriff nicht wie Rosenthal auf bewusste Überzeugungen einschränken will.<sup>13</sup> Shoemaker vertritt nur ein dem HOT-Prinzip ähnliches Prinzip: „believing something commits one to believing that one believes it“ (Shoemaker, 1996, 77). Die leitende Idee hinter diesem *commitment* scheint zu sein: Wenn ich etwa glaube, dass  $p$ , dann muss ich nicht bewusst glauben, dass ich glaube, dass  $p$ , aber wenn ich etwa danach gefragt würde, ob ich auch glaube, dass ich glaube, dass  $p$ , wäre ich zur Zustimmung verpflichtet.

Mit zwei Argumenten versucht Shoemaker darzulegen, inwiefern wir darauf festgelegt sind, zusätzlich zu unseren Überzeugungen höherstufige Überzeugungen zu haben. Beide Argumente erfordern eine Anpassung von (3). Das erste Argument operiert mit dem *episodischen* Begriff des Glaubens, hierfür führt Shoemaker den Begriff der

---

<sup>13</sup>Für Rosenthal zeigt Moores Paradox, dass fast alle unsere Überzeugungen bewusst sind (Rosenthal, 1995a, 316).

mentalen Zustimmung (*mental assent*) ein (Shoemaker, 1996, 78-84). Da wir uns damit nicht weit vom Begriff einer bewussten Überzeugung entfernen, gibt Shoemaker einem *dispositionalen* Argument den Vorzug, welches auf den Begriff der mentalen Zustimmung gänzlich verzichtet (Shoemaker, 1996, 84ff.). Ich halte beide Argumente für problematisch, da sie die Anomalie Moore'scher Überzeugungen fälschlicherweise auf der Ebene des *Gehalts* von Überzeugungen lokalisieren. Die Idee eines mentalen Zustimmens ist nicht grundsätzlich abwegig, da sie wie „urteilen“ den episodischen Aspekt von Überzeugungen reflektiert.<sup>14</sup> Eine Verteidigung dieser Idee ist jedoch obsolet, da Shoemaker diese Argumentation ohnehin zugunsten des dispositionalen Überzeugungsbegriffs aufgibt. Das zweite Argument verfehlt ebenfalls das Ziel, da es lediglich beweist, dass ich zu widersprüchlichen Überzeugungen *disponiert* bin, wenn ich eine Überzeugung im Stil von (1) habe – es zeigt nicht, dass ich gar kein Urteil der Form (1) fällen kann.

Um den Überzeugungsbegriff nicht auf bewusste Überzeugungen einschränken zu müssen, führt Shoemaker den Begriff der mentalen Zustimmung ein:

Mental assent is an episodic instantiation of belief, and cannot be insincere, just as beliefs cannot be insincere. And here too the assent conditions for “*P*” entail those for “*I believe that P*” – if both the contents *It is raining* and *I believe that it is raining* present themselves as candidates for assent, I cannot assent to the first without assenting to the second. (Shoemaker, 1996, 78).

So wie wir etwa durch Kopfnicken signalisieren können, dass wir einem Vorschlag zustimmen, so ist mentales Zustimmen ein episodischer Akt des Beipflichtens. Im Gegensatz zum Kopfnicken ist mentales Zustimmen immer aufrichtig. Wenn jemand *p* mental zustimmt, dann glaubt er auch, dass *p* wahr ist. Shoemaker meint nun, dass eine Überzeugung und eine entsprechende höherstufige Überzeugung dieselben „assent conditions“ haben; d.h. ich kann *p* nicht mental zustimmen, ohne auch *Gi p* mental zuzustimmen. Da mentale Zustimmung immer aufrichtig ist, folgt, dass ich sowohl *p* glaube als auch *Gi p* glaube, wenn ich *p* mental zustimme. Wenn ich *p* mental zustimme, glaube ich also sowohl, dass *p*, als auch, dass ich glaube, dass *p*. Da dieser Schritt für Shoemakers Rekonstruktion von Moores Paradox und für Kriegels Einwand zentral ist, wollen wir diese Alternative zu (3) ein wenig formaler festhalten:

(S)  $Mass\phi \rightarrow Gi\phi \wedge GiGi\phi$

Shoemakers Prinzip

Shoemakers Prinzip (S) ist im Unterschied zu (3) nicht auf bewusste Überzeugungen eingeschränkt. (S) besagt nur, dass ich eine Überzeugung und eine entsprechende höherstufige Überzeugung habe, *wenn* ich einer Proposition *p* mental zustimme – die

---

<sup>14</sup>Es ist nicht ersichtlich, weshalb Shoemaker hierfür nicht einfach vom Begriff des Urteilens ausgeht; diese Frage stellen sich auch Green und Williams (2007, 24).

beiden Überzeugungen können bewusst oder unbewusst sein. Die Frage, die sich Shoemaker stellt, lautet demnach nicht, ob wir bewusste Moore'sche Überzeugungen haben können, sondern ob man Moore'schen Überzeugungen mental zustimmen kann. Shoemaker begründet das Prinzip (S) mit dem, was er „self-intimation“ nennt. Überzeugungen sind insofern *self-intimating*, als dass sie sozusagen von selbst höherstufige Überzeugungen nach sich ziehen. Wenn ich mich beispielsweise frage, ob ich  $p$  glaube, dann kann ich nicht zum Schluss kommen,  $p$  zu glauben, ohne die Überzeugung zu haben, dass ich glaube, dass  $p$ ; *self-intimation* soll eine konstitutive Beziehung zwischen Überzeugungen und höherstufigen Überzeugungen herstellen.<sup>15</sup> Ausgehend von (S) ist schnell gezeigt, inwiefern Moore'sche Überzeugungen zu widersprüchlichen Überzeugungen führen würden:

- |  |                 |
|--|-----------------|
| (4) $Mass(p \wedge \neg Gip)$                                | Annahme         |
| (5) $Gi(p \wedge \neg Gip) \wedge Gi(Gi(p \wedge \neg Gip))$ | S, 4, MPP       |
| (6) $Gip \wedge Gi\neg Gip \wedge GiGip \wedge GiGi\neg Gip$ | 5, Distribution |

In (4) nehmen wir an, dass eine Moore'sche Überzeugung meine Zustimmung findet. (5) ist das Resultat eines Modus Ponens von (S) und (4) und besagt, dass ich auch zu einer Moore'schen Überzeugung eine höherstufige Überzeugung habe. Für den letzten Schritt ist ein weiteres, jedoch unproblematisches doxastisches Prinzip erforderlich: Das Distributionsprinzip besagt, dass jemand, der eine Überzeugung hat, deren innere Struktur eine Konjunktion darstellt, er auch glaubt, dass jedes der Konjunkte wahr ist ( $Gi(\phi \wedge \psi) \rightarrow Gi\phi \wedge Gi\psi$ ). Zwischen dem zweiten und dem dritten Konjunkt in (6) besteht ein Widerspruch. Einer Moore'schen Überzeugung mental zuzustimmen, würde demnach bedeuten, widersprüchliche höherstufige Überzeugungen zu haben (vgl. Shoemaker, 1996, 84).

Der Nachweis eines Widerspruchs zwischen höherstufigen Überzeugungen setzt sich über den interessanten Aspekt von Moores Paradox hinweg. Freilich ist etwas im Argen, wenn man entdeckt, dass man widersprüchliche Überzeugungen hat – man muss deswegen kein Freund von höherstufigen Überzeugungen sein. Eine Überzeugung  $p$  kann beispielsweise logisch oder begrifflich mit einer anderen Überzeugung  $q$  verknüpft sein, und ich kann sowohl glauben, dass  $\neg q$ , obwohl ich glaube, dass  $p$ . Wenn man mich darauf aufmerksam macht, dass ich  $q$  glauben sollte, wenn ich der Überzeugung bin, dass  $p$  wahr ist, dann sollte das für mich ein Anlass sein, meine Überzeugungen zu überdenken. Aber der Clou von Moores Paradox ist kein Widerspruch *zwischen* verschiedenen Überzeugungen, von denen eine aufgegeben werden sollte. Der

---

<sup>15</sup>Vgl. Shoemaker (1996, 79-81) und Shoemaker (2009).

Witz ist vielmehr der, dass ich gar nicht erst zu einer Moore'schen Überzeugung gelangen kann. Shoemaker weist nach, dass es zu einem Widerspruch zwischen höherstufigen Überzeugungen führen würde, wenn man (1) mental zustimmt. Der strittige Punkt ist jedoch, ob wir (1) überhaupt mental zustimmen können. Interessant sind nicht die Konsequenzen eines solchen Urteils, sondern das, was uns daran hindert, überhaupt erst ein solches Urteil zu *fällen*. Mit dem *mental assent* führt Shoemaker zwar einen Begriff ein, der grundsätzlich geeignet wäre, dieses Phänomen zu erfassen – die mentale Zustimmung ist der episodische Aspekt von Überzeugungen. Mit der Fokussierung auf die Konsequenzen eines episodischen Akts der mentalen Zustimmung, lässt er die Vorteile des Begriffs jedoch gleich wieder fahren.<sup>16</sup>

Shoemakers zweites Argument schlägt in dieselbe Kerbe. Obwohl mentales Zustimmung stets bewusst ist (Shoemaker, 1996, 79), lautet die Konklusion des eben dargestellten Arguments nicht, dass wir keine bewussten Moore'schen Überzeugungen haben können. Das erste Argument hängt einzig davon ab, ob man (irgendwann) einer Moore'schen Überzeugung mental zugestimmt hat und sich so einander widersprechende höherstufige Überzeugungen angeeignet hat. Diese müssen jedoch keine bewussten Überzeugungen sein. Shoemaker präferiert das zweite Argument, da es auf den Begriff der mentalen Zustimmung und somit auf jegliche Art von bewussten Überzeugungen verzichtet. Auch hier wird mit höherstufigen Überzeugungen operiert, aber an die Stelle der mentalen Zustimmung treten Dispositionen. Shoemaker entwickelt das Argument zuerst für Überzeugungen im Stil von (1') und überträgt es dann auf Überzeugungen im Stil von (1). Der Kern des Arguments ist der Gedanke, dass wir disponiert sind, unsere Überzeugungen als Prämissen in rationale Überlegungen aufzunehmen:

[F]irst, if someone believes a proposition, she will be disposed to use that proposition as a premise in her reasonings, and second, if someone believes that she believes a proposition she will be disposed to use that proposition as a premise in her reasonings [...] So if one believes the conjunction of "It is raining" and "I believe that it is not raining", then in any case in which the belief in either conjunct is available, one should be prepared to use both "It is raining" and "It is not raining" as premises in one's reasonings. I take it that this is not possible. (Shoemaker, 1996, 84-5)

Wie viele andere Vertreter von HOT, so hält auch Shoemaker höherstufige Überzeugungen für unverzichtbar, wenn menschliches Verhalten erklärt werden soll (Shoemaker, 1996, 82). So wie wir disponiert seien, Überzeugungen als Prämissen in unsere rationalen Überlegungen einzubeziehen, so seien wir auch disponiert, die zugehörigen höherstufigen Überzeugungen in unsere rationalen Überlegungen einzubeziehen. Wenn ich jedoch eine Überzeugung im Stil von (1') hätte, dann müsste ich

<sup>16</sup>In seinem neusten Beitrag zu diesem Thema geht Shoemaker überhaupt nicht mehr auf diesen Begriff ein (Shoemaker, 2009).

disponiert sein, sowohl  $p$  als auch  $\neg p$  in meine rationalen Überlegungen einzubeziehen. Analog dazu soll man, wenn man etwas Bestimmtes *nicht* glaubt, disponiert sein, davon *abzusehen*, diese Proposition als Prämisse in rationale Überlegungen einzubeziehen (Shoemaker, 1996, 85). Eine Moore'sche Überzeugung zu haben, würde demnach bedeuten, sowohl disponiert zu sein,  $p$  als Prämisse in rationale Überlegungen einzubeziehen, als auch davon abzusehen – und dies hält Shoemaker für ausgeschlossen. Früher oder später würde sich dieser Widerspruch im Verhalten derjenigen Person bemerkbar machen, die eine Moore'sche Überzeugung hätte. Gegen das Dispositionsargument kann der Einwand wiederholt werden, den wir bereits gegen Shoemakers erstes Argument vorgebracht haben. Der Nachweis, dass sich eine Moore'sche Überzeugung früher oder später in einem seltsamen Verhalten meinerseits manifestieren wird, erklärt nicht, weshalb ich hier und jetzt nicht urteilen kann, dass es regnet, aber nicht glaube, dass es regnet.

Diese Schwäche des Dispositionsarguments ist bereits Kriegel (2004) aufgefallen. Shoemakers Argument beweise lediglich, dass ich *möglicherweise* widersprüchliche Überzeugungen habe, wenn ich eine Moore'sche Überzeugung habe: „Shoemaker must therefore claim that this absurdity is accounted for by the mere *possibility*, or *potentiality* of the subject having contradictory beliefs – not by her actually *having* contradictory beliefs“ (Kriegel, 2004, 107). Moore'sche Überzeugungen zu haben, heisse, eine einzige selbstwidersprüchliche Überzeugung zu haben. Shoemaker würde Moores Paradox zu Unrecht auf eine konstitutive Beziehung zwischen Überzeugungen erster und zweiter Stufe zurückführen, da man nicht zwingend glauben muss, dass man etwas glaubt, wenn man etwas glaubt (Kriegel, 2004, 107). Dennoch pflichtet Kriegel Shoemaker bei, dass Moores Paradox in Bezug auf Behauptungen auf eine logische Unverträglichkeit von Gedanken hinweist: „It is not the subject's acts of asserting and believing that are absurd but also and primarily, what she asserts, or believes, that is absurd“ (Kriegel, 2004, 114).

Kriegel adaptiert Shoemakers Prinzip wie folgt: Überzeugungen erster Stufe werden nicht wie in (S) von Überzeugungen zweiter Stufe *begleitet*, sondern letztere sind in ersteren *enthalten*. Wenn eine Person glaubt, dass  $p$ , dann hat sie eine aus zwei Konjunkten bestehende komplexe Überzeugung, dass  $p$  und dass sie glaubt, dass  $p$ , und nicht zwei Überzeugungen (Kriegel, 2004, 108). Wendet man dieses Prinzip auf den Gehalt Moore'scher Überzeugungen an, ergibt sich auf der Ebene des propositionalen Gehalts eine Art Selbstwiderspruch und nicht wie bei Shoemaker erst dann, wenn eine Moore'sche Überzeugung als Prämisse in rationale Überlegungen einbezogen wird:

$$(K) \quad Gi\phi \rightarrow Gi(\phi \wedge Gi\phi)$$

Kriegels Prinzip

$$(7) \quad Gi(p \wedge \neg Gip \wedge Gi(p \wedge \neg Gip))$$

K, 1, MPP

(8)  $Gi(p \wedge \neg Gip \wedge Gip \wedge Gi\neg Gip)$

7, Distribution

Eine Moore'sche Überzeugung erweist sich also nicht wie bei Shoemaker als Hybrid aus zwei sich widersprechenden Überzeugungen, sondern ist *eine einzige* selbstwidersprüchliche Überzeugung. Das zweite und dritte Konjunkt sind unvereinbare höherstufige Überzeugungen, die im Skopus desselben epistemischen Operators stehen. Moore'sche Überzeugungen sind, so Kriegel, selbstwidersprüchlich, und dieser Selbstwiderspruch sei auch verantwortlich für die Anomalie Moore'scher Behauptungen: „Moorean assertions are absurd because they express self-contradictory beliefs“ (Kriegel, 2004, 113).

Auch Kriegel entgeht in seiner Analyse ein entscheidender Punkt. Nach Kriegel führt eine Moore'sche Überzeugung einen logischen Widerspruch auf der Ebene des Überzeugungsgehalts herbei. Eine Moore'sche Überzeugung zieht nicht wie bei Shoemaker zwei widersprüchliche höherstufige Überzeugungen, sondern eine selbstwidersprüchliche Überzeugung nach sich. Kriegel verspricht sich davon eine Erklärung, weshalb es uns nicht möglich ist Moore'sche Überzeugung zu haben: Wir müssten etwas glauben, das *in sich* widersprüchlich ist. So wie ich nicht gleichzeitig von mir glauben kann, dass ich die Brieftasche eingesteckt und nicht eingesteckt habe, so kann ich auch keine Moore'sche Überzeugung haben. Aber widersprüchlich ist nicht, *was* ich glaube, wenn ich eine Moore'sche Überzeugung habe, bzw. *was* ich sage, wenn ich eine Moore'sche Behauptung aufstelle. Der Gehalt Moore'scher Sätze muss ja wahr sein können, sonst ist Moores Paradox kein Paradox! Das Paradox besteht nicht darin, dass wir keine selbstwidersprüchlichen Überzeugungen haben können, sondern darin, dass etwas nicht aufrichtig und mit Bedacht behauptet bzw. nicht geglaubt werden kann, *obwohl es möglicherweise wahr ist*. Kriegels Rückführung auf einen Selbstwiderspruch (Kriegel, 2004, 113) erkennt den pragmatischen Aspekt von Moores Paradox. Wer eine Moore'sche Behauptung aufstellt, verstrickt sich nicht einfach in einen Widerspruch der Form  $p \wedge \neg p$ . Eine Moore'sche Behauptung beinhaltet einen subtilen, pragmatischen Selbstwiderspruch, der sich durch den Vollzug eines Akts ergibt – und keine logische Kontradiktion.<sup>17</sup>

---

<sup>17</sup>Pragmatische Widersprüche sind nicht zwingend auf Sprechakte beschränkt; so wie es widersprüchlich ist zu sagen „ich sage jetzt nichts“, so ist es widersprüchlich, zu denken, dass man jetzt nichts denkt. An anderer Stelle habe ich behauptet, dass sich für Kriegel das Paradox letzten Endes sogar auflösen muss, wenn der Gehalt Moore'scher Überzeugungen eine Kontradiktion enthalten soll (Pfisterer, 2008, 58). Das scheint mir aus heutiger Sicht nicht mehr richtig zu sein, da die Kontradiktion nur entsteht, wenn jemand eine Moore'sche Überzeugung und die zugehörigen höherstufigen Überzeugungen *hat*. Kriegel sagt schliesslich nicht, dass Moore'sche Sätze selbstwidersprüchliche Gedanken ausdrücken. Ich bin dennoch der Meinung, dass es, mit Kriegel gesprochen, zu „dramatisch“ (Kriegel, 2004, 110; 99Fn.3, 109Fn.28) ist, die Paradoxie auf einen logischen Widerspruch zurückzuführen. Moore'sche Behauptungen lassen dies möglicherweise besser erkennen als Moore'sche Überzeugungen: Wer behauptet „In diesem Zimmer brennt ein Feuer, aber ich glaube es nicht“ widerspricht sich nicht inhaltlich oder formal, sondern was er *tut*, konfligiert mit dem, was er sagt.

Ferner setzt die Erklärungsstrategie von Shoemaker und Kriegel voraus, dass Behauptungen lediglich geäußerte Überzeugungen sind. Beide Autoren messen dem Paradox in Bezug auf Überzeugungen eine explanatorische Priorität bei und operieren mit jenem Behauptungsbegriff, den wir im letzten Unterkapitel kritisiert haben. Shoemaker glaubt, dass sich auf diese Weise eine Erklärung für Moore'sche Behauptungen „for free“ ergibt. Kriegel meint, dass sich die Anomalie von Moore'schen Überzeugungen auf Behauptungen vererbt: „It is Moorean beliefs that are fundamentally and inherently paradoxical, and Moorean assertions simply inherit their paradoxicality (if you please) from the Moorean beliefs they are used to express“ (Kriegel, 2004, 101; vgl. 113). Für beide Autoren sind Behauptungen offenbar nichts anderes als laute Überzeugungen.<sup>18</sup>

Die misslungenen Erklärungen von Shoemaker und Kriegel entsprechen einem Dilemma. Die Lokalisierung der Anomalie Moore'scher Überzeugungen auf der Ebene des Gehalts kann zwei Formen annehmen. Entweder sind es zwei sich widersprechende Überzeugungen (Shoemaker) oder eine einzige selbstwidersprüchliche Überzeugung (Kriegel), die für die Anomalie Moore'scher Überzeugungen verantwortlich ist. Im ersten Fall ist der Widerspruch weniger offensichtlich und es macht sich möglicherweise erst im Verhalten einer Person bemerkbar, dass sie eine Moore'sche Überzeugung hat. Doch dadurch wird nicht erklärt, weshalb es im episodischen Sinn von „glauben“ unmöglich ist, eine Moore'sche Überzeugung zu haben. Im zweiten Fall wird diese Lücke zwar geschlossen – ich kann keine Moore'sche Überzeugung haben, weil mir der Widerspruch unmittelbar auffallen müsste. Dann ist der Widerspruch jedoch zu offensichtlich, da er auf eine logische Kontradiktion reduziert wird.

Dieses Dilemma kann nur gelöst werden, wenn der Widerspruch nicht auf der Ebene des Gehalts von Überzeugungen lokalisiert wird. Ich schlage daher vor, dass wir uns nicht länger auf den Gehalt von Überzeugungen konzentrieren, sondern auf Urteilsakte umschwenken. Urteile sind episodische Akte, die Überzeugungen nach sich ziehen oder aufgrund von Überzeugungen vollzogen werden. Wer das Urteil fällt, dass  $p$ , glaubt auch, dass  $p$  wahr ist, und wer glaubt, dass  $p$ , ist dazu bereit, ein entsprechendes Urteil zu fällen. Der Urteilsbegriff stellt im Gegensatz zum Begriff der Überzeugung ein echtes Analogon zum Sprechakt des Behauptens dar und eignet sich daher besser, die Frage nach der Möglichkeit Moore'scher Überzeugungen zu klären. Im nächsten Abschnitt werden wir sehen, dass Urteile und Behauptungen Akte sind, für die es konstitutiv ist, dass wir bei deren Vollzug auf die Wahrheit zielen.

---

<sup>18</sup>Linville und Ring kritisieren dieses Verständnis von Behauptungen mit einem treffenden Bild: „[B]elief is not, as traditionally assumed, the source of assertions (a mental reservoir, a neural network, or, whatever from which assertions flow); rather, belief is itself ‘a new joint in’, an elaboration or modification of, the concept of assertion“ (Linville/Ring, 1991, 306).

### 6.3 Auf die Wahrheit zielen

*Beliefs aim at truth* – mit dieser Metapher haben viele Autoren Überzeugungen zu charakterisieren versucht.<sup>19</sup> Ich werde im Folgenden die Ansicht vertreten, dass die Metapher für die Charakterisierung von Urteilen besonders fruchtbar ist; anhand von Moores Paradox lässt sich nämlich zeigen, dass Urteile die inhärente Eigenschaft aufweisen, auf die Wahrheit zu zielen, bzw. dass wir beim Urteilen auf die Wahrheit zielen. Wir können uns fragen, inwiefern Moore'sche Überzeugungen unter diesen Voraussetzungen überhaupt möglich sind.

In der Diskussion im letzten Abschnitt hat sich bereits abgezeichnet, dass wir gut beraten sind, zwischen einem *dispositionalen* und einem *episodischen* Sinn des Verbs „glauben“ zu unterscheiden. Die meisten Menschen glauben dispositional, dass sich die Erde um die Sonne dreht, ohne ständig daran zu denken, dass sie auf einer Kugel leben, die in einer Sekunde 30 km zurücklegt. Wenn hingegen Galileo Galilei nach seiner Verurteilung tatsächlich gemurmelt hat „Eppur si muove“ (und sie bewegt sich doch), dann dürfte er episodisch geglaubt haben, dass sich die Erde um die Sonne dreht. In der englischsprachigen Literatur wird für episodische Überzeugungen häufig der Ausdruck *occurrent belief* verwendet, um sie von dispositionalen Überzeugungen abzugrenzen. Aber es gibt keinen ersichtlichen Grund, einen Neologismus einzuführen, denn zumindest im Deutschen verwenden wir das Verb „urteilen“ für episodische Überzeugungen.

Wenn Urteilen und Glauben nicht auseinandergehalten werden – wenn nicht zwischen episodischen und dispositionalen Überzeugungen unterschieden wird – dann scheint es nicht ausgeschlossen zu sein, dass wir Moore'sche Überzeugungen haben können. Es könnte sich herausstellen, dass ich zu einem bestimmten Zeitpunkt geglaubt haben muss, dass *p*, obwohl ich eigentlich nicht glaube, dass *p*. Ich könnte beispielsweise von mir glauben, dass ich die aktive Sterbehilfe befürworte und mich trotzdem gegen den Sterbewunsch einer mir nahestehenden Person aussprechen, weil ich in diesem Moment glaube, dass es falsch ist, Menschen diesen Wunsch zu erfüllen. Muss ich deswegen eine meiner Überzeugungen aufgeben? Ein zweites Beispiel: Es bereitet keine Schwierigkeiten, zu verstehen, was eine arachnophobe Person meint, wenn sie den Satz äussert „Die meisten Spinnen sind ungefährlich, aber ich glaube es nicht.“ Wir können davon ausgehen, dass sie das auch glaubt, ohne ihr zwingend vorwerfen zu müssen, irrational zu sein oder widersprüchliche Überzeugungen zu haben. Beide Beispiele involvieren sowohl dispositionale als auch episodische Überzeugungen. Der Begriff der Überzeugung oder des Glaubens ist vermutlich zu weit, und es gibt zu vie-

---

<sup>19</sup>Vgl. Williams (1973), Velleman (2000, Kap. 11), Wedgwood (2002), Engel (2004), Vahid (2006) und Owens (2003), der dafür argumentiert, dass nicht *beliefs* sondern *guessings* auf die Wahrheit zielen.



le Fälle von Selbsttäuschung und Wunschdenken, um die Frage nach der Möglichkeit Moore'scher Überzeugungen endgültig beantworten zu können. Doch mit der Unterscheidung zwischen Glauben oder dispositionalen Überzeugungen einerseits und Urteilen oder episodischen Überzeugungen andererseits könnte hier Klarheit geschaffen werden, da sich keine nachvollziehbaren Beispiele für Moore'sche Urteile konstruieren lassen. Wir können schlicht und einfach keine Urteile im Stil von (1) fällen – die Frage ist: Weshalb nicht?

Die Antwort wird lauten: Weil Urteile auf die Wahrheit zielen. Da wir mit Urteilsakten auf die Wahrheit zielen, ist es uns nicht möglich, ein Urteil zu fällen, ohne zu glauben, dass es wahr ist, was wir urteilen. Urteile und Behauptungen zielen insofern auf die Wahrheit, als man kein Urteil fällen und keine Behauptung mit einem gegenläufigen Gehalt aufstellen kann. In einem Moore'schen Urteil stehen sich nicht widersprüchliche Überzeugungen entgegen, sondern der beurteilte Gedanke eines Moore'schen Urteils würde mit einer Eigenschaft konfligieren, die für den Urteilsakt wesentlich ist:

$$(9) \vdash (p \wedge \neg Gp)$$

Das in (9) beurteilte Gedankengefüge ist eine Konjunktion, bestehend aus  $p$  und  $\neg Gp$ ; das Urteil erstreckt sich auf beide Konjunkte des Gefüges (vgl. GG 38). Weil in einem Urteil ein Gedanke oder ein Gedankengefüge *als wahr anerkannt* wird, würde mein Urteilsakt mit dem beurteilten Gedankengefüge in (9) konfligieren. Ein Moore'sches Urteil ist ein *absurder* Akt, eine Art performativer Widerspruch und keine Kontradiktion.<sup>20</sup>

Urteile sind nicht kleine Pfeile und die Wahrheit ist keine Zielscheibe. Die Metapher, dass Urteile auf die Wahrheit *gerichtet* sind oder auf die Wahrheit *zielen*, bleibt klärungsbedürftig. Mit den folgenden beiden Überlegungen sollte es gelingen, die Metapher aufzuhellen. Erstens haben Urteile eine Richtung des Passens (*direction of fit*); Wahr- und Falschheit sind Bewertungsdimensionen für Urteile. Zweitens können wir uns nicht vornehmen, ein falsches Urteil zu fällen, weil Wahrheit eine im Urteilsakt inbegriffene Zielsetzung ist. Beide Aspekte will ich im Folgenden kurz erläutern.

Die Idee, dass Intentionen eine Richtung des Passens haben, geht ursprünglich auf Elisabeth Anscombe (1957, §32) zurück. Sie beschreibt eine Frau, die ihren Mann mit einer Liste einkaufen schickt und gleichzeitig einen Detektiv damit beauftragt, den Einkauf ihres Mannes zu protokollieren. Wenn der Ehemann seine Sache richtig macht, dann sind die beiden Listen identisch, haben aber verschiedene Richtungen des Passens: Die eingekauften Produkte müssen zur Einkaufsliste passen, das

---

<sup>20</sup>Vgl. Baldwin (2007, 86).

Protokoll des Detektivs muss umgekehrt zu den eingekauften Produkten passen. Anhand dieser Unterscheidung hat Searle (1979) Sprechakte unterschieden: Behauptungen haben wie das Protokoll des Detektivs eine Wort-auf-Welt-Ausrichtung (*word-to-world direction of fit*), da sie sich nach der Welt zu richten haben. Wünschäusserungen, Befehle und Versprechen haben hingegen wie die Einkaufsliste eine Welt-auf-Wort-Ausrichtung (*world-to-word direction of fit*), da sich die Welt nach ihnen richten soll. Später überträgt Searle die Unterscheidung auf intentionale Zustände: Überzeugungen sind wahr oder falsch und haben eine Geist-auf-Welt-Ausrichtung, Wünsche und Hoffnungen sind hingegen nicht wahr oder falsch, sondern werden erfüllt oder nicht erfüllt – sie haben eine Welt-auf-Geist-Ausrichtung.<sup>21</sup> Die Vorstellung, dass geistige Akte und Zustände eine Richtung aufweisen können, ist also nicht neu. Urteile weisen wie Überzeugungen und Feststellungen eine Geist-auf-Welt-Ausrichtung auf; d.h. Urteile richten sich nach der Welt. Wenn ich urteile, dass *p*, und es sich herausstellt, dass *p* falsch ist, dann ist etwas mit meinem Urteil im Argen und nicht mit der Welt. Dass Urteile eine *direction of fit* haben, besagt nur, dass Wahr- und Falschheit oder Korrektheit und Unkorrektheit Bewertungsdimensionen für Urteile darstellen. Die Frage, weshalb Urteile auf die Wahrheit und nicht auf die Falschheit zielen, ist damit erst noch nicht beantwortet.

Wir können uns nicht vornehmen, etwas Falsches zu glauben. Diese These stammt von Williams (1973) – der Urheber des Slogans *beliefs aim at truth*. Unsere Überzeugungen können zwar falsch sein, aber wir können uns nicht vornehmen, falsche Überzeugungen zu haben, wie wir uns etwa vornehmen können, ein Spiel absichtlich zu verlieren oder jemand durch eine falsche Behauptung in die Irre zu führen (vgl. Williams, 1973, 148).<sup>22</sup> In Bezug auf das Fällen von Urteilen scheint Williams These völlig richtig zu sein: Wir können uns nicht vornehmen, ein falsches Urteil zu fällen.<sup>23</sup> Denn wenn wir wissen, dass *p* falsch ist, dann sind wir nicht bereit, zu urteilen, dass *p*. Wahrheit ist, wie wir gesehen haben, ein normatives Ziel von Urteilsakten, und wenn man ein Ziel treffen will, dann kann man sich nicht vornehmen, es zu verfehlen. Im Unterschied zum Treffen einer Annahme oder zum blossen Vorstellen, ist es beim Urteilen nicht möglich, sich davon zu distanzieren, dass Urteile wahr sein sollen. Wenn ich bloss annehme oder mir vorstelle, dass *p* wahr ist, dann steht weniger auf dem Spiel als wenn ich urteile, dass *p* wahr ist.<sup>24</sup> Wahrheit ist ein inhärentes Ziel von Urteilsakten und deshalb käme es einem Kunststück gleich, wenn es uns gelänge, ein

<sup>21</sup>Vgl. Searle (1983, 7f.); siehe auch Platts (1979, 257) und Humberstone (1992).

<sup>22</sup>Mit dieser Beobachtung argumentiert Williams für die stärkere These, dass wir überhaupt nicht entscheiden können, was wir glauben. Ob das Haben von Überzeugungen eine passive Angelegenheit ist wie Erröten oder Niessen, ist allerdings umstritten.

<sup>23</sup>Vgl. Noordhof (2001) und Walker (2001).

<sup>24</sup>Vgl. Baldwin (2007, 83).

Moore'sches Urteil zu fällen bzw. uns vorzunehmen, ein falsches Urteil zu fällen. Diese zweite Eigenschaft von Urteilsakten ist ein weiterer Grund, weshalb Urteile und Behauptungen nicht einfach parallelisiert werden dürfen. Behauptungen zielen zwar auch in einem gewissen Sinn auf Wahrheit ab, aber wir können uns sehr wohl vornehmen, eine falsche Behauptung aufzustellen.

In diesem Abschnitt wurde einige Male gesagt, dass Wahrheit ein *inhärentes* Ziel von Urteilsakten ist. Was damit gemeint ist, kann mit einer Überlegung von Wittgenstein erläutert werden. In seiner Auseinandersetzung mit Moores Paradox sagt Wittgenstein einmal, dass ein Verb wie „fälschlich glauben“ in der ersten Person keine Verwendung hat: „Gäbe es ein Verbum mit der Bedeutung ‚fälschlich glauben‘, so hätte das keine sinnvolle erste Person im Indikativ Präsens“ (Wittgenstein, 1984, II, x). Das Verb „wähnen“ ist ein solches Verb, und es wäre in der Tat seltsam, wenn ich etwa behaupten würde „Ich wähne, dass in diesem Zimmer ein Feuer brennt“. Man wüsste nicht, was ich mit dieser Behauptung ausdrücken will. Selbst wenn ich versuche, still für mich zu denken, dass ich fälschlich glaube, dass in diesem Zimmer ein Feuer brennt, gelange ich höchstens zu einer *Vorstellung von mir*, wie ich in diesem Zimmer stehe und glaube, dass es brennt, obwohl es gar nicht brennt. Doch das ist nicht dasselbe wie fälschlich glauben, dass in diesem Zimmer ein Feuer brennt (vgl. Kap. 6.1).

Viele epistemische Verben haben in Kombination mit „fälschlich“ oder „fälschlicherweise“ keine sinnvolle Verwendung in der ersten Person. Das ist ein grammatisches Indiz dafür, dass die Tätigkeiten oder Zustände, die sie beschreiben, *final* mit der Wahrheit verknüpft sind. Wenn wir etwas meinen, glauben, fürwahrhalten oder urteilen, dann liegt uns stets etwas an der Wahrheit dessen, was wir meinen, glauben etc. Aus der Perspektive der ersten Person ist es uns nicht möglich, einen Keil zwischen den epistemischen Akt, den wir vollziehen, oder den epistemischen Zustand, in dem wir uns befinden, und seinem inhärenten Ziel zu treiben. Wir können uns nicht darüber hinwegsetzen, dass man bei den Tätigkeiten und Zuständen, die solche Verben beschreiben, auf die Wahrheit zielt. Weil epistemische Verben in der ersten Person zusammen mit „fälschlich“ keine sinnvolle Verwendung haben, ist es auch *redundant*, in der ersten Person dazuzusagen, dass man *wahrerweise* meint, glaubt, für wahr hält oder urteilt. Dass Wahrheit ein inhärentes Ziel von Urteilen ist, heisst nicht mehr, als dass es überflüssig wäre, zu sagen, dass man mit einem gefällten Urteil auf die Wahrheit des beurteilten Gedankens zielt. Urteilen ist die Art und Weise des Denkens, die sich an der Wahrheit orientiert.

Damit ist die Untersuchung zu Freges Urteilsbegriff abgeschlossen. Es hat sich gezeigt, dass Freges Unterscheidung zwischen blosssem Denken einerseits und Urteilen andererseits insofern irreführend ist, als sie einen kategorialen Unterschied zwischen

Urteilen und Denken suggeriert. In den ersten beiden Kapiteln konnten wir feststellen, dass es in der Logik, wie Frege sie versteht, sinnvoll ist, den Gedanken vom Urteil, dass er wahr ist, abzutrennen, da ein in einem Schluss vorkommender Gedanke, die Konklusion von einem anderen Schluss und somit ein Urteil sein kann. Doch abgesehen vom Schliessen innerhalb von Schlussketten ist die Unterscheidung zwischen Urteilen und Denken problematisch, da nicht jedem Urteilsakt ein blosser Denkakt vorausgeht, wie es das Vorbild des logischen Schliessens nahelegt. Im dritten und vierten Kapitel haben wir die Probleme untersucht, die sich einem einheitlichen Urteilsbegriff stellen, der sowohl Schlüsse als auch Wahrnehmungsurteile und Urteile beinhaltet, die Behauptungen zugrunde liegen. Im Rahmen einer Erörterung zum Begriff des Anerkennens, welcher für Freges Charakterisierung des Urteilens von grosser Bedeutung ist, haben wir den Vorschlag untersucht, dass Urteilen eine Art des Denkens ist, welche sich an der Norm orientiert, wahre Gedanken zu haben. Da uns die Vorstellung von der Wahrheit als normatives Ziel für Behauptungen vertrauter zu sein scheint als für Urteilsakte, haben wir uns im fünften Kapitel dem Sprechakt des Behauptens zugewandt. Im Anschluss an die Frage, inwiefern das Urteilen ein stilles Behaupten ist, sind wir auf Moores Paradox eingegangen, weil sich dieses gleichermassen für Behauptungen und Urteile ergibt. Durch die Erörterung zu Moores Paradox sollten wir schliesslich zu einer klareren Vorstellung davon gekommen sein, was es heisst, beim Urteilen auf die Wahrheit zu zielen.

Im folgenden Kapitel wende ich mich einem Problem zu, dem in jüngster Zeit vermehrt Beachtung zukommt: dem Problem der Einheit der Proposition, bzw. dem Problem der Einheit des Urteils, wie es früher genannt wurde.<sup>25</sup> Es geht um die alte Frage, wie die Bestandteile eines Urteils zu jener Einheit beitragen, die für Urteile kennzeichnend ist. Freges Name wird im Zusammenhang mit dieser Frage nicht deshalb so häufig ins Spiel gebracht, weil Urteilsakte für Frege eine unifizierende Funktion hätten, sondern weil das, was in einem Urteil zum Ausdruck gebracht wird – der Gedanke –, eine Einheit ist und nicht bloss eine unstrukturierte Ansammlung von Teilen. Die folgende abschliessende Erörterung zum Problem der Prädikation ermöglicht es, was Frege unter dem Inhalt eines Urteils bzw. einer Behauptung versteht, in Augenschein zu nehmen.

---

<sup>25</sup>Dazu gehören u. a. die Beiträge von Bell (2001); Candlish (1996); Davidson (2005); Gaskin (2008); Gibson (2004); Hanks (2007); Horn/Schwartz (2013); Linsky (1992); Palmer (1988).

## 7 Die Einheit des Urteils

Der Inhalt eines Urteils bzw. einer Behauptung ist eine semantische Einheit, die wahr oder falsch ist.<sup>1</sup> In diesem Kapitel wende ich mich der Frage zu, welchen Beitrag Prädikate zu diesen semantischen Einheiten leisten. Frege wird oft angelastet, eine merkwürdige Auffassung von Prädikaten zu haben. Insbesondere die Annahme, Prädikate würden auf „ungesättigte“ Entitäten Bezug nehmen, hat eine schlechte Presse. Es ist weniger die Metapher des Ungesättigtseins, als vielmehr die Parallelisierung von Prädikaten mit bezugnehmenden Ausdrücken wie Eigennamen, die auf Widerspruch stösst. Davidson hat eindrucksvoll gezeigt, wie Prädikationstheorien an der Erklärung der Einheit der Proposition scheitern, wenn sie die Annahme enthalten, dass Prädikate bezugnehmende Ausdrücke sind. Frege ist von dieser Kritik nicht ausgenommen. Gegen diesen Einwand werde ich Frege verteidigen. Erstens zeigt Davidson nur, dass der Bezug von Prädikaten die Einheit der Proposition noch nicht erklärt. Zweitens setzt Frege die Einheit der Proposition voraus – Prädikate sind die Resultate von Zerfällungen. Frege verfügt über eine attraktive Theorie des Zerfällens, die Davidson in seiner Darstellung vollkommen ausblendet. Das Problem der Einheit der Proposition wird dadurch zwar nicht gelöst, aber die Zerfällungstheorie erweitert Freges Begriffslehre um eine interessante pragmatische Perspektive, die Gedanken als kommunikative Einheiten erfassen lässt.

### 7.1 Das Problem der Prädikation

Davidson kommt im zweiten Teil von *Truth and Predication* (2005) zu dem Befund, dass es ein bis heute ungelöstes Problem der Prädikation gibt: Eine adäquate Theorie der Prädikation muss erklären können, inwiefern Prädikate zur Einheit der Propositionen beitragen, die durch einfache Aussagesätze ausgedrückt werden. Davidson diagnostiziert ein unheilvolles Erklärungsmuster, das vielen Prädikationstheorien zum Verhängnis wird: Die Reduktion der semantischen Rolle von Prädikaten auf ihre bezugnehmende Funktion entziehe die Grundlage für die Unterscheidung zwischen Aussagen und blossen Listen von Wörtern. Ein einfacher Aussagesatz wie „Theaetetos sitzt“ ist eine Zusammensetzung aus Eigennamen und Prädikat. Der Eigennamen dient der Bezugnahme auf das Individuum, über das eine Aussage getroffen wird; mit dem Prädikat wird von diesem Individuum etwas ausgesagt. Aussagesätze sind aber nicht

---

<sup>1</sup>Für eine gekürzte Fassung dieses Kapitels siehe Pfisterer (2009b).

blosse Listen von einzelnen Wörtern, sondern semantische Einheiten, die wahr oder falsch sind. Inwiefern trägt das Prädikat zu dieser Einheit bei? Solange diese Frage nicht geklärt ist, fehle das wichtigste Kapitel der Sprachphilosophie, der Philosophie des Geistes der Grundbegriff des Urteilens, und die Metaphysik wäre nicht in der Lage den Zusammenhang zwischen Substanz und Eigenschaften anzugeben (vgl. Davidson, 2005, 77).

In der Geschichte der Theorien zur Semantik von Prädikaten macht Davidson ein Erklärungsmuster mit fatalen Auswirkungen für die Einheit der Proposition aus. Wird die semantische Rolle von Prädikaten auf ihre *bezugnehmende* Funktion reduziert, dann geht die Einheit der Sätze, in denen das Prädikat vorkommt, sowie die Einheit der durch diese Sätze ausgedrückten Proposition verloren: „associating predicates with objects such as universals, properties, relations, or sets will not solve the problem because it will always lead to an infinite regress“ (Davidson, 2005, 143). Das Regressproblem geht auf Platon zurück und stellt Davidsons „Master-Argument“ (Picardi, 2008, 61) gegen die herkömmlichen Prädikationstheorien dar. Ich werde mich im Folgenden auf die semantische Variante des Arguments beschränken.<sup>2</sup>

If the semantics of the sentence were exhausted by referring to the two entities Theatetus and the property of Sitting, it would be just a string of names; we would ask where the verb was. The verb, we understand, expresses the relation of instantiation. Our policy, however, is to explain verbs by relating them to properties and relations. But this cannot be the end of the matter, since we now have three entities, a person, a property, and a relation, but no verb. When we supply the appropriate verb, we will be forced to the next step, and so on. (Davidson, 2005, 85-6)

Die Frage nach der Einheit der Proposition ist mit der Angabe dessen, worauf die Ausdrücke eines Satzes Bezug nehmen, nicht beantwortet. Prädikatsreferenz stellt keine Einheit her, einerlei welche Entitäten Prädikaten zugeordnet werden. Die Einheit könnte nur durch eine weitere Entität hergestellt werden – der erste Schritt in eine unendliche Folge von Schritten ist getan: „The difficulty of avoiding one infinite regress or another might almost be said to be *the* problem of predication“ (Davidson, 2005, 79).

Davidson formuliert vier Bedingungen, die eine adäquate Theorie der Prädikation erfüllen muss: Sie muss (i) erklären, wie Prädikate zur Wahr- oder Falschheit von Sätzen beitragen, (ii) vermeiden, dass Prädikate bezugnehmend sind, (iii) zwischen der Allgemeinheit und der vermeintlichen Bezugnahme genereller Termini unterscheiden, und (iv) die logische Form prädikativer Sätze klären. An Philosophen wie Platon, Aristoteles, Frege, Russell, und Strawson demonstriert Davidson, wie der Verstoß gegen eines dieser Postulate zur Preisgabe der propositionalen Einheit führt. Frege ist hierbei keine Ausnahme – er habe zwar wie kein anderer das Problem der Prädikation er-

---

<sup>2</sup>Burge (2007, 589f.) und Picardi (2008, 61ff.) zeigen beide, dass Davidson unzureichend zwischen verschiedenen Regressproblemen unterscheidet.

fasst, aber eben nicht gelöst (vgl. Davidson, 2005, 140). Seine Theorie der Prädikation erfülle die Bedingungen (i) und (iv), scheitere aber an (ii) und (iii).

Die Lösung für das Prädikationsproblem, so Davidson, habe Wurzeln bei Frege und Quine, doch den eigentlichen Durchbruch gelinge erst Tarski mit der semantischen Methode zur Definierbarkeit von Wahrheit. Freges funktionale Auffassung von Prädikaten stelle den in (i) geforderten Zusammenhang zwischen Prädikat und Wahr- oder Falschheit her, aber seine semantische Lehre weise bekanntlich auch Prädikaten einen Sinn und eine Bedeutung zu.<sup>3</sup> Quine gelinge es, die Prädikatsreferenz zu vermeiden, weil er ganz selbstverständlich von Prädikaten spreche, die wahr von (*true of*) den Gegenständen seien, auf die sie zuträfen. Zusammen mit Tarskis Begriff der Erfüllung (*satisfaction*) ver helfe dieser kleine Einfall dem Prädikationsproblem zu einer Lösung. Prädikate sind nicht wahr von den Gegenständen, auf die sie zutreffen, sondern umgekehrt, Gegenstände oder Sequenzen von Gegenständen erfüllen Prädikate (vgl. Davidson, 2005, 159ff.). Die Sequenz *⟨Cäsar, Brutus⟩* erfüllt das mehrstellige Prädikat  $\xi$  *ermordet*  $\zeta$  genau dann, wenn der Satz „Cäsar ermordet Brutus“ wahr ist. Der entscheidende Vorteil dieser Methode besteht nach Davidson darin, dass Prädikate nicht bezugnehmend sind: „Tarski’s method has not been distinguished from Frege’s except that it associates no entities which express generality with predicates or any entities at all with sentences“ (Davidson, 2005, 159).

Die Reaktionen auf Davidsons Buch bezeugen vor allem einen gewissen Unmut gegenüber seiner sparsamen Lösung.<sup>4</sup> Zudem gewinnt man passagenweise den Eindruck, dass Davidson mit einigen Philosophen zu hart ins Gericht geht. So ist es beispielsweise nicht nachvollziehbar, wie Davidson zu dem Schluss kommt, Strawson würde keinen ernsthaften Versuch unternehmen, über das Prädikationsproblem nachzudenken (vgl. Davidson, 2005, 99). Schliesslich versäumt Strawson kaum eine Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass einfache Aussagesätze stets aus einem bezugnehmenden und einem charakterisierenden Element bestehen.<sup>5</sup> Auf Widerspruch stösst jedoch vor allem, dass Freges Lösungsversuch letzten Endes zu den *Failed Attempts* zählen soll. Burge (2007) bezichtigt Davidson etwa, übersehen zu haben, dass Prädikate bei Frege anders denotieren als Namen. „Predicative-denotation“ beinhalte im Gegensatz zu „singular-denotation“ immer die Möglichkeit der Anwendung des Prädikats. Picardi (2008) streicht wichtige Aspekte von Freges Prädikationstheorie heraus, die Davidson ausblendet, und weist nach, dass der Regress einzig durch ein funktionales Begriffsverständnis vermieden werden kann. Ehe ich mich Frege zuwen-

---

<sup>3</sup>Vgl. hierzu Freges *Ausführungen über Sinn und Bedeutung* (NS 128-136).

<sup>4</sup>Vgl. Burge (2007), Gibson (2008), Hrachovec (2008), Picardi (2008) und Higginbotham (2008).

<sup>5</sup>Vgl. Strawson (1950b, 14, 1959, 139ff., 1974, 17).

de und zu einer weiteren Verteidigung ansetze, will ich auf eine Schwachstelle in Davidsons Argumentation hinweisen.

### Prädikatsreferenz – Umweg oder Holzweg?

Die Unzulänglichkeit vieler Prädikationstheorien führt Davidson auf die semantische Beziehung zwischen Prädikaten und Begriffen, Universalien, Ideen und dergleichen zurück.<sup>6</sup> Freilich ist die Annahme, dass Prädikate auf etwas Bezug nehmen, problematisch und Davidson führt eindrucksvoll vor, wie eine ganze Reihe namhafter Philosophen daran scheitert, die Einheit der Proposition auf dieser Grundlage zu erklären. Aus seinen Formulierungen geht jedoch nicht hervor, ob der Rückgriff auf die möglichen Referenten von Prädikaten (a) das Prädikationsproblem nicht löst, bzw. nichts zu dessen Lösung beiträgt, oder (b) das Finden einer Lösung gar verhindert. Es bleibt unklar, wie schwer Davidson die Annahme, dass Prädikate auf etwas Bezug nehmen, belasten will: leistet sie keinen Beitrag zur Lösung des Problems oder steht sie einer Lösung entgegen und macht das Problem zu einem unlösbaren? Es ist daher ratsam, zwischen einer *schwachen* und einer *starken* Variante seines Master-Arguments zu unterscheiden. Die folgenden Stellen sind Belege für die schwache Variante:

[R]elating [verbs] to properties and relations [...] cannot be the end of the matter (Davidson, 2005, 86)

To say that predicates are functional expressions, and are therefore incomplete or unsaturated, and that what they refer to is similarly full of holes or spaces waiting to be filled in, does not help: entities are entities, whatever we call them. (Davidson, 2005, 156)

[If] predicates refer to entities, [...] it does not matter how odd or permeable some of these entities are, for we can still raise the question of how these entities are related to those other entities, objects. (Davidson, 2005, 145)

Das stimmt; durch die Angabe möglicher Referenten für Prädikate wird nicht begründet, weshalb die Sätze, in denen Prädikate vorkommen, Einheiten ausdrücken, die wahr oder falsch sind. Daraus folgt jedoch nicht, dass eine befriedigende Lösung für das Prädikationsproblem zwingend ablehnen muss, dass Prädikate bezugnehmende Ausdrücke sind. Genau das scheint die starke Variante von Davidsons Argument jedoch nahezulegen:

[A]ssociating predicates with objects such as universals, properties, relations, or sets will not solve the problem because it will always lead to an infinite regress. (Davidson, 2005, 143)

---

<sup>6</sup>Das erinnert an Searle, der in der Annahme, dass Prädikate referieren, den hartnäckigsten Fehler in der Geschichte der Westlichen Philosophie sieht: „the tendency to construe predication as a kind of, or analogous to, reference is one of the most persistent mistakes in the history of Western philosophy“ (Searle, 1969, 122).



[A]ny attempt to give a full explication of the semantics of predicates by associating them with single objects of any kind is doomed. (Davidson, 2005, 156)<sup>7</sup>

Ist die Einheit der Proposition unverträglich damit, dass Prädikate Ausdrücke sind, mit denen wir auf etwas Bezug nehmen? Davidson scheint davon auszugehen, denn sonst wäre die Bedingung (ii), dass Prädikate keine bezugnehmenden Ausdrücke sind, zu restriktiv. Doch das Regressargument zeigt nur, dass die semantische Beziehung zwischen Prädikaten und ihren möglichen Referenten die Einheit der Proposition nicht herstellt.<sup>8</sup> Das lässt zunächst offen, ob Prädikate Referenten haben, sofern diese wesentlich verschieden sind von den Gegenständen, für die Eigennamen und Kennzeichnungen stehen.

Frege zufolge bestehen Propositionen oder Gedanken aus gesättigten und ungesättigten Teilen: „[V]on den Teilen eines Gedankens dürfen nicht alle abgeschlossen sein, sondern mindestens einer muss irgendwie ungesättigt oder prädikativ sein, sonst würden sie nicht aneinander haften“ (BG 205). Diese Begründung bestätigt Davidsons Feststellung, dass sich Frege über das Prädikationsproblem im Klaren war. Frege macht auch keinen Hehl daraus, dass „abgeschlossen“ und „ungesättigt“ Metaphern sind; ob seine Lösung für das Prädikationsproblem akzeptabel ist, wird demnach davon abhängen, ob es gelingt, diese Metaphern zu erhellen.<sup>9</sup> Der Gegensatz zwischen Gesättigtem und Ungesättigtem erstreckt sich nicht nur auf die Teile von Gedanken sondern auch auf Satzteile und deren Bedeutung:

Auch der Gegenstand erscheint als ein abgeschlossenes Ganzes, während der prädikative Bestandteil auch in seiner Bedeutung etwas Ungesättigtes hat. Die Koppula ‚ist‘ rechnen wir mit zu diesem Satzteil [...] Diese Ungesättigtheit eines der Bestandteile ist notwendig, weil die Teile sonst nicht aneinander haften. (NS 192)

Eigennamen und Kennzeichnungen bedeuten Gegenstände, aber Prädikate oder Begriffswörter, um in Freges Terminologie zu bleiben, bedeuten Begriffe. Ein Begriff ist eine Funktion, deren Wert für jedes Argument ein Wahrheitswert ist (vgl. GGA §3, NS 129). Ein Begriffswort ist ebenso unvollständig, ergänzungsbedürftig, oder eben „ungesättigt“ wie seine Bedeutung – es „führt eine leere Stelle mit sich“ (FB 17). Die Leerstellen von Begriffswörtern markiert Frege mit Klammerpaaren oder Schemabuchstaben. In Sätzen wie „Sokrates ist sterblich“ fungiert das Prädikat „sterblich“ nicht wie

---

<sup>7</sup>Im nächsten Satz wechselt Davidson wieder zur schwächeren Variante: „It does not matter what the objects are. Platonic ideas or Forms, Aristotelian universals, properties, characteristics, relations [...] – none of these provides a satisfactory account of the role of predicates“ (Davidson, 2005, 156).

<sup>8</sup>Diesen Einwand bringt bereits Burge (2007, 591) vor.

<sup>9</sup>Drastischer ist Hyltons Fazit, Freges Metapher habe überhaupt keine Erklärungskraft, weil sie ausschließlich in Bezug auf den begrifflich vorrangigen vollständigen Gedanken verständlich sei (vgl. Hylton, 1984, 382). Textor vertritt ebenfalls den Standpunkt, dass Frege die Einheit der Proposition voraussetzt, und es daher aberwitzig ist, ihm ein Problem anzudichten, das sich ihm in dieser Form gar nicht stellt (vgl. Textor, 2009b, 63).

ein Name für eine Entität, die anhand der Kopula mit jenem Individuum in Verbindung gebracht wird, auf das sich der Eigenname bezieht. Die Kopula hat keinerlei Bindefunktion, sondern gehört zum Begriffswort, sie ist wie eine weitere „Prädikatssilbe“ (Künne, 1996, 331); die Bindefunktion gehört allein zum Begriff.

Davidson gesteht zu, dass Freges Semantik Sätze zu Einheiten macht, da ein um ein Argument ergänztes Begriffswort zu einem Namen für einen Wahrheitswert wird (Davidson, 2005, 133). Doch dieser Aspekt von Freges semantischer Lehre ist ebenso umstritten wie die sich daraus ergebende Konsequenz, dass Wahrheitswerte Gegenstände sind. Es wäre daher voreilig, Freges Assimilierung von Begriffen an Funktionen als Lösung für das Prädikationsproblem zu feiern. Sein funktionales Modell blockiert zwar einen Regress bezüglich der Kopula, da die Kopula nicht als eigenständiger Term analysiert wird, der eine weitere (verbindende) Entität in die Rede einführt. Doch nach Frege bedeuten Begriffswörter Begriffe, und das ist für Davidson bereits im Fall einfacher Aussagesätze wie „Theaetetos sitzt“ eine Entität zu viel. Die Einheit der Proposition wird zur Gänze dem Prädikat übertragen und somit dem, was es heisst, dass Begriffe „ungesättigt“ sind. Die schwache Variante von Davidsons Master-Argument schliesst nicht aus, dass Freges ungesättigte Begriffe zur Lösung des Prädikationsproblems beitragen können. Das Argument zeigt lediglich, dass die Einheit der Proposition nicht bereits dadurch hergestellt wird, dass Prädikate auf ungesättigte Begriffe Bezug nehmen. Davidson sucht eine *direkte* Beziehung zwischen Prädikat und Gegenstand: Prädikate sind *wahr von* den Gegenständen, auf die sie zutreffen, bzw. Gegenstände oder Sequenzen von Gegenständen *erfüllen* Prädikate.<sup>10</sup> Der Rekurs auf die Referenten von Prädikaten ist vor diesem Hintergrund ein Umweg, doch Davidson beweist nicht, dass die Prädikatsreferenz ein Holzweg ist.

### 7.2 Die Heteronomie von Begriffen

Frege ein Problem der Prädikation anzulasten, ist aus zwei Gründen merkwürdig. Erstens rät Frege grundsätzlich davon ab, der Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat logisches Gewicht zu verleihen; „Subjekt“ und „Prädikat“ stehen für *grammatische* Kategorien, die logisch belanglos sind. Zweitens geht Frege in seiner Logik nicht von Prädikaten oder Begriffen, sondern von beurteilbaren Inhalten aus; Begriffe sind die Resultate von Zerfällungen beurteilbarer Inhalte oder Gedanken.

Frege berichtet von einem frühen Entwurf der *Begriffsschrift* und gesteht, dass er sich von der Sprache habe verleiten lassen, „die Urtheile aus Subject und Prädicat zusammenzusetzen“ (BS §3). Im Vorwort heisst es hierzu, dass sich die Logik „bisher

---

<sup>10</sup>Dass die Rede vom „Wahrsein von“ bzw. „Erfüllen“ genauso metaphorisch ist und uns nur ein kleines bisschen geläufiger ist als die Rede davon, dass Begriffe „ungesättigt“ sind, scheint Davidson nicht zu stören. Diesen Hinweis verdanke ich Katia Saporiti.

immer noch zu eng an Sprache und Grammatik angeschlossen hat“ und sich die Ersetzung der Begriffe Subjekt und Prädikat durch Argument und Funktion „auf die Dauer bewähren wird“ (BS VII). Er begründet seine Zweifel mit dem Fehlen eines klaren Kriteriums zur Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat:

Wenn man sagt: „Subject ist der Begriff, von dem das Urtheil handelt“, so passt dies auch auf das Object. Man kann daher nur sagen: „Subject ist der Begriff, von dem hauptsächlich das Urtheil handelt.“ Die Stelle des Subjects in der Wortreihe hat für die Sprache die Bedeutung einer *ausgezeichneten* Stelle, an die man dasjenige bringt, worauf man die Aufmerksamkeit des Hörers besonders hinlenken will. (BS §3)

Hier nimmt Frege Ramseys Einwand gegen die Subjekt-Prädikat-Unterscheidung vorweg. Ramsey beobachtet, dass die Sätze „Sokrates ist weise“ und „Weisheit ist eine Eigenschaft von Sokrates“ dieselbe Proposition ausdrücken. Er zieht daraus den Schluss, dass es bloss eine Frage des *grammatischen Stils* ist, welchen Satz man äussert: „Which sentence we use is a matter either of literary style, or of the point of view from which we approach the fact“ (Ramsey, 1925, 404). Mit beiden Sätzen lasse sich ebenso gut eine Behauptung über Sokrates wie über dessen Eigenschaften aufstellen; daher sei es unzulässig, das Subjekt als jenen Ausdruck zu bestimmen, der auf das Individuum Bezug nehme, *über* welches etwas ausgesagt wird.

Mit seinen Bedenken gegen die Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat grenzt sich Frege gegen eine lange Tradition ab. Explizit findet man diese Auffassung etwa bei Sigwart:

Der Satz, in welchem etwas von etwas ausgesagt wird, ist der sprachliche Ausdruck des Urtheils. Dieses ist ursprünglich ein lebendiger Denktact, der jedenfalls voraussetzt, dass zwei unterschiedene Vorstellungen dem Urtheilenden gegenwärtig sind, indem das Urtheil vollzogen und ausgesprochen wird, die Subjects- und die Prädicatsvorstellung, die sich vorerst nur äusserlich so unterscheiden lassen, dass das Subject dasjenige ist, wovon etwas ausgesagt wird, das Prädicat dasjenige, was ausgesagt wird. (Sigwart, 1873, §5)

Man muss jedoch nicht weit in der Geschichte der Philosophie zurückgehen, auch modernere Autoren vertreten die Auffassung, dass das Subjekt das ist, wovon etwas ausgesagt wird, und das Prädikat das, was ausgesagt wird. So setzen zum Beispiel Geachs Definitionen für Subjekt und Prädikat voraus, dass wir wissen, *worüber* mit einer Behauptung etwas ausgesagt wird (Geach, 1950, 461f.).<sup>11</sup> Die naive Auffassung von Subjekt und Prädikat geht auf Platons Unterscheidung zwischen *onoma* (worüber der Satz ist) und *rhêma* (was ausgesagt wird) zurück und lebt heute in den meisten modernen Schulgrammatiken weiter.

---

<sup>11</sup>Später distanziert sich Geach von diesem Kriterium (Geach 1972, 224, Geach 1957, 141; vgl. Oliver 2010).

Dass die Subjekt-Prädikat-Unterscheidung für die Logik nicht bedeutsam ist, demonstriert Frege an zwei Beispielen. Erstens drücken die beiden Sätze „bei Plataeae siegten die Griechen über die Perser“ und „bei Plataeae wurden die Perser von den Griechen besiegt“ denselben begrifflichen Inhalt aus, da aus ihnen in Verbindung mit weiteren Sätzen dieselben Schlüsse gezogen werden können. Weil nur die für das Schliessen relevanten Teile zum begrifflichen Inhalt eines Satzes zählen, und im ersten Satz die Griechen, im zweiten aber die Perser als grammatisches Subjekt erscheinen, kann es sich bei der Unterscheidung nicht um eine logisch relevante Differenz handeln. Zweitens lässt sich der begriffliche Inhalt eines Satzes vollständig nominalisieren. Die Sätze „Archimedes kam bei der Eroberung von Syrakus um“ und „der gewaltsame Tod des Archimedes bei der Eroberung von Syrakus ist eine Tatsache“ sind äquivalent. Das Prädikat „ist eine Tatsache“ trägt nichts zum Inhalt bei, sondern „hat nur den Zweck, diesen als Urtheil hinzustellen“ (BS §3). Also sind die Kategorien Subjekt und Prädikat für logische Belange unerheblich (vgl. NS 153).

Daraus folgt jedoch nicht, dass die Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat völlig belanglos ist. Das Subjekt nimmt eine ausgezeichnete Stelle im Satz ein, in vielen Sprachen steht es üblicherweise am Satzanfang. Durch die Wahl des Satzanfangs kann die Aufmerksamkeit des Hörers auf einen bestimmten Satzteil gelenkt werden, etwa um den Zusammenhang zu anderen Sätzen leichter fassbar zu machen – das meint Frege mit der „ausgezeichneten Stelle“ im letzten eingerückten Zitat (vgl. G 64). „Ich habe dieses Buch nicht gelesen“, „dieses Buch habe ich nicht gelesen“ und „gelesen habe ich dieses Buch nicht“ drücken denselben Gedanken mit variierender Emphase aus. Freges Unterscheidung zwischen Subjekt und Prädikat ist demnach keine logische, sondern eine grammatische oder pragmatische Unterscheidung, die in der modernen Sprachwissenschaft mit Gegensätzen wie Fokus/Hintergrund, Thema/Rhema und Topik/Kommentar beschrieben wird.

### Priorität von Urteilen

Die eben dargelegten Bedenken, so könnte man einwenden, sind nicht schwerwiegend und beruhen auf reiner Wortklauberei. Ein grammatischer oder pragmatischer Prädikatsbegriff schützt natürlich nicht vor Davidsons Einwänden. Frege hat allemal eine Theorie der Prädikation, nur handelt diese eben nicht von Prädikaten sondern von Begriffen. An dieser Stelle will ich auf einen weiteren Aspekt hinweisen, den Davidson in seiner Darstellung von Freges Begriffslehre ausser Acht lässt. Frege hält es für verkehrt, in der Logik von Begriffen auszugehen: „Den *calculus of judgments* auf den *calculus of concepts* gründen, [...] das ist die richtige Ordnung auf den Kopf stellen“ (WB 122). Nicht das „Bilden der Begriffe durch Abstraction“, sondern das „Urteilen und Schliessen“ sei die „logische Urtätigkeit“ (NS 16). Die Priorität von Urteilen

gegenüber Begriffen charakterisiert Frege als *das* Eigenartige seiner Auffassung der Logik: „Ich gehe also nicht von den Begriffen aus und setze aus ihnen den Gedanken oder das Urteil zusammen, sondern ich gewinne die Gedankenteile durch Zerfällung des Gedankens“ (NS 273; vgl. NS 18f.).<sup>12</sup>

Mit dieser Umkehrung will sich Frege von der traditionellen Begriffslogik von Boole (und Aristoteles) abwenden: „Im Gegensatz zu Boole gehe ich von den Urteilen und deren Inhalten statt von Begriffen aus [...] Das Bilden der Begriffe lasse ich erst aus den Urteilen hervorgehen“ (NS 17). Fünfundzwanzig Jahre vor dem Erscheinen der *Begriffsschrift* veröffentlicht Boole *Laws of Thought*, dessen vollständiger Titel („An Investigation of the Laws of Thought on Which Are Founded the Mathematical Theories of Logic and Probabilities“) bereits verrät, dass Booles Zielsetzung und Methode Ähnlichkeiten zu Freges Projekt aufweisen. Das Buch wird schnell ein Erfolg und Booles arithmetische Logik findet u.a. in Deutschland viele Anhänger, darunter Ernst Schröder, der 1880 Freges *Begriffsschrift* kritisch bespricht (vgl. NS 12).<sup>13</sup> Auch Frege wollte mit seiner *Begriffsschrift* eine „der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens“ entwickeln. Diese oberflächliche Ähnlichkeit sollte jedoch nicht über die tiefer liegenden Differenzen hinwegtäuschen. In den Jahren nach der Veröffentlichung der *Begriffsschrift* unternimmt Frege mehrere Anläufe, seine *Begriffsschrift* von Booles „rechnender Logik“ abzugrenzen. Ein wichtiger Unterschied betrifft das Verhältnis zwischen Urteilen und Begriffen. Booles Formelsprache bedient sich mathematischer Funktionszeichen und Variablen, um gesetzesartige Verhältnisse zwischen Begriffen darzustellen. Das erste Gesetz lautet:

$$xy = yx$$

Wenn „x“ für die Klasse der weissen Dinge steht, und „y“ für Klasse der Schafe, dann besagt dieses Gesetz, dass die Klasse der weissen Schafe identisch ist mit der Klasse der Schafe, die weiss sind (Boole, 2003, II, 7, 1). Das dritte und vierte Gesetz erläutert Boole mit „x“ als Repräsentant für die Klasse der Männer, „y“ für die Klasse der Frauen

---

<sup>12</sup>Die Rede von *Gedankenteilen* und robusten „Gedankenbausteinen“ (NS 243) ist problematisch und steht in Konflikt mit dem Liberalismus des Zerfällungsgedankens. Dummett hat einen überzeugenden Vorschlag gemacht, wie die Spannung gelöst werden könnte. Er unterscheidet zwischen *analysis* und *decomposition*, das sind zwei verschiedene Weisen, wie ein Gedanke analysiert werden kann. Interessiert und das Verstehen des ausgedrückten Gedankens, dann sind Freges Teilsinne oder Gedankenbausteine ausschlaggebend (Analyse). Interessieren uns die inferentiellen Beziehungen, die der Satz eingehen kann, dann sind die verschiedenen Zerfällungen entscheidend (vgl. 1973, 27-30, 60-62, 1981, Kap. 15, 1991a, Kap. 14). Dummetts Vorschlag hat eine interessante Debatte ausgelöst, auf die ich hier nicht eingehen kann; einschlägig sind u.a. Currie (1985), Bell (1987), Kemmerling (1990), Bermudez (2001) und Levine (2002).

<sup>13</sup>Zur historischen Entwicklung der Boole'schen Lehre in Deutschland siehe Sluga (1987).

und „z“ steht für die Klasse der Europäer (Boole, 2003, II, 11, 3 und 4):

$$x + y = y + x$$

$$z(x + y) = zx + zy$$

Die Klasse der Männer und Frauen ist identisch mit der Klasse der Frauen und Männer. Die Klasse der europäischen Männer und Frauen ist identisch mit der Klasse der europäischen Männer und der Klasse der europäischen Frauen.

In Freges Augen setzt Boole die Tradition der aristotelischen Logik fort, da er Begriffe, oder besser Klassen, als gebrauchsfertige Bestandteile begreift, die zu Urteilen zusammengefügt werden. Für Frege ist das wie gesagt eine verkehrte Sichtweise – Urteile sind nicht die Resultate eines Zusammenfügens von Begriffen, sondern Begriffe sind die Resultate eines Zerfallens von Urteilsinhalten oder Gedanken. Manche Autoren versuchen, in Freges Kritik an Boole eine positive Antwort darauf zu finden, wie Begriffe *gebildet* werden: „Why does he criticise this view? Its aim is to explain the formation of a judgement; Frege, instead, wants to explain how to form concepts“ (Carl, 1994, 62-3). Das ist nicht richtig, denn Frege hatte keine klare Vorstellung davon, wie Begriffe *gebildet* werden – möglicherweise hat ihn das einfach nicht interessiert, da es für ihn in den Zuständigkeitsbereich der Psychologie fällt. Im Vorwort der *Begriffsschrift* lesen wir: „Man erkennt leicht, wie die Auffassung eines Inhalts als Function eines Argumentes begriffsbildend wirkt“ (BS VII). Doch solange wir nicht wissen, *wie* Gedanken zerfällt werden, bleibt dies ein leeres Versprechen. An anderer Stelle zieht Frege in Erwägung, dass Begriffe „zugleich mit dem ersten Urteile [entstehen], durch das sie Dingen zugeschrieben werden“ (NS 19). Das wirft die Frage auf, wie wir dieses erste Urteil fällen sollen, ohne nicht bereits über die Begriffe zu verfügen, die wir dazu verwenden. Von Frege erhält man hierzu keine hilfreiche Auskunft. Dummett kommentiert dies vielleicht zurecht wie folgt: Frege denke zwar, dass die Begriffsbildung dem Urteilen nicht vorausgehen kann, „but he is careful to avoid saying conversly that concept-formation is always *subsequent* to judgment“ (Dummett, 1981, 281). Wie Begriffe entstehen, ist nicht Sache der Logik, aber es ist Sache der Logik, nicht von Begriffen, sondern von Urteilen auszugehen.

Dass die Logik ihren Ausgang nicht von Begriffen, sondern von Urteilen nimmt, scheint für Frege so selbstverständlich gewesen zu sein, dass er es nicht für nötig hielt, die Priorität von Urteilen gegenüber Begriffen zu begründen. Einige Interpreten haben darauf hingewiesen, dass sich Frege mit der Prioritätsthese in die Tradition Kants stelle.<sup>14</sup> Das beantwortet jedoch nicht die Frage nach den systematischen Gründen

---

<sup>14</sup>Vgl. Bell (1979, 4), Sluga (1980, 91) und Carl (1994, 60).

für die Prioritätsthese.<sup>15</sup> Einen Hinweis gibt ein Brief, den Frege kurz nach seiner Beschäftigung mit Boole an Anton Marty oder Carl Stumpf schreibt (der Adressat steht nicht fest):

[1] Als das Wesentliche für den Begriff sehe ich an, dass die Frage, ob etwas unter ihn falle, einen Sinn hat [...] [2] Der Begriff ist ungesättigt, indem er etwas fordert, was unter ihn falle; daher kann er nicht für sich allein bestehen. [3] Dass nun ein Einzelnes unter ihn falle, ist ein beurteilbarer Inhalt, und der Begriff [er]scheint dabei als Prädikat und ist immer prädikativ. [4] In diesem Falle, wo das Subjekt ein Einzelnes ist, ist die Beziehung von Subjekt und Prädikat nicht ein Drittes, das zu beiden hinzukommt, sondern sie gehört zum Inhalte des Prädikates, wodurch dieses eben ungesättigt ist. [5] Ich glaube nun nicht, dass das Bilden der Begriffe dem Urteilen vorausgehen könne, weil das ein selbständiges Bestehen des Begriffes voraussetzte, sondern ich denke den Begriff entstanden durch Zerfallen eines beurteilbaren Inhaltes. [6] Ich glaube nicht, dass es für jeden beurteilbaren Inhalt nur eine Weise gebe, wie er zerfallen könne, oder dass eine der möglichen Weisen immer einen sachlichen Vorrang beanspruchen dürfe. (WB 164)

In (1) erläutert Frege, was er später die „prädikative Natur“ von Begriffen nennt. Das Wesen von Begriffen ist nicht, dass etwas unter sie fällt, sondern dass etwas unter sie fallen *kann*. Das grenzt Begriffe von Gegenständen ab, denn bei diesen ergibt die Frage, ob etwas unter sie falle, keinen Sinn. In (3) bestätigt Frege die Differenz zwischen dem ‚logischen Genotyp‘ Begriff und dem ‚grammatischen Phänotyp‘ Prädikat, wie ich sie zu Beginn dieses Unterkapitels herausgearbeitet habe. In (4) antizipiert Frege Davidsons Entitäten-Regress: Die ungesättigte Natur von Begriffen macht weitere Entitäten überflüssig, die Begriffe mit den Gegenständen verbinden. Das entscheidende Argument für die Prioritätsthese findet sich in (2) und (5) – Begriffe sind *unselbständig* (vgl. VBS 13). In (2) begegnen wir der so oft als rätselhaft beklagten Metapher des Ungesättigten zum ersten Mal. Die Metapher erfährt hier zugleich eine klare Deutung: Dass Begriffe ungesättigt sind, heisst, dass sie nicht selbständig bestehen, sondern nur zusammen mit dem, was unter sie fällt. Ein Begriff „verlangt immer nach einer Ergänzung zu einem beurteilbaren Inhalte“ (GLA §70). Geht man wie Aristoteles oder Boole von Begriffen aus, dann bescheinigt man Begriffen eine Autonomie, die ihnen nicht zusteht. Begriffe sind *heteronom* und haben kein selbständiges Bestehen (5). Die Metapher des Ungesättigten geht auf einen Vergleich zurück, den Frege im bereits zitierten Versuch anstellt, seine Logik von derjenigen Booles abzugrenzen: „Ich möchte dies mit dem Verhalten der Atome vergleichen, von denen man annimmt, dass nie eins

---

<sup>15</sup>Gelegentlich wird die Prioritätsthese mit Freges *Kontextprinzip* begründet (Bell 1979, 5, Sluga 1980, 94f.; 1987, 86). Das ist u.a. deshalb problematisch, weil Frege die Prioritätsthese im Gegensatz zum Kontextprinzip nie aufgibt (vgl. Dummett, 1981, 539). Ein interessantes, wenngleich nicht Frege-immanentes Argument zugunsten der Priorität von Urteilen bringt Textor vor: Begriffe werden üblicherweise durch Abstraktion gewonnen; aber eine Abstraktion basiert auf dem Urteil, dass mindestens zwei Einzeldinge dieselbe Eigenschaft haben; also gewinnt die „judgment-first view“ gegenüber der „concepts-first view“ (Textor, 2011, 76f.).

allein vorkommt, sondern nur in einer Verbindung mit andern, die es nur verlässt, um sofort in eine andere einzugehen“ (NS 19). Begriffe sind ungesättigt oder unselbständig wie Atome mit einer bindefreudigen Struktur. Aufgrund der Heteronomie von Begriffen kehrt Frege die traditionelle Prioritäten-Reihenfolge um und geht von beurteilbaren Inhalten aus. Begriffe sind die Resultate von Zerfällungen beurteilbarer Inhalte, und nicht umgekehrt, beurteilbare Inhalte die Resultate von Zusammensetzungen. Dass ein beurteilbarer Inhalt auf verschiedene Weise zerfällt werden kann, kommt unmissverständlich in (6) zum Ausdruck.

Frege war sich der Gefahren bewusst, die drohen, wenn man sich über die Heteronomie von Begriffen hinwegsetzt:

Es ist klar, dass wir den Begriff nicht selbständig wie einen Gegenstand hinstellen können, sondern er kann nur in Verbindung vorkommen. Man kann sagen, dass er in ihr unterschieden, aber nicht aus ihr abgeschieden werden könne. Alle scheinbaren Widersprüche, auf die man hier stossen kann, entspringen daraus, dass man den Begriff seiner ungesättigten Natur zuwider als einen Gegenstand behandeln will, wozu uns allerdings die Natur unserer Sprache zuweilen nötigt. (KS 270, Fn.)

Zu diesen scheinbaren Widersprüchen gehört das so genannte Begriffs-Paradox, auf das Frege in seinem Aufsatz *Begriff und Gegenstand* gestossen ist: Die Stadt Berlin ist zwar eine Stadt, und der Vulkan Vesuv ein Vulkan, aber „der Begriff *Pferd* ist kein Begriff“ (BG 196). Zu dieser widersinnigen Behauptung kommt es, wenn man die Ausdrücke „der Begriff *Pferd*“ und „ist ein Begriff“ isoliert oder eben selbständig betrachtet. Ersteres ist ein Eigenname und bedeutet einen Gegenstand, letzteres ein Begriffswort und bedeutet einen Begriff. Von ersterem kann wahrheitsgemäss nur gesagt werden, dass es kein Begriff ist, und unter den Begriff  $\xi$  *ist ein Begriff* können nur Gegenstände fallen. Beide Alternativen führen zu derselben aberwitzigen Behauptung.<sup>16</sup>

Diese Aporie ist unabwendbar, wenn Aussagen über Begriffe gemacht werden (vgl. NS 130), doch Frege reagiert recht gelassen und fordert seine Leser auf, „mit einem Körnchen Salz“ nicht zu sparen, wenn ein Gegenstand genannt wird, wo ein Begriff gemeint ist (BG 204). Es handle sich nur um eine „sprachliche Härte“ (BG 196), um eine „Fälschung“ (NS 192, 130), zu der uns „die Sprache nötigt“ (NS 210). Daher rät Frege, den Begriff nicht *aus* seiner Verbindung mit einem Gegenstand *abzuscheiden*, sondern *in ihr zu unterscheiden*. Diese Empfehlung ernst zu nehmen, heisst, Begriffe und Funktionen nicht als isolierbare Bestandteile der Realität aufzufassen, auch wenn Losungen wie „Gegenstand ist alles, was nicht Funktion ist“ (FB 18; vgl. GGA §2) das Bild einer Welt vermitteln, in der es Gegenstände und ungesättigte Begriffe bzw. Funktionen gibt. Begriffe sind nicht gebrauchsfertige, selbständige Bestandteile der

---

<sup>16</sup>Eine gute Darstellung der verschiedenen Lösungsversuche zum Begriffs-Paradox gibt Macbride (2007).



Realität, sondern Resultate von *Zerfällungen* beurteilbarer Inhalte. Die Ontologisierung von Begriffen als jene ungesättigten Entitäten, auf die sich Prädikate beziehen, setzt sich darüber hinweg, dass Begriffe durch das Zerfallen von Gedanken gewonnen werden.<sup>17</sup>

### 7.3 Multiple Dekomponierbarkeit und Beleuchtung

Beurteilbare Inhalte oder Gedanken werden nicht in Subjekt und Prädikat sondern in Funktion und Argument zerlegt. Diese Unterscheidung ist ontologisch unvoreingenommen und lässt unterschiedliche Zerfällungen zu, von denen keine der anderen vorzuziehen ist.<sup>18</sup> Das demonstriert Frege u.a. am Beispielsatz „Es gibt mindestens eine Quadratwurzel aus 4“. Während mit diesem Satz von einem Begriff gesagt wird, dass er nicht leer ist, trifft der äquipollente Satz „der Begriff *Quadratwurzel aus 4* ist erfüllt“ eine Aussage über einen Gegenstand. Frege fährt fort:

Dies ist nur wunderbar für einen, der erkennt, dass ein Gedanke mannigfach zerlegt werden kann und dass dadurch bald dies, bald jenes als Subjekt und als Prädikat erscheint. Durch den Gedanken selbst ist noch nicht bestimmt, was als Subjekt aufzufassen ist. Wenn man sagt „das Subjekt dieses Urteils“, so bezeichnet man nur dann etwas Bestimmtes, wenn man zugleich auf eine bestimmte Art der Zerlegung hinweist. (BG 199)

Freges Feststellung, dass derselbe Gedanke unterschiedlich zerlegt werden kann, wird häufig als These der *multiplen Dekomponierbarkeit* bezeichnet; man findet sie bereits in der *Begriffsschrift*. Dort merkt Frege Anschluss an die Einführung der Unterscheidung zwischen Funktion und Argument an: „Diese Unterscheidung hat mit dem begrifflichen Inhalte nichts zu thun, sondern ist allein *Sache der Auffassung*“ oder „Betrachtungsweisen“ (BS §9; *meine Hervorh.*). Die verschiedenen Betrachtungsweisen von Gedanken kovariieren mit verschiedenen Zerfällungen und folglich mit verschiedenen Funktion-Argument-Strukturen:<sup>19</sup>

(1) *Brutus* ermordet Cäsar

([Brutus], [ $\xi$  ermordet Cäsar])

<sup>17</sup>Davidsons Darstellung von Freges Prädikationstheorie sei verzerrt, da er sich auf den ungeeigneten *Ingredienz-begriff* von Begriffen bzw. Funktionen stütze; diesen Vorwurf erhebt Picardi. Sie schlägt vor, Begriffe wie Muster zu begreifen: „functions and concepts are better conceived as an *objective pattern* that we discern in the world [...], not as a separate ingredient of it“ (Picardi 2008, 53); diese Idee geht ursprünglich auf Dummett (1973, 273ff.) zurück.

<sup>18</sup>Bestimmte Zerfällungen weisen ein grösseres Schlusspotenzial auf als andere. So können wir in „Hegel widerspricht Hegel“ etwa die Begriffe  $\xi$  *widerspricht Hegel*, *Hegel widerspricht*  $\xi$ ,  $\xi$  *widerspricht sich selbst* und  $\xi$  *widerspricht*  $\zeta$  ausmachen, aber nur die letzte Zerfällung genießt den Status einer „fundamental decomposition“ (Rumfitt, 1994, 604).

<sup>19</sup>Die Idee, die verschiedenen Zerfällungen mit Emphasen auseinander zu halten, stammt von Künne (1996, 344-5) und wird von Textor (2009a; 2009b) weiterentwickelt. Textor zeigt anhand von Frage/Antwort-Paaren, dass jeder Satzteil *Fokus* haben kann, nach dem sinnvoll gefragt werden kann.

(2) Brutus ermordet Cäsar ([Brutus ermordet  $\xi$ ], [Cäsar])

(3) Brutus ermordet Cäsar ( $[\xi$  ermordet  $\zeta]$ , [Brutus, Cäsar])

Die Sätze (1) bis (3) stellen verschiedene Betrachtungsweisen desselben Gedankens dar (in Klammern ist die zugehörige Funktion-Argument-Struktur angegeben). Die Emphasen können sprachlich entweder durch Betonung, Frage/Antwort-Paare (Wen hat Brutus ermordet? Cäsar hat Brutus ermordet) oder eben durch eine ausgezeichnete Stelle (bspw. am Satzanfang) realisiert werden. Für das Erfassen eines Gedankens ist es einerlei, auf welchen Satzteil die Aufmerksamkeit des Hörers gelenkt wird, da die Sätze (1) bis (3) dieselben Wahrheitsbedingungen haben; Emphasen sind Eigenschaften von Sätzen oder Äußerungen, und nicht von Gedanken. Frege verwendet in diesem Zusammenhang gern das Bild des *Färbens* oder *Beleuchtens* von Gedanken: „Es darf nicht verkannt werden, dass man denselben Sinn, denselben Gedanken verschieden ausdrücken kann, wobei denn also die Verschiedenheit nicht eine solche des Sinnes, sondern nur eine der Auffassung, Beleuchtung, Färbung des Sinnes ist“ (BG 196 Fn.7; vgl. G 63).

Neben den Sätzen (1), (2) und (3) gibt es weitere Möglichkeiten, den Gedanken, dass Cäsar von Brutus ermordet wird, zu beleuchten. Auch Prädikate können betont werden, Gegenstand einer Frage sein oder am Satzanfang stehen:

(4) Cäsar ermorden ist das, was Brutus macht ([Brutus  $\Phi$ ], [Cäsar ermorden])

Dieser Satz könnte beispielsweise die Frage beantworten, was Brutus *macht*. Der so ausgedrückte Gedanke zerfällt dann in Begriffe erster und zweiter Stufe. In der Begriffsschrift berücksichtigt Frege derart „degenerierte Zerlegungen“.<sup>20</sup>

Da in dem Ausdrucke  $\Phi(A)$  das Zeichen  $\Phi$  an einer Stelle vorkommt, und da wir es durch andere Zeichen  $\Psi$ ,  $\Xi$  ersetzt denken können – wodurch dann andere Funktionen des Argumentes  $A$  ausgedrückt würden –, so kann man  $\Phi(A)$  als eine Function des Argumentes  $\Phi$  auffassen. (BS, §10)

Was hindert uns daran, den Gedanken unseres Ausgangsbeispiels auf diese Weise aufzufassen? Es ist denkbar, dass der Satz „Theaetetos sitzt“ Teil einer Aufzählung dessen ist, was Theaetetos macht. Theaetetos sitzt, trinkt und singt. So beleuchtet ist der gemeinsame Bestandteil der höherstufige Begriff *Theaetetos*  $\Phi$ , die Argumente sind die Begriffe *Trinken*, *Singen* und *Sitzen*. Die adäquate Formalisierung für diese Auffassungsweise des Gedankens wäre demnach nicht  $Fa$ , sondern

(5)  $\exists \Phi \forall x ((\Phi x \leftrightarrow \text{sitzt}x) \wedge \Phi a)$ <sup>21</sup>

<sup>20</sup>Der Ausdruck *degenerate decomposition* ist Dummett (1981, 288) entnommen.

<sup>21</sup>Diese Formalisierung ist durch Dummetts Vorschlag motiviert, wie das Begriffs-Paradox zu lösen ist (Dummett, 1973, 212-19). Higginbotham (2008, 482f.) macht einen entsprechenden Vorschlag für höherstufige Kennzeichnungen.

Es gibt eine Eigenschaft  $\Phi$ , die auf alle und nur auf solche Individuen zutrifft, die sitzen, und diese Eigenschaft kommt dem Theaetetos zu. Obwohl das zweite Konjunkt nichts anderes ist, als die altbackene Prädikation, dass Theaetetos sitzt, kann es je nach Schlusskontext notwendig sein, den Gedanken so zu beleuchten (vgl. GGA, §22). Frege war der Auffassung, dass „die Logik geradezu gelähmt“ wäre, wenn sie solche Umformungen verbieten würde; ihre Aufgabe bestehe darin, „den Gedanken in seinen mannigfachen Einkleidungen wiederzuerkennen“ (BG 196 Fn.7).

Unproblematisch sind die Zerfällungen (4) und (5) freilich nicht, da sie mit den von der Prädikatenlogik erster Stufe zur Verfügung gestellten Mitteln nicht behandelt werden können. Die Prädikatenlogik zweiter Stufe hat in W.V. Quine einen kampflustigen Gegner. Unter der Überschrift „set theory in sheep’s clothing“ formuliert Quine seine Bedenken gegenüber dem Quantifizieren über Prädikatsvariablen. Steht ein Quantor vor einer Prädikatsvariable, so der Haupteinwand, dann werden Prädikate zu Namen von Entitäten: „The quantifier  $\exists F$  or  $\forall F$  says not that some or all predicates are thus and so, but that some or all entities of the sort named by predicates are thus and so“ (Quine, 1970, 67). Doch welche Entitäten benennen Prädikate – Eigenschaften, Universalien oder Mengen? Dem Nominalisten sei geraten, nur über Variablen zu quantifizieren, deren Werte für Einzeldinge stehen – „to be is to be a value of a variable“ –, denn beim Quantifizieren geht man eine ontologische Verpflichtung ein.

Dieser Einwand trifft Frege nur halb, denn der Logik der Mathematik gesteht Quine zu, über Variablen zu quantifizieren, deren Werte Mengen sind. Frege quantifiziert nicht grundlos über Eigenschaften, schliesslich besteht das Ziel der *Begriffsschrift* im Nachweis, dass die mathematische Induktion auf logischen Prinzipien beruht. Frege führt diesen Beweis über die Vererbung von Eigenschaften innerhalb von Zahlenreihen. Will man etwa zeigen, dass ein Haufen Bohnen ein Haufen Bohnen bleibt, wenn er um eine Bohne vermindert wird, ist es erforderlich, über den Begriff  *$\xi$  ist ein Haufen Bohnen*, zu quantifizieren (vgl. BS §27). Davon abgesehen bietet die Alltagssprache zahlreiche Beispiele für die Verwendung höherstufiger Prädikate: „Unglücklich ist, was alle Rumänen zu sein scheinen“, „Unterbezahlt ist, was Peter nicht sein möchte“, „Ausgelacht werden ist, was Henry überhaupt nicht leiden kann“. Dummett, von dem diese Beispiele sind (vgl. Dummett 1973, 216), schlägt vor, den Frege’schen Bedeutungsbegriff für Prädikate nicht der *name/bearer-relation* nachzuempfinden, sondern der *semantic role* – das ist der Beitrag eines Prädikats zur Bestimmung des Wahrheitswerts eines Satzes, in dem es vorkommt.<sup>22</sup>

<sup>22</sup>Vgl. Dummett (1973, 190; 1981, Kap. 8); Schneider (1995) zeigt zudem, inwiefern Begriffe in einem ontologisch unverfänglichen Sinn Gegenstände der Rede sein können, wenn die „referenzsemantische“ Sicht zugunsten einer „funktional-syntaktischen“ Sicht preisgegeben wird.

Das Quantifizieren über Eigenschaften macht es erforderlich, dass Prädikate einen Bezug haben, doch daraus folgt nicht, dass so zerlegte Propositionen keine Einheiten sind, wie die folgende Überlegung zeigen wird. Logisch höherstufige Prädikate haben eine interessante grammatische Entsprechung. Wählt man die syntaktische Emphase und stellt das Prädikat an den Satzanfang, fällt auf, dass ‚degenerierte‘ Zerfällungen stets nach einem Behelfsprädikat verlangen: Sitzen ist, was Theaeitos *macht*, Cäsar ermorden ist, was Brutus *macht*, von Brutus ermordet werden ist, was Cäsar *widerfährt* etc. Es bietet sich an, solche Prädikate „Behelfsprädikate“ oder „Dummy-Prädikate“ zu nennen, weil sie inhaltlich kaum einen Beitrag leisten – es geht nicht darum, *was* sie präzisieren, sondern *dass* sie präzisieren. Während einfache Zerfällungen wie die Sätze (1) bis (3) Behelfsprädikate optional zulassen (Brutus ist der *Mann*, der Cäsar ermordet), sind Konstruktionen mit Prädikaten am Satzanfang ungrammatisch, wenn sie auf Behelfsprädikate verzichten. Wird ein Gedanke derart beleuchtet, dass das Prädikat die Aufmerksamkeit auf sich zieht, kann dies nicht ohne Hinzunahme eines möglichst inhaltsarmen Behelfsprädikats erfolgen. Damit bleibt die Einheit der Proposition erhalten, auch wenn auf Begriffe Bezug genommen wird.

Wir haben gesehen, dass derselbe Gedanke durch verschiedene Zerfällung unterschiedlich beleuchtet werden kann. Frege geht noch einen Schritt weiter und behauptet, dass Sätze *immer* ein bestimmtes Licht auf Gedanken werfen:

Wenn in einem Satze mehrere Eigennamen vorkommen, so kann der zugehörige Gedanke in verschiedener Weise in einen abgeschlossenen und einen ungesättigten Teil zerlegt werden. Der Sinn jedes dieser Eigennamen kann als abgeschlossener Teil dem übrigen Teile des Gedankens als dem ungesättigten gegenübergestellt werden. Auch die Sprache kann ja denselben Gedanken in verschiedener Weise ausdrücken, indem sie bald diesen, bald jenen Eigennamen zum grammatischen Subjekt macht. Man sagt wohl, dass diese verschiedenen Ausdrucksweisen nicht gleichwertig seien. Das ist richtig. Es ist aber zu beachten, *dass die Sprache den Gedanken nicht nur ausdrückt, sondern ihm auch eine besondere Beleuchtung oder Färbung gibt*. Und diese kann verschieden sein, auch wenn der Gedanke derselbe ist. (NS 209; *meine Hervorh.*)<sup>23</sup>

Sätze drücken nicht nur Gedanken aus, sondern beleuchten diese auch – kein Satz ohne eine besondere Beleuchtung oder Färbung. Diesen Umstand beschreibt Frege gelegentlich auch mit dem Bild der „Einkleidung des Gedankens“ in einen Satz (NS 6,

<sup>23</sup>Der Anfang des Zitats wird manchmal als Beleg dafür angeführt, dass die These der multiplen Dekomponierbarkeit auf Sätze mit mehr als einem Eigennamen eingeschränkt ist: „Frege suggests [...] that alternative analyses of one and the same Thought at the level of the language are only possible if the analysing sentences contain *more than one occurrence of a proper name*“ (Gaskin, 2008, 305). Das Zitat stützt diese Behauptung nicht. Frege sagt an der Stelle, dass ein Gedanke mehrfach zerlegt werden kann, *wenn* (und nicht: *nur dann, wenn*) im zugehörigen Satz mehr als ein Eigennamen vorkommt. Es stimmt auch nicht, dass Dummett die These der multiplen Dekomponierbarkeit einschränkt, wie Gaskin behauptet. An der Stelle, auf die sich Gaskin bezieht, unterscheidet Dummett unmissverständlich zwischen dem *simplest case* und *more sophisticated forms of analysis* (Dummett, 1991a, 295-6).

146, 154, 281): „Der an sich unsinnliche Gedanke kleidet sich in das sinnliche Gewand des Satzes und wird uns damit fassbarer“ (G 61). Gedanken sind zwar nicht notwendig mit Sätzen verbunden, „dass aber ein uns bewusster Gedanke mit irgendeinem Satze in unserm Bewusstsein verbunden ist, ist für uns Menschen *notwendig*“ (NS 288; *meine Hervorh.*). Sätze und Äusserungen legen stets die eine oder andere Auffassungsweise nahe, sei dies durch den Kontext, eine vorausgehende Frage, die Betonung oder die Wortstellung. Gewisse Auffassungsweisen beinhalten Zerfällungen in höherstufige Prädikate, wodurch vorausgesetzt wird, dass auch Prädikate bezugnehmend sind. Die Einheit der Proposition wird dadurch jedoch nicht angetastet, da es *derselbe* Gedanke mit anderer Beleuchtung ist. Ein inhaltsarmes Behelfsprädikat gewährt die Einheit der Proposition, wenn Sätze vom Prädikat her beleuchtet werden.

Löst Freges Begriffslehre das Problem der Einheit der Proposition? – Ja und nein. Wenn wir Davidson folgen und lediglich Freges Semantik in Betracht ziehen, dann werden wir uns letzten Endes mit zwei Entitäten und einer dunklen Metapher zufrieden geben müssen. Doch Freges Begriffslehre reicht weiter als nur zu Sinn und Bedeutung von Begriffswörtern. Vor dem Hintergrund seiner Theorie des Zerfallens von Gedanken lässt sich zeigen, inwiefern Begriffe heteronom sind. Ferner ermöglicht diese Theorie eine Erklärung für wichtige pragmatische Aspekte: Unsere Sätze und Äusserungen drücken nicht nur Gedanken aus, sondern weisen immer auch bestimmte Betonungen auf, die dem Verstehen zuträglich oder abträglich sind. Das ändert jedoch nichts daran, dass es *derselbe* Gedanke ist, den wir so oder anders ausdrücken. Freges Theorie der Zerfällung von Gedanken eröffnet verschiedene Blickwinkel auf diese semantischen Einheiten.

In einem Appendix mit dem Titel *The Unity of the Cube* vergleicht Linsky die Positionen von Bradley, Russell und Frege zum Problem der Einheit der Proposition mit verschiedenen Antworten auf die Frage nach der Zusammensetzung eines Würfels. Für den Fregeaner besteht ein Würfel aus Flächen und Ecken, wobei die Ecken im Unterschied zu den Flächen nicht selbständige Bestandteile des Würfels sind:

An edge is really nothing in itself, or we can say that it is an incomplete thing in contrast to the sides of the cube which are complete (saturated) objects which can be moved about into different combinations. An edge is a structural feature of the cube and not a part of it in the way a side is. It is not as if we could construct a cube by going to one drawer for the six sides and to another for the twelve edges and putting them together. Rather the Fregean gives “pride of place” to the whole cube. (Linsky, 1992, 273)

Diese Analogie ist ausbaufähig: Ein Aussagesatz ist für Frege eine Einheit wie ein Würfel. Wer einen Satz versteht, kennt ev. auch andere Seiten des Würfels. Aber niemand kann zugleich alle Seiten eines Würfels sehen, Würfel zeigen sich immer von einer bestimmten Seite. So wie das Drehen eines Würfels andere Seiten entdecken

lässt, so können andere Zerfällungen zu neuen Beleuchtungen desselben Gedankens führen.

Der springende Punkt des erweiterten Vergleichs ist nicht die Feststellung, dass man nicht gleichzeitig alle Seiten eines Würfels sehen kann, sondern dass man den Würfel drehen muss, um etwas über seine strukturellen Eigenschaften in Erfahrung zu bringen. Der Würfel ist das Analogon zum Aussagesatz und nicht zur Proposition, die durch den Satz ausgedrückt wird. Der Vergleich soll uns daran erinnern, dass ein Gedanke und seine logische Struktur nur durch sprachliche Äusserungen zugänglich werden. Obwohl Frege bekanntlich mit Nachdruck auf die Unabhängigkeit der Gedanken von der Sprache insistiert, konnten wir im Verlauf dieser Untersuchung auch die gegenläufige Tendenz, der Sprache eine einflussnehmende Rolle für das Denken zuzuschreiben, feststellen. Der Primat der sprachlichen Äusserung bzw. des sprachlichen Ausdrucks gegenüber der ausgedrückten Gedanken ist uns bereits im Zusammenhang mit Freges Auffassung von Urteilen als Bezeichnungsurteile (Kap. 1.4) und mit seiner Anregung, das Denken als ein vorgestelltes Sprechen zu verstehen, bzw. mit der Unentbehrlichkeit der Zeichen für das Denken (Kap. 5.2) aufgefallen. Inwiefern Frege tatsächlich die Auffassung vertreten hat, dass die Sprache Voraussetzungen für das Denken schafft, ist schwer zu entscheiden. Doch für weitere Erörterungen zum Verhältnis zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit stellt diese Auffassung einen interessanten Ausgangspunkt dar.

## 8 Schluss

Das Ziel dieser Arbeit bestand darin, den Begriff des Urteilens bei Frege zu klären. Die „Objekte“ von Urteilsakten – die beurteilbaren Inhalte oder Gedanken – haben den Einzug in die analytische Philosophie längst geschafft; der Begriff der Proposition oder des propositionalen Gehalts gehört zum philosophischen Grundvokabular und ist aus den meisten Debatten nicht mehr wegzudenken. Demgegenüber fristet der eigentliche Urteilsakt – das Urteilen – ein stiefmütterliches Dasein. Was heisst es, zu urteilen? Richtet man diese Frage an Frege, erhält man vor allem eine Antwort: Urteilen ist nicht bloss das Fassen eines Gedankens, ist nicht blosses Denken. Diese Antwort suggeriert, dass Urteilen und Denken für Frege ganz verschieden sind bzw. dass Urteilen *mehr* ist als blosses Denken. Dass diese Ansicht falsch ist, ist das wichtigste Ergebnis dieser Arbeit. Urteilen und Denken sind für Frege nicht kategorial verschieden, das Urteilen ist vielmehr eine bestimmte Art des Denkens.

Der Weg zu diesem Ergebnis hat über verschiedene Stationen geführt. Zuerst haben wir den Unterschied zwischen Gedanken und Urteilen anhand von Freges Urteilsstrich erläutert. Es hat sich gezeigt, dass der Unterschied zwischen  $\text{---}p$  und  $\text{!---}p$  aus grammatischen Gründen entweder gar nicht oder nur relativ zu Freges technischem Apparat paraphrasiert werden kann. Aus diesem Grund haben wir uns im zweiten Kapitel mit denjenigen Urteilen befasst, für die Freges Begriffsschrift geschaffen ist – dem Schliessen innerhalb von Schlussketten.

Freges Erläuterungen zum Urteilen bergen einige Fallen. Die grösste Herausforderung besteht darin, dass der Begriff des Urteilens nicht im Dienste einer einzigen Sache steht: Frege meint, dass wir sowohl beim logischen Schliessen als auch beim Wahrnehmen und Behaupten Urteile fällen. So verschieden diese Tätigkeiten sind, so delikat ist es, alles Urteilen über einen Kamm zu scheren. Wenn man zwischen den Urteilen, die im Kontext von Schlüssen gefällt werden, und isolierten Urteilen unterscheidet, kann man feststellen, dass viele von Freges Charakterisierungen, die für das Schliessen passen, für die Beschreibung isolierter und spontaner Urteile nicht adäquat sind und *vice versa*. So passt etwa das Bild des Fortschreitens von einem Gedanken zu einem Wahrheitswert – der Schritt vom Sinn zur Bedeutung – ganz gut zum Fragenstellen und Behaupten, da Sinn und Bedeutung sprachliche Kategorien sind und zwischen Frage und Antwort manchmal tatsächlich Zeit verstreicht. Doch für die Gedanken, die durch Axiome ausgedrückt werden, ist dies kein gutes Bild, denn die Wahrheit eines Axioms leuchtet unmittelbar ein. Wir haben alle Charakterisierungen

des Urteilens, die Frege anbietet, untersucht und sind zu dem Schluss gekommen, dass keine Alternative zu seiner Standardcharakterisierung dem hohen Anspruch genügt, sowohl logische Schlüsse als auch isolierte Urteile zu berücksichtigen.

Ein Urteil fällen, so lautet Freges Standardformulierung, heisst, die Wahrheit eines Gedankens anzuerkennen bzw. einen Gedanken als wahr anzuerkennen. Will man Frege folgen und eine universale Erklärung für alle Arten von Urteilen finden, muss man sich über den Begriff des Anerkennens offenbar klar werden. Der faktive Charakter des Verbs „anerkennen“ stellt eine weitere Hürde für Freges Urteilskonzeption dar – in der Fregeliteratur gehen die Meinungen dazu weit auseinander. Die Faktizität des Verbs „anerkennen“ ist nicht nur ein kleines Detailproblem, da es letztlich von ihr abhängt, ob es nach Frege möglich ist, falsche Urteile zu fällen. Wie wir gesehen haben, ist ein faktiver Urteilsbegriff vor dem Hintergrund von Freges Logik nicht abwegig – für Frege ist logisches Schliessen Beweisen und führt zu neuer Erkenntnis. Eine sprachliche Untersuchung zum Begriff des Anerkennens hat jedoch gezeigt, dass Freges Urteilsbegriff nicht faktiv, sondern normativ ist; d.h. Urteile können falsch sein, aber sie *sollten* es nicht. Der faktive Charakter von Freges Beschreibung für Urteile ist der bestimmten Kennzeichnung in „die Wahrheit eines Gedankens anerkennen“ geschuldet und nicht der Meinung, dass es keine falschen Urteile gibt. Dennoch gewinnt man leicht den Eindruck, Frege hätte mit dem ursprünglich für den Logizismus entwickelten Urteilsbegriff auch isolierte Urteile zu erklären versucht. Jedenfalls ist er nicht vom Verdacht befreit, sich am Ideal von Urteilen innerhalb von logischen Schlussketten zu orientieren, wenn er über andere Arten von Urteilen nachdenkt.

Die Normativität der Wahrheit für das Urteilen lässt sich nicht nur mit Freges offensichtlicher Präferenz für wahre Urteile vereinbaren, sie ist auch das, was im adverbialen Zusatz „als wahr“ in „Anerkennen eines Gedankens als wahr“ steckt. Urteilen ist keine vom blossen Denken verschiedene Tätigkeit, sondern Urteilen *ist* Denken – Denken in einer bestimmten Art und Weise. Wer urteilt, dass  $p$ , denkt  $p$  in einer Weise, wie man nur dann denken soll, wenn  $p$  wahr ist. Für Urteile ist es konstitutiv, dass wir beim Fällen eines Urteils auf die Wahrheit zielen, da die Wahrheit ein dem Urteilsakt inhärentes Ziel ist. Die adverbialtheoretische Urteilskonzeption weist abgesehen davon, dass sie mit dem normativen Wahrheitsbegriff in Einklang gebracht werden kann, noch weitere Vorzüge auf. Erstens vermeidet sie die Probleme, die sich für den *kumulativen* Urteilsbegriff ergeben haben, insofern sie Urteile nicht als zusammengesetzte Akte begreift, bestehend aus einem Akt des blossen Denkens und einem Akt des Anerkennens der Wahrheit des Gedankens. Zweitens ist sie nicht *prädikativ* und trägt dem Umstand Rechnung, dass Wahrheit für Frege kein Prädikat ist und folglich keine prädikative Rolle für das Urteilen haben kann. Vielmehr knüpft die Adverbialtheorie



des Urteilens an Freges frühen Urteilsbegriff des Bejahens an, welcher für alle Arten von Urteilen verwendet werden kann.

Weil Normen stets für eine bestimmte Praxis konstitutiv sind und weil es ungewöhnlich ist, von einer Praxis des Urteilens auszugehen, haben wir uns der Praxis des Behauptens zugewandt. Es ist nahezu selbstverständlich, dass wir mit Behauptungen auf die Wahrheit zielen – und sei es, um unsere Zuhörer glauben zu lassen, dass wir an die Wahrheit des Gesagten glauben. Es hat sich herausgestellt, dass Frege unter einer Behauptung jedoch nur die Kundgabe eines Urteiles versteht – die konventionellen Aspekte vom Sprechakt des Behauptens bleiben unberücksichtigt. Anstatt Frege darin zu folgen, Behauptungen als laute Urteile zu verstehen, habe ich in Anlehnung an Dummett vorgeschlagen, die Erklärungsrichtung umzukehren und Urteile als stille Behauptungen zu begreifen.

Anhand von Moores Paradox haben wir gezeigt, inwiefern Behauptungen und Urteile auf die Wahrheit zielen. Wir können weder aufrichtig und mit Bedacht behaupten „Es regnet, aber ich glaube es nicht“ noch ein entsprechendes Urteil fällen. Ich habe dafür argumentiert, dass der Grund für diese Unmöglichkeit nicht auf der Ebene des Urteilsinhalts zu lokalisieren ist, sondern im entstehenden Konflikt mit dem inhärenten Ziel von Urteilsakten, auf die Wahrheit zu zielen. Moore'sche Urteile und Behauptungen weisen einen Gehalt auf, der mit der Richtung von Urteilen und Behauptungen konfligiert. Moores Paradox zeigt, dass es uns aus der Perspektive der ersten Person nicht möglich ist, ein Urteil zu fällen, das dem inhärenten Ziel von Urteilsakten entgegenwirkt. Dieses Resultat harmoniert mit der Adverbialtheorie des Urteilens, denn wenn Urteilen ein wahrerweise Denken *ist*, dann wäre es überflüssig, zu sagen „ich urteile wahrerweise“ – so wie es widersinnig ist, zu sagen „ich urteile fälschlich“.

Im Anschluss an die Untersuchung zu Freges Urteilsbegriff haben wir die alte Frage nach der Einheit des Urteils aufgegriffen: Inwiefern ist ein Urteil eine Einheit und nicht bloss eine Ansammlung von Teilen? Für Frege stellt ein Urteil nicht deshalb eine Einheit dar, weil der Urteilsakt eine synthetisierende Funktion hat, sondern weil der Urteilsinhalt – der Gedanke – eine Einheit ist. Es wäre jedoch voreilig zu denken, dass sich Frege deswegen das Problem der Einheit nicht stellt, wie Davidson in seinem Buch *Truth and Predication* deutlich macht. Für die Erklärung der Einheit der Proposition werde Freges Annahme, dass Prädikate bezugnehmende Ausdrücke sind, zum Verhängnis. Denn mit der Annahme, dass sich Prädikatsausdrücke auf Begriffe beziehen, habe man nur eine weitere Entität eingeführt, welche mit dem Bezugsobjekt des Subjektsausdrucks zu einer Einheit verbunden werden müsse. Die Auskunft, dass Begriffe ungesättigt sind, sei bloss metaphorisch und trage nichts zur Lösung des Problems der Einheit der Proposition bei.

Davidsons Einwand haben wir zum Anlass genommen, uns mit Freges Ausführungen zum Zerfällen von Gedanken zu befassen. Dabei hat sich herausgestellt, dass Davidson einen wichtigen Aspekt von Freges Begriffslehre übersieht: Derselbe Gedanke kann unterschiedlich in Funktion und Argument zerfällt werden. Jede Zerfällung korrespondiert mit einer bestimmten Beleuchtung bzw. Färbung des Gedankens, da mit Zerfällungen die Aufmerksamkeit des Hörers auf eine bestimmte Stelle gelenkt werden kann. Selbst Prädikatsausdrücke können an die Stelle des Subjekts treten. Für das Verhältnis zwischen Gedanke und Satz bzw. Äusserung sind diese Überlegungen zentral: Wie der Gedanke in Funktion und Argument zerfällt wird, kann nur durch einen Satz, durch eine Äusserung des Gedankens in einer Sprache, kenntlich gemacht werden. Für Frege haben Sätze und Äusserungen stets eine bestimmte Betonung und lassen die ausgedrückten Gedanken in einem bestimmten Licht erscheinen. Damit ist das Problem der Einheit der Proposition nicht gelöst, sondern nur angedeutet, wie Freges Theorie des Zerfallens von Gedanken in einen pragmatischen Kontext gestellt werden könnte. Vor diesem Hintergrund wäre Freges umstrittene Konstruktion objektiver und unabhängiger Gedanken im Sinne eines Ideals zu verstehen, mit dem es gelingt, zu erklären, wie wir uns mit verschiedenen Sprechakten verständigen können. Ein Gedanke ist eine kommunikative Einheit, aber weil wir darauf angewiesen sind, Gedanken sprachlich auszudrücken und möglicherweise auch beim Denken nicht das Ideal selbst erfassen, sondern immer eine bestimmte Beleuchtung oder Färbung des Gedankens, ist es möglich, dass wir uns missverstehen, einen Gedanken nur andeuten oder etwas anderes sagen als wir meinen.

## Siglen

- BS** „Begriffsschrift. Eine der Arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens“, Halle/S.: Louis Nebert 1879; in Angelelli, I. (Hg.) *Begriffsschrift und andere Aufsätze*, Angelelli, I. (Hg.), Hildesheim: Olms 1993.
- WBBS** „Über die wissenschaftliche Berechtigung einer Begriffsschrift“, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* (81) 1882, S. 48-56; zitiert nach BS.
- ÜZBS** „Über den Zweck der Begriffsschrift“, Suppl. zur *Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft*, 16 (Neue Folge 9), 1882/1883; zitiert nach BS.
- GLA** „Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch-mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl“, Breslau 1884; hier zitiert nach: Thiel, Ch. (Hg.), *Die Grundlagen der Arithmetik*, Hamburg: Meiner 1988.
- FB** „Funktion und Begriff“, Vortrag gehalten am 9.1.1891, Jenaische Gesellschaft für Medizin und Naturwissenschaft; zitiert nach KS.
- SB** „Über Sinn und Bedeutung“, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* (100), 1892, S. 25-50; zitiert nach KS.
- BG** „Über Begriff und Gegenstand“, *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie* (16), 1892, S. 192-205; zitiert nach KS.
- GGA** „Grundgesetze der Arithmetik. Begriffsschriftlich abgeleitet“, Bd. I Jena 1893, Bd. II 1903, Verlag Hermann Pohle, Jena; zitiert nach Thiel, Ch. (Hg.), *Grundgesetze der Arithmetik I/II*, Hildesheim: Olms 1998.
- G** „Der Gedanke. Eine logische Untersuchung“, *Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus* (1), 1918, S. 58-77; zitiert nach KS.
- V** „Die Verneinung. Eine logische Untersuchung“, *Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus* (1), 1918, S. 143-157; zitiert nach KS
- GG** „Gedankengefüge“, *Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus* (1), 1923-1926, S. 36-51; zitiert nach KS.
- NS** „Gottlob Frege. Nachgelassene Schriften“, Hermes, H., Kambartel, F., Kaulbach, F. (Hgg.), Hamburg: Meiner 1983.

- WB** „Gottlob Frege. Wissenschaftlicher Briefwechsel“, Gabriel, G., Hermes, H., Kambartel, F., Thiel, Ch., Veraart, A. (Hgg.), Hamburg: Meiner 1976.
- KS** „Gottlob Frege. Kleine Schriften“, Angelelli, I. (Hg.), Hildesheim: Olms 1990.
- VBS** „Vorlesungen über Begriffsschrift. Nach der Mitschrift von Rudolf Carnap“, Gabriel, G. (Hg.), *History and Philosophy of Logic* 17, 1996, S. 1-48.

## Literaturverzeichnis

- Adams, Ernest, *Truth Values and the Value of Truth*. Pacific Philosophical Quarterly, 83 2002, 207–222
- Almeida, Claudio de, *What Moore's Paradox is about*. Philosophy and Phenomenological Research, 62 2001, 33–58
- Alston, William P., *Illocutionary Acts and Sentence Meaning*. Ithaca, NY: Cornell University Press 2000
- Angelelli, Ignacio, *Studies on Gottlob Frege and Traditional Philosophy*. Dordrecht: Reidel Publishing Company 1967
- Angelelli, Ignacio/Bynum, Terrell Ward, *Note on Frege's Begriffsschrift*. Notre Dame Journal of Formal Logic, VII 1966, 369–370
- Anscombe, G. E. M., *An Introduction to Wittgenstein's Tractatus. Themes in the Philosophy of Wittgenstein*. London: Hutchinson 1959
- Anscombe, G.E.M., *Intention*. London: Basil Blackwell 1957
- Austin, John Langshaw; Urmson, Marina Sbisa; J. O. (Hrsg.), *How to do things with words?* 2. Auflage. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press 1962
- Austin, John Langshaw, *Ifs and Cans*. in: Urmson, J. O./Warnock, G. J. (Hrsg.): *Philosophical Papers*. 2. Auflage. London: Oxford University Press 1970, 205–232
- Ayer, Alfred Jules, *Language, Truth and Logic*. London: Gollancz 1946
- Baker, G. P./Hacker, P. M. S., *Functions In Begriffsschrift*. Synthese, V135 2003, Nr. 3, 273–297
- Baker, Gordon, *'Function' in Frege's Begriffsschrift: Dissolving the Problem*. British Journal for the History of Philosophy, 9 2001, 525–544
- Baker, Gordon P./Hacker, Peter M. S., *Frege: Logical Excavations*. Oxford: Basil Blackwell 1984
- Baldwin, Thomas, *G. E. Moore*. London: Routledge 1992
- Baldwin, Thomas (Hrsg.), *G.E. Moore: Selected Writings*. London: Routledge 1993
- Baldwin, Thomas, *The Normative Character of Belief*. in: Green, Mitchell/Williams, John N. (Hrsg.): *Moore's Paradox. New Essays on Belief, Rationality and the First Person*. Oxford: Clarendon Press 2007, 76–89
- Bauch, Bruno, *Wahrheit, Wert und Wirklichkeit*. Leipzig: Felix Meiner 1923
- Beaney, Michael, *Frege. Making Sense*. London: Routledge?? 1996
- Beaney, Michael, *The Frege Reader*. Oxford: Blackwell 1997
- Becker, Wolfgang, *Wahrheit und sprachliche Handlung*. Freiburg: Alber 1988
- Becker, Wolfgang, *Freges Erläuterung des Urteils*. Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftslehre, 20 1989, 230–248
- Bell, David, *Frege's Theory of Judgement*. Oxford: Oxford University Press 1979
- Bell, David, *Thoughts*. Notre Dame Journal of Formal Logic, 28 1987, 386–400

- Bell, David, *Some Kantian Thoughts on Propositional Unity*. The Aristotelian Society Supplementary Volume, 75 July 2001, 1–16
- Bermudez, Jose, *Frege on Thoughts and Their Structure*. in: Meixner, U./Newen, A. (Hrsg.): *Logical Analysis and History of Philosophy*. Band 4, Paderborn: Mentis 2001, 87–105
- Black, Max, *A Companion to Wittgenstein's Tractatus*. Cambridge: Cambridge University Press 1964
- Blackburn, Simon, *Spreading the Word*. Oxford: Clarendon Press 1984
- Boole, George; Corcoran, John (Hrsg.), *An Investigation of the Laws of Thought on Which Are Founded the Mathematical Theories of Logic and Probabilities*. Amherst, NY: Prometheus Books 2003
- Boolos, G., *The Consistency of Frege's Foundations of Arithmetic*. in: Thompson, J.J. (Hrsg.): *On Being and Saying*. Cambridge, MA: MIT Press 1987, 3–20
- Brandom, Robert, *Asserting*. *Noûs*, 17 1983, Nr. 4, 637–650
- Brandom, Robert, *Making It Explicit*. Cambridge, MA: Harvard University Press 1994
- Broad, C.D, *Scientific Thought*. London: Kegan Paul 1923
- Broad, C.D, *Berkeley's Argument about Material Substances*. *Proceedings of the British Academy*, 28 1942, 1–20
- Burge, Tyler, *Sinning Against Frege*. *The Philosophical Review*, 88 1979, 398–432
- Burge, Tyler, *Frege on Truth*. in: Haaparanta, L./Hintikka, J. (Hrsg.): *Frege Synthesized*. Dordrecht, Boston, Reidel 1986, 97–154
- Burge, Tyler, *Frege on Sense and Linguistic Meaning*. in: Bell, David/Cooper, Neil (Hrsg.): *The Analytic Tradition: Meaning, Thought, and Knowledge*. Oxford: Basil Blackwell 1990, 30–60
- Burge, Tyler, *Frege on Knowing the Foundation*. *Mind*, 107 1998, 305–347
- Burge, Tyler, *Truth, Thought, Reason*. Oxford: Oxford University Press 2005
- Burge, Tyler, *Predication and Truth*. *Journal of Philosophy*, 104 2007, 580–607
- Burgess, John P., *On a Consistent Subsystem of Frege's Grundgesetze*. *Notre Dame Journal of Formal Logic*, 39 1998, Nr. 2, 274–278
- Burnyeat, Miles F., *Belief in Speech*. *Proceedings of The Aristotelian Society*, 68 1967–1968, 227–248
- Bynum, Terrell Ward, *Gottlob Frege: Conceptual Notation and Related Articles*. Oxford: Oxford University Press 1972
- Candlish, Stewart, *The Unity of the Proposition and Russell's Theories of Judgement*. in: Palmer, Anthony (Hrsg.): *Bertrand Russell and the Origins of Analytical Philosophy*. Thoemmes Press 1996, 103–133
- Carl, Wolfgang, *Sinn und Bedeutung. Studien zu Frege und Wittgenstein*. Königstein: Verlag Anton Hain 1982
- Carl, Wolfgang, *Freges Theory of Sense and Reference*. New York: Cambridge University Press 1994
- Carroll, Lewis, *What the Tortoise said to Achilles*. *Mind*, 4 1895, 278–280
- Carruthers, Peter, *Frege's Regress*. *Proceedings of the Aristotelian Society*, 82 1981, 17–32

- Chisholm, Roderick, *Perceiving: A Philosophical Study*. Ithaca, NY: Cornell University Press 1957
- Chisholm, Roderick, *Theory of Knowledge*. Englewood Cliffs: Prentice Hall 1977
- Church, Alonzo, *A Formulation of the Logic of Sense and Denotation*. in: Structure, Method, and Meaning: Essays in Honor of Henry M. Sheffer. New York: Liberal Arts Press 1951, 3–24
- Church, Alonzo, *Introduction to Mathematical Logic*. Princeton: Princeton University Press 1956, (10. Aufl., 1996)
- Currie, Gregory, *Review: Was Frege a Linguistic Philosopher?* The British Journal for the Philosophy of Science, 27 1976, 79–92
- Currie, Gregory, *Frege. An Introduction to his Philosophy*. Sussex: The Harvester Press 1982
- Currie, Gregory, *The analysis of Thoughts*. Australasian Journal of Philosophy, 63 1985, 283–298
- Currie, Gregory, *Remarks on Feges Conception of Inference*. Notre Dame Journal of Formal Logic, 28 1987, 55–68
- Davidson, Donald, *Inquiries into Truth and Interpretation*. New York: Oxford University Press 1984, 2. Aufl., 2001
- Davidson, Donald, *Communication and Convention*. in: Inquiries into Truth and Interpretation. 2. Auflage. Oxford, New York: Oxford University Press 2001a, 265–280
- Davidson, Donald, *Moods and Performances*. in: Truth and Interpretation. New York: Oxford University Press 2001b, 109–121
- Davidson, Donald, *On Saying That*. in: Inquiries into Truth and Interpretation. Oxford: Clarendon Press 2001c, 93–108
- Davidson, Donald, *Thought and Talk*. in: Inquiries into Truth and Interpretation. Oxford: Clarendon Press 2001d, 155–170
- Davidson, Donald, *Truth and Predication*. Cambridge, Massachusetts: Belknap Press 2005
- Ducasse, Curt John, *Moore's The Refutation of Idealism*. in: Schilpp, P. A. (Hrsg.): The Philosophy of G. E. Moore. New York: Northwestern University Press 1942, 225–251
- Ducasse, Curt John, *Nature, Mind and Death*. La Salle, Illinois: Open Court 1951
- DUDEN; F. A. Brockhaus AG Mannheim, Bibliographisches Institut und (Hrsg.), *Das grosse Wörterbuch der deutschen Sprache in 6 Bänden*. Mannheim: Dudenverlag 1976
- DUDEN; Drosdowski, Günther (Hrsg.), *Etymologie: Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*. Band 7, Mannheim: Dudenverlag 1989
- DUDEN; F. A. Brockhaus AG Mannheim, Bibliographisches Institut und (Hrsg.), *Deutsches Universalwörterbuch*. Band 5, Mannheim: Dudenverlag 2003
- Dudman, V. H., *Frege's Judgement Stroke*. The Philosophical Quarterly, 20 1970, 150–161
- Dudman, V. H., *Frege on Assertion*. The Philosophical Quarterly, 22 1972, 61–64
- Dummett, Michael A. E., *Frege. Philosophy of Language*. Cambridge: Harvard University Press 1973, (2. überarb. Ausg., 1981)
- Dummett, Michael A. E., *The Interpretation of Freges Philosophy*. Cambridge: Harvard University Press 1981

- Dummett, Michael A. E., *Frege and Other Philosophers*. New York: Oxford University Press 1991a
- Dummett, Michael A. E., *Frege's 'Kernsätze zur Logik'*. in: *Frege and Other Philosophers*. Oxford: Oxford University Press 1991b, 65–78
- Dummett, Michael A. E., *The Logical Basis of Metaphysics*. Cambridge, MA: Harvard University Press 1991c
- Dummett, Michael A. E., *Mood, Force, and Convention*. in: *The Seas of Language*. Oxford University Press 1993a, 202–223
- Dummett, Michael A. E., *What is a Theory of Meaning? II*. in: *The Seas of Language*. Clarendon Press 1993b, 34–93
- Egré, Paul, *Question-Embedding and Factivity*. *Grazer Philosophische Studien*, 77 2008, 85–125
- Eisler, Rudolf, *Wörterbuch der Philosophischen Begriffe*. Berlin: Mittler 1904
- Engel, Pascal, *Truth and the Aim of Belief*. in: Gillies, Donald (Hrsg.): *Laws and Models in Science*. London: King's College Publications 2004, 77–97
- Ferreira, F./Wehmeier, K. F., *On the Consistency of the  $\Delta$ -1-1-CA fragment of Frege's Grundgesetze*. *Journal of Philosophic Logic*, 31 2002, 301–311
- Fiengo, Robert, *Asking Questions*. Oxford, New York: Oxford University Press 2007
- Gabriel, Gottfried, *Fregean Connection: Bedeutung, Value and Truth-Value*. *The Philosophical Quarterly*, 34 1984, 372–376
- Gabriel, Gottfried, *Frege als Neukantianer*. *Kant-Studien*, 77 1986, 84–101
- Gabriel, Gottfried, *Review: Frege's Theory of Sense and Reference. Its Origins and Scope*. by Wolfgang Carl. *The Journal of Symbolic Logic*, 61 1996, 689–691
- Gabriel, Gottfried, *Traditionelle und moderne Logik*. in: Werner Stelzner, M. Stöckler (Hrsg.): *Zwischen traditioneller und moderner Logik*. Paderborn: Mentis 2001a, *Perspektiven der Analytischen Philosophie*, 21–34
- Gabriel, Gottfried, *Urteil und Negation: Frege und die Tradition*. in: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band XI, Basel: Schwabe & Co 2001b, 444–455
- Gabriel, Gottfried, *Wahrheitswert*. in: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band XI, Basel: Schwabe & Co 2001c, 188–189
- Gabriel, Gottfried, *Wahrheit, Wert und Wahrheitswert. Freges Anerkennungstheorie der Wahrheit und ihre Vorgeschichte*. in: Greimann, Dirk (Hrsg.): *Das Wahre und das Falsche. Studien zu Freges Auffassung von Wahrheit*. Band 64, Hildesheim: Georg Olms 2003, 15–28
- Gaskin, Richard, *The Unity of the Proposition*. New York: Oxford University Press 2008
- Geach, Peter/Black, Max, *Translations from the Philosophical Writings of Gottlob Frege*. Oxford: Basil Blackwell 1952, (3. Aufl., 1980)
- Geach, Peter Thomas, *Subject and Predicate*. *Mind*, 59 1950, 461–482
- Geach, Peter Thomas, *Names and Identity*. in: Guttenplan, Samuel (Hrsg.): *Mind and Language*. Oxford: Clarendon Press 1957, 139–58



- Geach, Peter Thomas, *Frege*. in: Anscombe, G. E. M./P.T., Geach (Hrsg.): *Three Philosophers*. Oxford University Press 1961, 127–162
- Geach, Peter Thomas, *Assertion*. *Philosophical Review*, 74 1965, 449–465
- Geach, Peter Thomas, *Quine on Classes and Properties*. in: *Logic matters*. Oxford: Blackwell 1972, 222–226
- Geach, Peter Thomas, *Saying and Showing in Frege and Wittgenstein*. *Acta Philosophica Fennica*, 28 1976, 54–70
- Gennaro, Rocco J. (Hrsg.), *Higher-Order Theories of Consciousness: An Anthology*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing 2004
- Gibson, Martha I., *From Naming to Saying. The Unity of the Proposition*. Oxford: Basil Blackwell 2004
- Gibson, Martha I., *Review of Donald Davidson: Truth and Predication*. *Philosophy and Phenomenological Research*, 76 2008, 215–219
- Ginzburg, Jonathan, *Resolving Questions I & II*. *Linguistics and Philosophy*, 18 1995, 459–527 & 567–609
- Goldfarb, Warren, *Frege's Conception of Logic*. in: Floyd, Juliet; Shieh, Sanford (Hrsg.): *Future Pasts: The Analytic Tradition in Twentieth Century Philosophy*. Oxford: Oxford University Press 2001, 25–43
- Green, Mitchell/Williams, John, N., *Introduction*. in: Green, Mitchell/Williams, John, N. (Hrsg.): *Moore's Paradox. New Essays on Belief, Rationality and the First Person*. Oxford: Clarendon Press 2007, 3–36
- Green, Mitchell S., *On The Autonomy of Linguistic Meaning*. *Mind*, 106 1997, Nr. 422, 217–243
- Green, Mitchell S., *Illocutionary Force and Semantic Content*. *Linguistics and Philosophy*, 23 2000, 435–473
- Green, Mitchell S., *The Inferential Significance of Frege's Assertion Sign*. *Facta Philosophica*, 4 2002, 201–229
- Greimann, Dirk, *The Judgement-Stroke as a Truth-Operator: A New Interpretation of the Logical Form of Sentences in Frege's Scientific Language*. *Erkenntnis*, 52 2000, 213–238
- Greimann, Dirk, *Did Frege really consider Truth as an Object?* *Grazer Philosophische Studien*, 75 2007, 125–148
- Greimann, Dirk, *Does Frege Use a Truth-Predicate in his 'Justification' of the Laws of Logic? A Comment on Weiner*. *Mind*, 117 April 2008, 403–425
- Grice, H.P., *Logic and Conversation*. in: *Studies in the ways of words*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press 1989a, 22–40
- Grice, H.P., *Studies in the ways of words*. Cambridge, MA: Harvard University Press 1989b
- Hacker, Peter M.S./Baker, Gordon P., *Dummett's Purge: Frege Without Functions*. *The Philosophical Quarterly*, 33 April 1983, 115–132
- Hanks, Peter W., *The Content-Force Distinction*. *Philosophical Studies*, 2007, 141–164
- Hare, Richard M., *Some Sub-Atomic Particles of Logic*. *Mind*, 98 1989, 23–37
- Harris, N.G.E., *Geach on Frege's Assertion Sign*. *Analysis*, 27 1967, 186–189

- Hazlett, Allan, *The Myth of Factive Verbs*. Philosophy and Phenomenological Research, 80 2010, Nr. 3, 497–522
- Heal, Jane, *The Disinterested Search for Truth*. Proceedings of the Aristotelian Society, 88 1987, 97–108
- Heal, Jane, *Moore's Paradox: A Wittgensteinian Approach*. Mind, 103 1994, 5–24
- Heck, Richard, *The Consistency of Predicative Fragments of Frege's Grundgesetze der Arithmetik*. History and Philosophy of Logic, 17 1996, 209–220
- Heck, Richard, *Meaning and Truth-Conditions: A Reply to Kemp*. The Philosophical Quarterly, 52 January 2002, 82–87
- Heck, Richard, *Frege and Semantics*. Grazer Philosophische Studien, 75 2007, 27–63
- Heck, Richard/May, Robert, *The Function Is Unsaturated*. in: Beaney, Michael (Hrsg.): The Oxford Handbook of Analytical Philosophy. Oxford: Oxford University Press 2013
- Heck, Richard G./May, Robert, *Frege's Contribution to Philosophy of Language*. in: Lepore, Ernest/Smith, Barry, C. (Hrsg.): The Oxford Handbook of Philosophy of Language. Oxford University Press 2007, 3–39
- Heck, William C./Lycan, William G., *Frege's Horizontal*. Canadian Journal of Philosophy, 9 1979, 479–492
- Heijenoort, Jean van, *From Frege to Gödel. A Source Book in Mathematical Logic, 1879-1931*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press 1967a, (Aufl. 1977)
- Heijenoort, Jean van, *Logic as Calculus and Logic as Language*. Synthese, 17 1967b, 324–330
- Helme, Mark, *Frege's 'Beurtheilbarer Inhalt'*. Analysis, 43 1983, Nr. 2, 70–72
- Heyne, Moritz, *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: Verlag von S. Hirzel 1890
- Higginbotham, James, *Expression, Truth, Predication, and Context. Two Perspectives*. International Journal of Philosophical Studies, 16 2008, 473–494
- Hintikka, J., *Different Constructions in Terms of the Basic Epistemological Verbs*. in: The Intentions of Intentionality and Other New Models for Modalities. Dordrecht: Kluwer 1975, 1–25
- Hoche, Hans-Ulrich, *Vom 'Inhaltsstrich' zum 'Waagrechten'. Ein Beitrag zur Entwicklung der Fregeschen Urteilslehre*. in: Schirn, Matthias (Hrsg.): Studien zu Frege II. Logik und Sprachphilosophie. Stuttgart-Bad Cannstatt: Problemata Frommann-Holzboog 1976, 87–102
- Honderich, Ted, *The Oxford Companion to Philosophy*. 2. Auflage. Oxford: Oxford University Press 2005
- Horn, Christopher/Schwartz, Jeremy, *Unity and the Frege–Geach problem*. Philosophical Studies, 163 2013, Nr. 1, 15–24
- Horwich, Paul, *Truth*. Oxford: Basil Blackwell 1990
- Hrachovec, Herbert, *Ganze Sätze. Davidson über Prädikation*. Conceptus, 37 2008, 11–32
- Humberstone, I. L., *Direction of Fit*. Mind, 101 1992, 59–83
- Hume, David; Smith, Norman Kemp (Hrsg.), *Dialogues concerning Natural Religion*. Oxford: Oxford University Press 1935

- Hylton, Peter, *The nature of the proposition and the revolt against idealism*. in: Richard Rorty, J. B. Schneewind, Quentin Skinner (Hrsg.): *Philosophy in History*. Cambridge: Cambridge University Press 1984. – Kapitel 16, 375–397
- Jacquette, Dale, *Wittgenstein on Frege's Urteilstrich*. *International Logic Review*, 16 1985, 79–82
- Jeshion, Robin, *Frege's Notions of Self-Evidence*. *Mind*, 110 2001, 937–976
- Jeshion, Robin, *Evidence for Self-Evidence*. *Mind*, 113 2004, 131–138
- Jourdain, Philip E. B., *The Development of the Theories of Mathematical Logic and the Principles of Mathematics*. *The Quarterly Journal of Pure and Applied Mathematics*, 43 1912, 237–269
- Karttunen, Lauri, *Syntax and Semantics of Questions*. *Linguistics and Philosophy*, 1 1977, 3–44
- Kemmerling, Andreas, *Gedanken und ihre Teile*. *Grazer Philosophische Studien*, 37 1990, 1–30
- Kemmerling, Andreas, *Frege und die Redundanztheorie der Wahrheit*. in: Greimann, Dirk (Hrsg.): *Das Wahre und das Falsche. Studien zu Freges Auffassung von Wahrheit*. Band 64, Hildesheim: Georg Olms 2003a, 29–38
- Kemmerling, Andreas, *Das Wahre und seine Teile*. in: Greimann, Dirk (Hrsg.): *Das Wahre und das Falsche. Studien zu Freges Auffassung von Wahrheit*. Band 64, Hildesheim: Georg Olms 2003b, 141–153
- Kemp, Gary, *Frege: Assertion, Truth and Meaning*. in: Peregrin, Jaroslav (Hrsg.): *Truth and its Nature (If Any)*. Dordrecht: Kluwer 1999, 1–14
- Kenny, Anthony, *Will, Freedom and Power*. Oxford: Blackwell 1975
- Kenny, Anthony, *Frege: An Introduction to the Founder of Modern Analytic Philosophy*. Blackwell 1995
- Kienzler, Wolfgang, *Frege über Regeln und Gesetze*. in: Gabriel, Gottfried/Dathe, Uwe (Hrsg.): *Gottlob Frege. Werk und Wirkung*. Paderborn: Mentis 2000, 39–56
- Kiparski, Paul/Kiparski, Carol, *Fact*. in: Bierwisch, M./Heidolph, K. E. (Hrsg.): *Progress in Linguistics*. The Hague: Mouton 1970, 143–173
- Kitcher, Philip, *Frege's Epistemology*. *The Philosophical Review*, 88 1979, 235–262
- Klement, Kevin C., *Frege and the Logic of Sense and Reference*. New York: Routledge 2002
- Klemke, E. D. (Hrsg.), *Essays on Frege*. Urbana: University of Illinois Press 1968
- Kneale, William; Kneale, Martha, *The Development of Logic*. Oxford: Clarendon Press 1962
- Korselt, Alwin Reinhold, *Über die Grundlagen der Geometrie*. *Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung*, 12 1903, 402–7
- Kotatko, Petr, *Two Notions of Utterance Meaning*. *Proceedings of The Aristotelian Society*, 98 1998, 225–39
- Kreiser, Lothar, *Gottlob Frege: Leben - Werk - Zeit*. Hamburg: Meiner 2001
- Kremer, Michael, *Judgement and Truth in Frege*. *Journal of the History of Philosophy*, 38 2000, 549–581
- Kriegel, Uriah, *Moore's Paradox and the Structure of Conscious Belief*. *Erkenntnis*, 61 2004, 99–121

- Künne, Wolfgang, *Wahrheit*. in: Schnädelbach, H; Martens, E. (Hrsg.): Philosophie. Ein Grundkurs. Reinbeck: Rowohlt 1985
- Künne, Wolfgang, *Gottlob Frege*. in: Borsche, Tilman (Hrsg.): Klassiker der Sprachphilosophie. München: Beck 1996, 425–345
- Künne, Wolfgang, *Conceptions of Truth*. Oxford, New York: Oxford University Press 2003
- Künne, Wolfgang, *Die Philosophische Logik Gottlob Freges*. Frankfurt/Main: Klostermann 2010
- Künne, Wolfgang, *Merely Entertaining a Thought, Judging and Asserting*. in: Textor, M. (Hrsg.): Judgement and Truth in Early Analytic Philosophy and Phenomenology. Basingstoke: Palgrave Macmillan 2013, 52–73
- Lahiri, Utpal, *Questions and Answers*. Oxford: Oxford University Press 2002
- Levine, James, *Logic and Truth in Frege*. Proceedings of The Aristotelian Society, 70 1996, 141–175
- Levine, James, *Analysis and Decomposition in Frege and Russell*. The Philosophical Quarterly, 52 2002, 195–216
- Lewis, Clarence, Irving, *A Survey of Symbolic Logic*. Berkeley: University of California Press 1918
- Linsky, Leonard, *The Unity of the Proposition*. Journal of the History of Philosophy, 30 1992, 243–273
- Linville, Kent/Ring, Merrill, *Moore's Paradox Revisited*. Synthese, 87 1991, 295–309
- Lotter, Dorothea, *Logik und Vernunft*. Freiburg: Alber 2004
- Lotze, Rudolf Hermann; Gabriel, Gottfried (Hrsg.), *Logik*. Hamburg: Meiner 1843, (Ausg. 1989)
- Macbeth, Danielle, *Frege's Logic*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press 2005
- Macbride, Fraser, *Predicate Reference*. in: Lepore, Ernest/Smith, Barry (Hrsg.): The Oxford Handbook of Philosophy of Language. Oxford University Press 2007, 422–475
- MacFarlane, John, *Frege, Kant and the Logic in Logicism*. The Philosophical Review, 111 2002, 25–65
- Malcolm, Norman, *Ludwig Wittgenstein. A Memoir*. London: Oxford University Press 1984
- Martin, Wayne M., *Theories of Judgment*. New York: Cambridge University Press 2006
- McGuinness, Brian, *Wittgenstein in Cambridge: Letters and Documents 1911-1951*. Oxford: Blackwell 2008
- Mill, John Stuart, *A System of Logic*. Honolulu, Hawaii: University Press of the Pacific 1891, (Wiederabdr. 2002)
- Mittelstrass, Jürgen, *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*. Stuttgart, Weimar: Metzler 2004, Sonderausgabe
- Moore, G.E., *The Nature of Judgement*. Mind, 1899, 176–193
- Moore, G.E., *A Reply to my Critics*. in: Schilpp, P. (Hrsg.): The Philosophy of G.E. Moore. Evanston: Northwestern University Press 1942, 535–677
- Moore, G.E., *Russell's "Theory of Descriptions"*. in: Schilpp, P. (Hrsg.): The Philosophy of Bertrand Russell. La Salle, Illinois: Open Court 1944, Library of Living Philosophers, 175–225

- Moreno, Luis Fernandez, *Die undefinierbarkeit der Wahrheit bei Frege*. *Dialectica*, 50 1996, 25–35
- Morris, Michael, *The Good and the True*. Oxford: Oxford University Press 1992
- Mras, Gabriele, *Wahrheit, Gedanke, Subjekt: Ein Essay zu Frege*. Wien: Passagen Verlag 2001
- Noonan, Harold W., *Frege. A Critical Introduction*. Cambridge: Polity Press 2001
- Noordhof, Paul, *Believe What You Want*. *Proceedings of the Aristotelian Society*, 101 2001, 247–265
- Nusenoff, Ronald E., *Frege on 'Possible Content of Judgment'*. *Analysis*, 40 1980, Nr. 2, 83–85
- Oldenquist, Andrew, *Choosing, Deciding, and Doing*. in: Edwards, Paul (Hrsg.): *The Encyclopedia of Philosophy*. Band 2, New York: Macmillan Publishing 1972, 96–104
- Oliver, Alex, *What is a predicate?* in: Potter, Michael/Ricketts, Thomas (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Frege*. Cambridge: Cambridge University Press 2010, 118–148
- Owens, David John, *Does Belief have an Aim?* *Philosophical Studies*, 115 2003, 283–305
- Pagin, Peter, *Assertion*. in: Zalta, Edward N. (Hrsg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Fall 2008 (URL: <http://plato.stanford.edu/archives/fall2008/entries/assertion/>)
- Palmer, Anthony, *Concept and Object: The Unity of the Proposition in Logic and Psychology*. London: Routledge 1988
- Pardey, Ulrich, *Freges Kritik an der Korrespondenztheorie der Wahrheit*. Paderborn: Mentis 2004
- Parsons, Terrence, *On the Consistency of the First-order Portion of Frege's Logical System*. *Notre Dame Journal of Formal Logic*, 28 1987, 161–188
- Peacocke, Christopher, *Understanding and Rule-Following*. in: Coliva, A. (Hrsg.): *Meaning, Mind, and Knowledge: Themes from the Philosophy of Crispin Wright*. Oxford: Oxford University Press 2012, 49–76
- Pendlebury, Michael, *Against the Power of Force: Reflections on the Meaning of Mood*. *Mind*, 95 1986, 361–372
- Pfisterer, C C, *Kitcher and Frege on a priori Knowledge*. *Conceptus*, XXXVII 2009a, Nr. 94, 29–43
- Pfisterer, Christoph C., *Wittgenstein über das Müssen*. *Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst*, 61 2006, 28–35
- Pfisterer, Christoph C., *Moore's Paradox, Behaupten, Urteilen*. *Conceptus*, 37 2008, 41–62
- Pfisterer, Christoph C., *Gedanken beleuchten. Frege und Davidson zum Problem der Prädikation*. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 57 2009b, 583–595
- Pfisterer, Christoph C., *Prädikation und behauptende Kraft*. in: Imhof, Silvan/Conrad, Sarah-Jane (Hrsg.): *P.F. Strawson - Ding und Begriff*. Frankfurt: Ontos 2010, 51–73
- Picardi, Eva, *On Frege's Notion of Inhalt*. in: Abrusci, V.M./Cesari, E./Mugnai, M. (Hrsg.): *Atti del Convegno Internazionale di Storia della Logica*. Bologna: CLUEB 1982, 307–312
- Picardi, Eva, *Assertion and Assertion Sign.* in: Corsi, Giovanna/Mangione, Corrado/Mugnai, Massimo (Hrsg.): *Atti del Convegno Internazionale di Storia della Logica*. Bologna: CLUEB 1987, 139–154

- Picardi, Eva, *Sigwart, Husserl and Frege on Truth and Logic, or Is Psychologism Still a Threat?* European Journal of Philosophy, 5 1997, 162–182
- Picardi, Eva, *Frege and Davidson on Predication*. in: Amoretti, M. C./Vasallo, N. (Hrsg.): Knowledge, Language, and Interpretation: On the Philosophy of Donald Davidson. Frankfurt: Ontos 2008, 49–79
- Platts, Mark, *Ways of Meaning*. London: Routledge 1979
- Quine, Willard Van Orman, *Philosophy of Logic*. Cambridge, MA: Harvard University Press 1970
- Quine, W.V.O., *Methods of Logic*. 1982. Auflage. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press 1950, (4. Aufl. 1982)
- Rabus, Georg Leonard, *Die neusten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen und Die logische Frage*. Erlangen: Verlag von Andreas Deichert 1880
- Ramsey, F. P., *Universals*. Mind, 34 1925, 401–417
- Recanati, Francois, *Meaning and Force. The Pragmatics of Performative Utterances*. Cambridge: Cambridge University Press 1987
- Reck, Erich, *Frege on Truth, Judgment, and Objectivity*. Grazer Philosophische Studien, 75 2007, 149–173
- Ricketts, Thomas, *Frege, The Tractatus, and the Logocentric Predicament*. Noûs, 19 1985, 3–15
- Ricketts, Thomas, *Generality, Meaning and Sense in Frege*. Pacific Philosophical Quarterly, 67 1986a, 172–195
- Ricketts, Thomas, *Objectivity and Objecthood: Frege's Metaphysics of Judgement*. in: Haaraparranta, L./Hintikka, J. (Hrsg.): Frege Synthesized. Dordrecht, Boston: Reidel Publishing Company 1986b, 65–95
- Ricketts, Thomas, *Logic and Truth in Frege*. The Aristotelian Society, Suppl. Vol. 70 1996, 121–140
- Ricketts, Thomas, *Frege's 1906 Foray Into Metalogic*. Philosophical Topics, 25 1998, 169–188
- Ricketts, Thomas, *Quantification, Sentences, and Truthvalues*. Manuscript, 26 2003, Nr. 2, 389–424
- Rosenthal, David M., *Intentionality*. in: French, P./Uehling, T./Wettstein, H. (Hrsg.): Midwest Studies in Philosophy. Band 10, Minneapolis: University of Minnesota Press 1986a, 151–84
- Rosenthal, David M., *Two Concepts of Consciousness*. Philosophical Studies, 94 1986b, 329–359
- Rosenthal, David M., *A Theory of Consciousness*. Universität Bielefeld 1990 (40). – ZiF Technical Report
- Rosenthal, David M., *Moore's Paradox and Consciousness*. Philosophical Perspectives, 9 1995a, 313–333
- Rosenthal, David M., *Self-Knowledge and Moore's Paradox*. Philosophical Studies, 77 1995b, 196–209
- Rosenthal, David M., *Thinking That One Thinks*. in: Burri, Alex (Hrsg.): Language and Thought. Berlin, New York: de Gruyter 1997, 259–87

- Ruffino, Marco, *Wahrheitswerte als Gegenstände und die Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung*. in: Gabriel, G./Kienzler, W. (Hrsg.): *Frege in Jena*. Band 2, Würzburg: Königshausen und Neumann 1997, 139–148
- Rumfitt, Ian, *Frege's Theory of Predication: An Elaboration and Defense, with Some New Applications*. *The Philosophical Review*, 103 1994, 599–637
- Rumfitt, Ian, *Sentences, Names and Semantic Values*. *The Philosophical Quarterly*, 46 1996, 66–72
- Russell, Bertrand, *The Principles of Mathematics*. London: Allen and Unwin 1903
- Russell, Bertrand, *Meinong's Theory of Complexes and Assumptions (III.)*. *Mind*, 14 1904, 509–524
- Russell, Bertrand, *On Denoting*. *Mind*, 14 1905, 479–493
- Russell, Bertrand, *The Problems of Philosophy*. Oxford, New York: Oxford University Press 1912, (2. Aufl. 2001)
- Ryle, Gilbert, *The Concept of Mind*. Harmondsworth: Penguin Books 1949, (Wiederabdr. 1980)
- Ryle, Gilbert, *'If', 'So', and 'Because'*. in: Black, M. (Hrsg.): *Philosophical Analysis*. Ithaca: Cornell University Press 1950
- Schaar, Maria van der, *The Assertion-Candidate and the Meaning of Mood*. *Synthese*, 159 2007, 61–82
- Schirn, Matthias, *Concepts, Extensions, and Frege's Logicist Project*. *Mind*, 115 2006, 983–1006
- Schlotter, Sven, *Frege's Anonymous Opponent in Die Verneinung*. *History and Philosophy of Logic*, 27 2006, 43–58
- Schneider, Hans J., *Begriffe als Gegenstände der Rede*. in: Max, I./Stelzner, W. (Hrsg.): *Logik und Mathematik*. Frege-Kolloquium Jena 1993. Band 5, Berlin: de Gruyter 1995, 165–179
- Schulte, Joachim, *Es regnet, aber ich glaube es nicht. Zu "Philosophische Untersuchungen II.x"*. *Teoria*, 2 1985, 187–204
- Searle, John R., *Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press 1969, (Ausz. 1999)
- Searle, John R., *Indirect speech acts*. in: Cole, P./Morgan, J.L. (Hrsg.): *Syntax and Semantics*. Band 3, Academic Press 1975. – Kapitel *Speech Acts*, 59–82
- Searle, John R., *Expression and Meaning*. Cambridge: Cambridge University Press 1979
- Searle, John R., *Intentionality. An Essay in the Philosophy of Mind*. Cambridge: Cambridge University Press 1983
- Searle, John R., *Illocutionary Acts and the Concept of Truth*. in: Greimann, Dirk/Sigwart, Geo (Hrsg.): *Truth and Speech Acts*. London: Routledge 2007, Routledge Studies in Contemporary Philosophy, 31–40
- Searle, John R./Vanderveken, Daniel, *Foundations of Illocutionary Logic*. Cambridge: Cambridge University Press 1985
- Sextus, Empiricus, *Grundriss der pyrrhonischen Skepsis*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985
- Sher, Gila/Wright, Cory D., *Truth as a Normative Modality of Cognitive Acts*. in: Greimann, D./Sigwart, G. (Hrsg.): *Truth and Speech Acts*. London: Routledge 2007, 280–306

- Shieh, Sanford, *On Interpreting Frege on Truth and Logic*. in: Reck, Erich H. (Hrsg.): *From Frege to Wittgenstein*. Oxford, New York: Oxford University Press 2002, 96–124
- Shoemaker, Sidney, *On Knowing One's Own Mind*. *Philosophical Perspectives*, 2 1988, 183–209
- Shoemaker, Sidney, *Moore's Paradox and Self-Knowledge*. in: *The First-Person Perspective and other Essays*. Cambridge: Cambridge University Press 1996, 74–93
- Shoemaker, Sidney, *Self-Intimation and Second Order Belief*. *Erkenntnis*, 71 2009, 35–51
- Sigwart, Christoph; Maier, Dr. Heinrich (Hrsg.), *Logik*. Tübingen: J.C.B. Mohr 1873, (Ausg. 1921)
- Simons, Peter, *The Horizontal*. in: Schirn, Matthias (Hrsg.): *Frege: Importance and Legacy*. Band 13, de Gruyter 1996, 280–300
- Sluga, Hans, *Frege und die Typentheorie*. in: Käsbaur, M. (Hrsg.): *Logik und Logikkalkül*. Festschrift für Wilhelm Britzelmayer. München: Alber 1962, 195–209
- Sluga, Hans, *Gottlob Frege*. London: Routledge and Kegan Paul 1980, *The Arguments of the Philosophers*
- Sluga, Hans, *Frege against the Booleans*. *Notre Dame Journal of Formal Logic*, 28 1987, 80–98
- Sluga, Hans, *Frege on Meaning*. *Ratio*, 9 1996, 209–226
- Sluga, Hans, *Frege on the Indefinability of Truth*. in: Reck, E. (Hrsg.): *From Frege to Wittgenstein*. Oxford, New York: Oxford University Press 2001, 75–95
- Smith, Nicholas J. J., *Frege's Judgement Stroke and the Conception of Logic as the Study of Inference not Consequence*. *Philosophy Compass*, 4 2009, 639–665
- Smith, Nicholas J.J., *Frege's Judgement Stroke*. *Australasian Journal of Philosophy*, 78 2000, 153–75
- Soames, Scott, *Understanding Truth*. New York: Oxford University Press 1999
- Sorensen, Roy A., *Blindspots*. Oxford: Clarendon Press 1988
- Stainton, Robert J., *What Assertion is not*. *Philosophical Studies*, 85 1997, 57–73
- Stanley, Jason, *Truth and Metatheory in Frege*. *Pacific Philosophical Quarterly*, 77 1996, 45–70
- Stelzner, Werner, *Urteil und Negation: Frege und die Tradition*. in: Max, Ingolf (Hrsg.): *Traditionelle und moderne Logik*. Band 15, Leipziger Universitätsverlag 2003, 23–64
- Stenius, Erik, *Mood and Language-Game*. *Synthese*, 17 1967, 254–274
- Stepanians, Markus S., *Frege und Husserl über Urteilen und Denken*. Paderborn: Schöningh 1998
- Stepanians, Markus S., *Why Frege thought it to be 'probable' that truth is indefinable*. *Manuscripto*, 26 2003, 331–345
- Stepanians, Markus S., *Künnes Kritik an Freges Tretmühle*. in: Siebel, Mark/Textor, Mark (Hrsg.): *Semantik und Ontologie*. Beiträge zur philosophischen Forschung. Heusenstamm nr. Frankfurt: Ontos 2004, 131–152
- Stoothoff, R. H., *Note on a Doctrine of Frege*. *Mind*, 72 1963, 406–408
- Stoothoff, R. H., *Dudman on Frege's Judgement-Stroke*. *The Philosophical Quarterly*, 21 1971, 166–167
- Strawson, Peter F., *On Referring*. *Mind*, 59 1950a, 320–344



- Strawson, Peter F., *Truth*. Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volume, 24 1950b, 129–156
- Strawson, Peter F., *Individuals. An Essay in Descriptive Metaphysics*. London: Routledge 1959
- Strawson, Peter F., *Subject and Predicate in Logic and Grammar*. 2. Auflage. Aldershot: Ashgate 1974
- Strawson, Peter F., *Intention and Convention in Speech Acts*. in: Strawson, Peter F. (Hrsg.): *Logico-Linguistic Papers*. Aldershot: Ashgate 2004, 115–129
- Stuhlmann-Laeisz, Rainer, *Gottlob Freges 'Logische Untersuchungen'*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995
- Sullivan, Peter M., *The Sense of 'A Name of a Truth-Value'*. The Philosophical Quarterly, 44 1994, 476–481
- Sundholm, Göran, *Frege, August Bebel and the Return of Alsace-Lorraine: The dating of the distinction between Sinn and Bedeutung*. History and Philosophy of Logic, 22 2001, 57–73
- Tappenden, Jamie, *Metatheory and Mathematical Practice in Frege*. Philosophical Topics, 25 1997, 213–264
- Tappenden, Jamie, *Frege on Axioms, Indirect Proof, and Independence Arguments in geometry: Did Frege reject independence arguments?* Notre Dame Journal of Formal Logic, 41 2000, 271–315
- Taschek, William, W., *Truth, Assertion, and the Horizontal: Frege on 'The Essence of Logic'*. Mind, 117 2008, 375–401
- Textor, Mark, *Frege's Acknowledgment Theory of Judgement*. 2008, MS
- Textor, Mark, *A Repair of Frege's Theory of Thoughts*. Synthese, 167 2009a, 105–123
- Textor, Mark, *Unsaturatedness: Wittgenstein's Challenge, Frege's Answer*. Proceedings of the Aristotelian Society, 109 2009b, 61–82
- Textor, Mark, *Frege on Judging as Acknowledging the Truth*. Mind, 19 2010, 615–655
- Textor, Mark, *Frege: Guidebook to Sense and Reference*. London: Routledge 2011
- Thiel, Christian, *Sinn und Bedeutung in der Logik Gottlob Freges*. Meisenheim am Glan: Anton Hain 1965
- Tugendhat, Ernst, *The Meaning of 'Bedeutung' in Frege*. Analysis, 30 1970, 177–189
- Vahid, Hamid, *Aiming at Truth: Doxastic vs. Epistemic Goals*. Philosophical Studies, 131 2006, 303–335
- Vanderveken, Daniel/Kubo, Susumu, *Essays in Speech Act Theory*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company 2002
- Velleman, David, *The Possibility of Practical Reason*. Oxford: Oxford University Press 2000
- Walker, Mark T., *Williams, Truth-aimedness and the Voluntariness of Judgement*. Ratio (new series), 14 2001, 68–83
- Wedgwood, Ralph, *The Aim of Belief*. Philosophical Perspectives, 16 2002, 287–297
- Weiner, Joan, *Frege in Perspective*. Ithaca, London: Cornell University Press 1990
- Weiner, Joan, *Frege Explained*. Chicago and La Salle, Illinois: Open Court 2004a
- Weiner, Joan, *What Was Frege Trying to Prove? A Response to Jeshion*. Mind, 113 2004b, 115–29

- Weiner, Joan, *Semantic Decent*. Mind, 114 2005, 321–354
- Weiner, Joan, *How Tarskian is Frege?* Mind, 117 2008, 427–450
- Whitehead, Alfred, North/Russell, Bertrand, *Principia Mathematica*. Cambridge: Cambridge University Press 1910
- Williams, Bernard, *Deciding to believe*. in: Problems of the Self. Philosophical Papers, 1956–1972. Cambridge: Cambridge University Press 1973, 136–151
- Williams, Bernard, *Truth and Truthfulness*. Princeton, Oxford: Princeton University Press 2002
- Williams, John N., *Moorean Absurdity and the Intentional 'Structure' of Assertion*. Analysis, 54 1994, 160–166
- Williams, John N., *Moorean Absurdities and the Nature of Assertion*. Australasian Journal of Philosophy, 74 1996, 135–49
- Williams, John N., *Wittgensteinian Accounts of Moorean Absurdity*. Philosophical Studies, 92 1998, 283–306
- Williamson, Timothy, *Knowing and Asserting*. The Philosophical Review, 105 1996, 489–523
- Wilson, John Cook, *Statement and Inference*. Bristol: Thoemmes Press 1926, (Wiederabdr. 2002)
- Windelband, Wilhelm, *Präludien. Aufsätze und Reden zur Philosophie und ihrer Geschichte*. Tübingen: Mohr 1915
- Wittgenstein, Ludwig, *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1963
- Wittgenstein, Ludwig, *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1984
- Wittgenstein, Ludwig, *Vermischte Bemerkungen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1997, (Werkausgabe in 8 Bänden)
- Wittgenstein, Ludwig, *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1999, (Werkausgabe in 8 Bänden)